SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Forschen und Forschung in Kontexten des Alter(n)s: Ausblicke und Konsequenzen für die Soziale Arbeit

Löffler, Eva Maria (Ed.); Bleck, Christian (Ed.); Rüßler, Harald (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Löffler, E. M., Bleck, C., & Rüßler, H. (Hrsg.). (2025). *Forschen und Forschung in Kontexten des Alter(n)s: Ausblicke und Konsequenzen für die Soziale Arbeit* (Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit, 29). Opladen: Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/84743157

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by/4.0

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Diese Version ist zitierbar unter / This version is citable under:
https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-105360-7

Eva Maria Löffler, Christian Bleck,
Harald Rüßler (Hrsg.)

Forschen und Forschung in Kontexten des Alter(n)s

Ausblicke und Konsequenzen für die Soziale Arbeit

Theorie, Forschung und Praxis
der Sozialen Arbeit | Band 29

Verlag Barbara Budrich

Forschen und Forschung in Kontexten des Alter(n)s

Buchreihe
Theorie, Forschung und Praxis
der Sozialen Arbeit

herausgegeben von der
Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA)

Prof. Dr. Kathrin Aghamiri
Prof. Dr. Stefan Borrmann
Prof. Dr. Miriam Burzlaff
Prof. Dr. Julia Franz
Prof. Dr. Anne van Rießen
Prof. Dr. Christian Spatscheck
Prof. Dr. Claudia Steckelberg

Band 29

Eva Maria Löffler
Christian Bleck
Harald Rüßler (Hrsg.)

Forschen und Forschung in Kontexten des Alter(n)s

Ausblicke und Konsequenzen für die Soziale Arbeit

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2025

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier, CO_2-kompensierte Produktion. Mehr Informationen unter https://budrich.de/nachhaltigkeit/. Printed in Europe.

© 2025 Dieses Werk ist beim Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
Stauffenbergstr. 7 | D-51379 Leverkusen | info@budrich.de | www.budrich.de

Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (https://doi.org/10.3224/84743157).
Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN	978-3-8474-3157-2 (Paperback)
eISBN	978-3-8474-3297-5 (PDF)
DOI	10.3224/84743157

Druck: Libri Plureos, Hamburg
Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Satz: Linda Kutzki, Berlin – www.textsalz.de
Lektorat: Dr. Andrea Lassalle, Berlin – andrealassalle.de

Vorwort

Zur Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit

Für die Auseinandersetzung in fachlichen, gesellschaftlichen und politischen Diskursen benötigen Wissenschaftler*innen und Fachkräfte Sozialer Arbeit fundiertes Wissen, um Theorien und Konzepte weiterzuentwickeln, etablierte Sicht- und Handlungsweisen zu hinterfragen und allzu einfachen Erklärungsmustern zu begegnen. Das für die Soziale Arbeit relevante Wissen bezieht sich dabei auf soziale Phänomene, die als problematisch wahrgenommen werden und die in ihrer Genese und im gesellschaftlichen Kontext zu analysieren sind. Ebenso sind der fachliche, der gesellschaftliche und der politische Umgang mit diesen Phänomenen relevant.

Die Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) setzt sich seit ihrer Gründung im Jahr 1989 dafür ein, die Rahmenbedingungen zur Generierung neuer Erkenntnisse stetig zu verbessern und Wissen aus den professionellen und disziplinären Diskursen so aufzubereiten, dass es eine gute Verbreitung erfährt und langfristig zur Verfügung steht.

In den letzten Jahrzehnten haben sich Disziplin und Profession Sozialer Arbeit stetig weiterentwickelt und ausdifferenziert. Dies bildet sich auch in der kontinuierlich wachsenden Mitgliederzahl der DGSA und der Neugründung von Sektionen und Fachgruppen in der wissenschaftlichen Fachgesellschaft ab. Einige der für die Soziale Arbeit maßgeblichen Rahmenbedingungen haben mit diesen Entwicklungen noch nicht Schritt gehalten. Hier liegen Ansatzpunkte für das Engagement der DGSA. Die Fachgesellschaft setzt sich seit Jahren für eine der Forschung der Sozialen Arbeit adäquate Forschungsförderung der hierfür maßgeblichen Institutionen und entsprechende Strukturen an den Hochschulen ein. Für Begutachtungen von Forschungsanträgen wurde eine eigene Forschungsethikkommission etabliert, ein von den Mitgliedern entwickelter Forschungsethikkodex bietet Orientierung im Forschungsprozess. Um es jungen Wissenschaftler*innen zu ermöglichen, in der Wissenschaft Soziale Arbeit zu promovieren, fordert die DGSA ein eigenes Promotionsrecht für Professor*innen an Hochschulen für Angewandte Wissenschaften und hat Qualitätskriterien für die Begleitung von Promotionen entwickelt. Die Fachgesellschaft engagiert sich für die stetige Weiterentwicklung von Studiengängen Sozialer Arbeit, und mit dem Kerncurriculum wurde Hochschulen ein orientierender Rahmen für die Konzipierung solcher Studiengänge zur Verfügung gestellt. Nicht zuletzt greift die DGSA gesellschaftlich relevante Fragen auf und positioniert sich zu aktuellen gesellschaftspolitischen Themen.

Die Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung von Disziplin und Profession Sozialer Arbeit und das vielfältige Engagement der DGSA bilden sich auch in den Publikationen im Rahmen der Schriftenreihe der DGSA ab. Diese umfasst

seit 2010 neben den Sammelbänden zu den Jahrestagungen vor allem Bände, die von den Sektionen und Fachgruppen gestaltet werden und häufig aus den von ihnen veranstalteten Tagungen und Workshops resultieren. Darüber hinaus werden in der Schriftenreihe Bände publiziert, die aktuelle gesellschaftliche Themen und fachliche Fragestellungen aufgreifen, welche für die Soziale Arbeit und die Wissenschaft Soziale Arbeit von Bedeutung sind.

Die Reihe wendet sich an Lehrende, Forschende, Fachkräfte und Studierende der Sozialen Arbeit sowie benachbarter Disziplinen und Professionen, die sich ebenfalls mit den Gegenständen der Sozialen Arbeit befassen. Mit den vielfältigen Bänden im Rahmen der Reihe laden wir die Leser*innen dazu ein, sich aktiv in die Diskurse einzubringen und die Wissenschaft Soziale Arbeit mitzugestalten.

Berlin, Bremen, Düsseldorf, Landshut, Münster, Neubrandenburg
im September 2025

*Die Herausgeber*innen*

Kathrin Aghamiri
Stefan Borrmann
Miriam Burzlaff
Julia Franz
Anne van Rießen
Christian Spatscheck
Claudia Steckelberg

Inhalt

Vorwort 5

Einleitung

Forschen und Forschung in Kontexten des Alter(n)s mit Reflexionen für die Soziale Arbeit: eine Hinführung 9
Eva Maria Löffler, Christian Bleck und Harald Rüßler

I. Erkenntnisse zum Forschen sowie zum Forschungsprozess

Sozialraumentwicklung als Forschungsweise für Forschungen in Kontexten des Alter(n)s ... 21
Monika Alisch und Wolfgang Stadel

Das Hilfepaarinterview als Erhebungsinstrument in Kontexten des Alter(n)s 34
Marlene Jänsch

Digital Storytelling im institutionalisierten Wohnen der Altenhilfe – Reflexionen zum Forschungsprojekt „Raum für meine (digitale) Geschichte" 48
Robert Rempel

Sprechen und Schweigen über sexualisierte Gewalt – Reflexionen zum Umgang mit tabuisierten Themen im Forschungsprozess mit älteren Menschen 64
Franziska Weiser

II. Erkenntnisse der Forschung

PROFESSIONSBEZOGENE FORSCHUNG

Das Wissen Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s. Ein Blick auf die Wissensverwendung in unterschiedlichen Arbeitsfeldern 79
Eva Maria Löffler

Deutungsmuster des ‚Alters' in Handlungsfeldern der Sozialen Altenarbeit 95
Marina Vukoman

Alltagsrassismus – (K)ein Thema in den Kontexten des Alter(n)s?! Ein Beitrag zur Professionalisierung Sozialer Arbeit 109
Monique Ritter und Marlene Jänsch

Zum professionellen Selbstverständnis Sozialer Arbeit in der stationären Langzeitpflege: Reflexion von Funktion und Position 123
Kathrin Bieler, Christian Bleck, Susanne Frewer-Graumann und Yvonne Behrens

„Wer bin ich denn, dass ich hier den Schlüssel umdrehen kann?" – Reflexion professionstheoretischer Handlungsansätze sozialer Altenarbeit in stationären Altenhilfeeinrichtungen im Zuge der Corona-Pandemie 137
Yvonne Rubin

ADRESSAT:INNENBEZOGENE FORSCHUNG

Ist Angehörigenpflege (noch) genderkonstruiert? Männer vereinbaren Pflege und Beruf ... 155
Erna Dosch

Distance Caregiving – Vom Sorgen aus der Ferne und den Konsequenzen für die Soziale Arbeit 168
Stefanie Engler

Sexualität im Pflegeheim – Einblicke in ein stigmatisiertes und tabuisiertes Forschungs- und Handlungsfeld Sozialer Arbeit 182
Julia Steinfort und Birgitta Sträter

Die Relevanz digitaler Medien für Kommunikation und Teilhabe im höheren und hohen Alter in sozialräumlichen Kontexten 194
Tjard de Vries, Ines Himmelsbach und Michael Doh

ORGANISATIONSBEZOGENE FORSCHUNG

Organisation der Altenhilfe nach § 71 SGB XII und die Bedeutung der Sozialen Arbeit: Erkenntnisse aus einem gerontologischen Gutachten mit dem Fokus auf Einzelleistungen ... 209
Christian Bleck, Cornelia Kricheldorff und Stefanie Engler

Organisationsformen Sozialer Arbeit in Seniorenbüros: Ergebnisse einer Evaluationsstudie in NRW 223
Markus Kühnel

Ausblicke und Konsequenzen

Ausblicke und Konsequenzen für die Soziale Arbeit aus der Forschung in Kontexten des Alter(n)s: eine Synopse 241
Christian Bleck, Eva Maria Löffler und Harald Rüßler

Autor:innenangaben 253

EINLEITUNG

Forschen und Forschung in Kontexten des Alter(n)s mit Reflexionen für die Soziale Arbeit: eine Hinführung

Eva Maria Löffler, Christian Bleck und Harald Rüßler

Der Anteil älterer Menschen an der Bevölkerung wird in den nächsten Jahren weiter steigen, was Bund, Länder und Kommunen sowie die Gesamtgesellschaft bereits heute vor große Herausforderungen stellt. Denn schon heute führen die demografischen Veränderungen bei einem gleichzeitig steigenden Mangel in subjektiven und objektiven Lebenslage-Dimensionen (z. B. Voges et al. 2003) zu einem wachsenden Bedarf an Beratung, Unterstützung, Versorgung und Pflege im Alter. Dabei stellen sich insbesondere Fragen der Ermöglichung sozialer Teilhabe für die heterogene Gruppe der älteren Menschen. In gleicher Weise von Bedeutung sind die Ressourcen und Potenziale des Alter(n)s, die sich z. B. in Selbstermächtigungs- und Engagementformen zeigen. Spätestens seit den 1980er Jahren – angestoßen „durch den demografisch bedingten Bedeutungszuwachs von Altenpolitik, der wiederum einen Ausbau der sozialen Altenhilfe und eine Ausdifferenzierung der altenspezifischen Dienste und Einrichtungen mit sich brachte“ (Aner/Karl 2020: 1) – ist Alter(n) auch ein Thema für die Soziale Arbeit (ebd.). Allerdings wird seitdem beständig darauf hingewiesen, dass die fachliche Profilierung und strukturelle Positionierung Sozialer Arbeit in Handlungskontexten des Alter(n)s unzureichend sei (z. B. Mühlum 1989: 45, Künzel-Schön 1996: 280, Schweppe 2005: 1, Aner/Karl 2020: 1, Bleck/van Rießen 2022: 4, Löffler/Reuther 2022: 285).

Gleichwohl ist zu konstatieren, dass Soziale Arbeit einerseits in einer Vielzahl unterschiedlicher altersspezifischer Handlungskontexte (z. B. kommunale Senior:innenberatung, Senior:innentreff, stationäre Langzeitpflege, Geriatrie) von zentraler Bedeutung ist. Denn auf Basis ihres breiten Wissens und Könnens sind Sozialarbeiter:innen in besonderer Weise in der Lage, ältere Menschen in der Bewältigung sozialer Probleme zu unterstützen, die sich in ungleichen Möglichkeiten zur Lebensführung, unterschiedlichen Teilhabechancen am gesellschaftlichen Leben sowie Ungleichheiten z. B. in Bezug auf Bildung, Gesundheit, Beschäftigung, Einkommen und soziale Beziehungen zeigen (z. B. DGSA-FG ‚Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s‘ 2022; DGSA 2016: 2; Engelke et al.

2016: 241ff.). Dabei berücksichtigen Sozialarbeiter:innen in besonderer Weise individuelle, soziale und auch sozialpolitische Faktoren (Aner/Karl 2020: 2). Andererseits gewinnen Fragen des Alter(n)s auch in originär altersunspezifischen Handlungskontexten Sozialer Arbeit (z. B. Sucht- oder Paarberatungsstellen) zunehmend an Bedeutung und erfordern dort sukzessive Anpassungen in den Adresssierungen, Angebotsstrukturen sowie -inhalten.

Mit diesen Voraussetzungen und Entwicklungen steigt auch der Bedarf an differenziertem Wissen in Form von theoretischen Grundlagen und praktischen Handlungsoptionen zum Gegenstand Alter(n) für und durch die Soziale Arbeit. Sie ist gefordert, auf diese (veränderte) Ausgangslage in Forschung, Praxis und Ausbildung zu reagieren. Als Handlungswissenschaft ist Soziale Arbeit grundlagen- sowie anwendungsbezogen (Birgmeier/Mührel 2011: 23, 128ff.) und benötigt auch in Kontexten des Alter(n)s Disziplin-, Professions- und Praxisforschung (Thole 2012: 47). Dabei ermöglichen ihr sowohl die eigenen theoretischen Zugänge als auch die der Bezugsdisziplinen eine umfassende Analyse und Begründung professionellen Handelns sowie eine multiperspektivische Betrachtung des Alterns. Mithilfe dieser theoretischen Ansätze liefert sie Ansatzpunkte zur Reflexion, Begründung und Weiterentwicklung der Sozialen Arbeit wie auch zur Gestaltung der Rahmenbedingungen, innerhalb derer die Praxis Sozialer Arbeit agiert (DGSA 2014). Dabei müssen zentrale Gegenstandsbezüge der Forschung Sozialer Arbeit wie soziale Ungleichheiten, Teilhabechancen und Versorgungsstrukturen auch in Kontexten des Alter(n)s stets kritisch reflektiert und kontextualisiert werden. Dies schließt ein, strukturelle Ursachen sozialer Probleme zu analysieren und politische sowie administrative Verantwortung einzufordern (u. a. DGSA-FG ‚Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s' 2022).

Seit ihrer Gründung im April 2019 hat es sich die Fachgruppe ‚Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s' der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit e. V. zur Aufgabe gemacht, Fragen der Sozialen Arbeit in Bezug auf das Alter(n) grundlegend und handlungsfeldübergreifend, aber originär in disziplinärer und professioneller Perspektive der Sozialen Arbeit zu thematisieren, kritisch zu reflektieren und zu bearbeiten. Damit soll zur Anregung und (Weiter-)Entwicklung professionstheoretischer und -praktischer Grundlagen für die Soziale Arbeit in Handlungskontexten des Alter(n)s beigetragen werden. Der vorliegende Sammelband ist als Produkt dieser Bestrebungen zu verstehen und basiert auf Beiträgen aus dem Kreis der Mitglieder der DGSA-Fachgruppe ‚Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s'. Er führt – im Sinne des Haupttitels – Artikel zu empirischen Forschungsprojekten in Kontexten des Alter(n)s zusammen, denen bei aller Heterogenität der Untersuchungsgegenstände und Forschungszugänge, aber auch der Rahmenbedingungen der Forschungsprozesse gemeinsam ist, dass sie – im Sinne des Untertitels – Ausblicke und Konsequenzen für die Soziale Arbeit in diesen Kontexten reflektieren. Dadurch unterscheidet sich der vorliegende Sammelband von anderen Bänden wie *Alternsforschung* (Hank et al. 2019) oder *Handbuch Alter und Altern* (Fuchs 2021), die keinen unmittelbaren Bezug zur

Sozialen Arbeit als Profession oder Disziplin herstellen. Von Bänden wie z. B. *Soziale Arbeit für alte Menschen* (Zippel/Kraus 2011), *Soziale Arbeit und Altern* (Meyer 2019), *Handbuch Soziale Arbeit und Alter* (Aner/Karl 2020) oder *Soziale Arbeit mit alten Menschen* (Bleck/van Rießen 2022) unterscheidet sich der Sammelband dadurch, dass alle Beiträge auf eigenen empirischen Arbeiten beruhen. Deutlich wird, dass die Forschung in Kontexten des Alter(n)s angesichts der demografischen Entwicklungen und des sozialen Wandels auch für und durch die Soziale Arbeit an Relevanz gewinnt. Bisher gibt es kaum professionsbezogene Forschung zu Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s und in adressat:innen- sowie organisationsbezogener Forschung werden Konsequenzen für die Soziale Arbeit als Wissenschaft, Praxis und Ausbildung bislang immer noch zu wenig thematisiert. Diese Lücke versucht der vorliegende Band ein Stück weit zu schließen.

Der Band gliedert sich in zwei Teile: Im ersten Teil werden *Erkenntnisse zum Forschen sowie zum Forschungsprozess* und im zweiten Teil *Erkenntnisse der Forschung* in Kontexten des Alter(n)s präsentiert. Am Ende aller Beiträge werden Ausblicke und/oder Konsequenzen für die Soziale Arbeit als Wissenschaft, Praxis und/oder Ausbildung reflektiert.

Die Beiträge im ersten Teil des Sammelbandes haben also das Forschen zu und mit älteren Menschen zum Gegenstand. Den Auftakt bildet der Aufsatz von *Monika Alisch* und *Wolfgang Stadel*, die für einen sozialräumlichen und intersektionalitätssensiblen Forschungsansatz in Kontexten des Alterns plädieren. Die Autor:innen argumentieren, dass Forschung mit älteren Menschen pauschale Zuschreibungen und Verdinglichungen vermeiden und stattdessen Beziehungen zwischen Menschen über geteilte Interessen und Themen herstellen sollte. Sie stellen das Konzept der Sozialraumentwicklung und -organisation vor, das transdisziplinär, transformativ und partizipativ arbeitet. Anhand von Beispielen aus Forschungsprojekten zu Demenz und älteren Migrant:innen zeigen sie, wie dieser Ansatz in der Praxis umgesetzt werden kann. Zentrale Aspekte sind die Schaffung von Diskursräumen, die Berücksichtigung lokaler Besonderheiten und die Stärkung von Selbstorganisation und Selbsthilfe. Der Ansatz zielt darauf ab, marginalisierte Gruppen zu befähigen, ihre eigenen Interessen zu erkennen und zu vertreten, um so ihre gesellschaftliche Teilhabe zu stärken. Die Autor:innen betonen die Notwendigkeit, die Forschungsmethoden an die spezifischen Bedürfnisse und Kontexte der älteren Menschen anzupassen und ihre Erfahrungen und Perspektiven in den Mittelpunkt zu stellen.

Im zweiten Beitrag untersucht *Marlene Jänsch* das Hilfepaarinterview als innovative Erhebungsmethode für die Forschung Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s. Diese Methode kombiniert Elemente aus Einzelinterviews und Gruppendiskussionen, um tiefere Einblicke in die Erfahrungen älterer Menschen in Hilfebeziehungen zu gewinnen. Die Autorin zeigt, dass das Hilfepaarinter-

view besonders geeignet ist, um die komplexen Dynamiken zwischen hilfesuchenden hochaltrigen Menschen und hilfeleistenden Engagierten zu erfassen. Es ermöglicht die Rekonstruktion von Interaktionsdynamiken, Aushandlungsprozessen sowie Macht- und Ungleichheitsverhältnissen in Hilfebeziehungen. Die triadische Interaktionsweise, bei der die forschende Person eine aktive Rolle einnimmt, erfordert besondere Reflexivität. Der Aufsatz verdeutlicht, dass diese Methode wertvolle Erkenntnisse über die Lebenswelten älterer Menschen, ihre Hilfebedarfe und die Herausforderungen ehrenamtlicher Unterstützung liefert. Dabei werden indirekt auch sensible Themen wie Verletzlichkeit und Überforderung angesprochen. Das Hilfepaarinterview erweist sich nach Erfahrungen der Autorin als vielversprechendes Instrument für die Erforschung von Unterstützungsstrukturen im Alter und bietet Potenzial für eine praxisnahe Forschung in der Sozialen Arbeit mit älteren Menschen.

Auch *Robert Rempel* untersucht einen methodischen Zugang für die Forschung mit älteren Menschen. In seinem Beitrag reflektiert er das Forschungsprojekt ‚Raum für meine (digitale) Geschichte', das Menschen im institutionalisierten Wohnen der Altenhilfe durch partizipative Sozialraumforschung Räume zum lebensgeschichtlichen Erzählen eröffnete. Im Fokus stand die Frage, wie sich subjektive und kollektive biografische Reflexions- und Aneignungsprozesse im Kontext des Digital Storytelling gestalten. Der Ansatz hatte das Anliegen, Erzählräume zu ermöglichen, in denen marginalisierte Perspektiven sichtbar werden und neue Sinngebungen entstehen können. Die Ergebnisse zeigen, dass die Entwicklung von Geschichten durch die Teilnehmenden eine individuelle, kollektive und unvorhersehbare Gestaltungskraft entwickeln konnte. Dies ermöglichte im Projektzusammenhang eine Ermächtigung der älteren Menschen, ihre eigenen Geschichten auf ihre Weise zu erzählen und sich so ihrer Identität neu zu bemächtigen. Der Beitrag unterstreicht die Bedeutung von Forschung, die ältere Menschen nicht ihrer eigenen Sprache beraubt, sondern Räume für kreativen Ausdruck und biografische Reflexion schafft.

Im letzten Beitrag des ersten Teils legt *Franziska Weiser* den Fokus auf das Spannungsfeld zwischen Sprechen und Schweigen über sexualisierte Gewalt und erörtert an diesem Beispiel, wie Forschende Sozialer Arbeit und angrenzender Disziplinen mit Tabus in der Forschung in Kontexten des Alter(n)s umgehen können. Zugleich untersucht die Autorin, wie gesellschaftliche Tabus und individuelle Schamprozesse die Forschung beeinflussen. Der Beitrag entwickelt entlang zweier Forschungsprojekte mit älteren Menschen methodologische Überlegungen und praktische Umsetzungsmöglichkeiten, um das Spannungsfeld zu bearbeiten. Deutlich wird, dass für ein Sprechen über gesellschaftlich tabuisierte Themen vor allem Reflexionsprozesse notwendig sind. Der Beitrag formuliert zudem Handlungsempfehlungen für die Soziale Arbeit und betont die Notwendigkeit, Bedingungen zu schaffen, die ein Sprechen über sexualisierte Gewalt ermöglichen.

Die Beiträge im zweiten Teil des vorliegenden Sammelbandes präsentieren die Erkenntnisse laufender und früherer empirischer Untersuchungen in Kon-

texten des Alter(n)s. Unserem Verständnis von Sozialer Arbeit als Handlungswissenschaft folgend, die das Handeln von Menschen (z. B. Birgmeier 2014: 12; DGSA 2016: 2) in Kontexten des Alter(n)s in den Blick nimmt, ergaben sich für den zweiten Teil unseres Sammelbandes drei Hauptkapitel: Sie nehmen im Ausgangspunkt eine professionsbezogene (Kap. 1), eine adressat:innenbezogene (Kap. 2) und eine organisationsbezogene Perspektive (Kap. 3) ein.

Der Untersuchungsgegenstand der professionsbezogenen Forschungsstudien bezieht sich ausdrücklich auf die Profession Soziale Arbeit; es wird das Handeln von Fachkräften der Sozialen Arbeit in unterschiedlichen Arbeits- und Praxisfeldern der Altenhilfe untersucht. Im ersten Beitrag rekonstruiert *Eva Maria Löffler* arbeitsfeldübergreifend die Wissensarten, die Sozialarbeiter:innen in der Altenhilfe benötigen und nutzen. Theoretisch fundiert werden unterschiedliche Wissensbestände betrachtet und auf dieser Basis eine multi-methodische Studie mit Interviews und einem Online-Survey durchgeführt. Die Ergebnisse zeigen, dass Fachkräfte verschiedene Wissensarten nutzen, von denen vier besonders relevante weiter ausgeführt werden: Wissenschaftliches Wissen, Rechtsgrundlagen, Methodenwissen und Zielgruppenwissen. Im Verlauf der Analyse wird genauer bestimmt, was diese Wissensarten konkret beinhalten, und abschließend werden Konsequenzen für die Soziale Arbeit als Wissenschaft, Praxis und Lehre reflektiert.

Marina Vukomann untersucht in ihrem Aufsatz die Rolle der Sozialen Arbeit im Kontext des Alter(n)s aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive. Ausgehend von einem wissenssoziologisch orientierten Deutungsmusterbegriff, der als eine Art ‚Brückenkonzept' zwischen Diskursen und alltäglicher Deutungspraxis verstanden werden kann, analysiert sie, wie Sozialarbeiter:innen im Arbeitsfeld der Offenen Altenarbeit das Alter deuten und welche Auswirkungen diese Deutungen auf ihre Praxis mit den Nutzer:innen haben. Im Zentrum steht das Deutungsmuster ‚Alter als universelles Risiko', das die Annahme impliziert, Alter sei ein problematischer Zustand, der präventive Maßnahmen erfordere. Der Beitrag erörtert kritisch, wie dieses Deutungsmuster die Handlungsorientierungen der Sozialarbeiter:innen beeinflusst und die Profession als eine Form der institutionellen Risikoregulierung im Alter positioniert.

Im dritten Beitrag untersuchen *Monique Ritter* und *Marlene Jänsch* die Rolle der Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s im Hinblick auf Alltagsrassismus und machen darauf aufmerksam, dass im deutschsprachigen Raum rassismuskritische Forschungsarbeiten, die Kontexte des Alter(n)s in den Blick nehmen, im Allgemeinen wie in der Sozialen Arbeit, selten sind. In ihrem Beitrag führen sie theoretisch in die Konzepte Alltagsrassismus und Rassismuskritik ein und verbinden diese mit einem kritisch-reflexiven Professionsverständnis Sozialer Arbeit. Auf dieser Basis stellen sie eine von ihnen durchgeführte autoethnografische Forschungsstudie zum Praxisfeld der Quartiersarbeit mit älteren Menschen vor, deren Ergebnisse die Notwendigkeit rassismuskritischer Perspektiven und die Bedeutung von Kompetenzen und Rahmenbedingungen in Lehre und Praxis der Sozialen Arbeit verdeutlichen. Es zeigt sich, inwiefern rassistische Struktu-

ren und Praktiken in diesen Kontexten des Alter(n)s wirken und wie Sozialarbeiter:innen sensibilisiert und handlungsfähig gemacht werden können, um der (Re-)Produktion von Rassismus entgegenzuwirken.

Auf einen praxisfeldübergreifenden Beitrag und zwei Aufsätze zu Sozialer Arbeit in offenen Arbeitsfeldern folgen zwei Beiträge, die ihre professionsbezogene Perspektive auf die Soziale Arbeit in stationären Pflegeeinrichtungen richten. *Kathrin Bieler, Christian Bleck, Susanne Frewer-Graumann* und *Yvonne Behrens* beziehen sich auf das professionelle Selbstverständnis von Fachkräften Sozialer Arbeit – als Mitarbeitende des Sozialen Dienstes (SD) – in der stationären Langzeitpflege. Mittels einer Sekundäranalyse von zwei qualitativen Studien wird insbesondere untersucht, wie sie ihre Funktion und Position in diesem Handlungskontext wahrnehmen. Dabei werden historische Entwicklungslinien, veränderte institutionelle Rahmenbedingungen und die Abgrenzung zu anderen Berufsgruppen berücksichtigt. Die Autor:innen halten fest, dass den Interviewten Alleinstellungsmerkmale des SD in der Langzeitpflege zwar bewusst zu sein scheinen, es ihnen aber – auch mangels struktureller Voraussetzungen – gleichzeitig schwerfällt, die Funktion und Position des SD nach innen klar zu bestimmen sowie nach außen konkret konzeptionell zu begründen.

Im abschließenden Beitrag dieses Kapitels untersucht *Yvonne Rubin* Handlungsstrategien der Profession Soziale Arbeit in stationären Altenhilfeeinrichtungen während der Corona-Pandemie. Im Fokus stehen die Spannungsfelder zwischen lebensweltorientierten Handlungsansätzen, den Bedürfnissen der Bewohner:innen und den realen Einschränkungen durch Schutzmaßnahmen. Anhand einer raumtheoretischen Perspektive wird aufgezeigt, wie rechtliche Vorgaben, Ängste und ethische Überlegungen das Handeln der Sozialarbeiter:innen prägten und welche Auswirkungen dies auf die Lebensqualität älterer Menschen hatte. Der Beitrag zeigt, dass Krisen wie die Corona-Pandemie sowohl Herausforderungen als auch Chancen für die Neuausrichtung professioneller sozialarbeiterischer Praxis bieten. Zudem diskutiert die Autorin die Relevanz dieser Ergebnisse für die zukünftige Gestaltung Sozialer Arbeit im Kontext des Alter(n)s. Die Reflexion über räumliche Dimensionen und ethische Prinzipien sei entscheidend für eine zukunftsfähige Gestaltung Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s.

Die Studien im zweiten Kapitel von Teil 2 nehmen eine adressat:innenbezogene Perspektive ein; ihr Untersuchungsgegenstand bezieht sich auf die älteren Menschen als direkte Adressat:innen Sozialer Arbeit sowie ihre An- und Zugehörigen. Im ersten Beitrag untersucht *Erna Dosch* die Vereinbarkeit von Pflege und Beruf bei Männern im erwerbsfähigen Alter. Im Fokus stehen originäre Zugänge und Aufgaben der Sozialen Arbeit bei der Unterstützung pflegender Männer, sowie notwendige politische Rahmensetzungen zur Förderung einer egalitären Aufteilung von Pflegearbeit. Es wird analysiert, wie Männer ihre Pflegearrangements gestalten und inwiefern geschlechtsspezifische Rollenbilder ihr Handeln beeinflussen. Die Ergebnisse ihrer Studie zeigen verschiedene Typen von Pfle-

gearrangements, die von organisierender bis hin zu supplementärer Pflegetätigkeit reichen. Daraus werden Implikationen für die Soziale Arbeit und die Notwendigkeit pflegesensibler Arbeitsbedingungen abgeleitet.

Auch *Stefanie Engler* befasst sich in ihrem Beitrag mit der Sorge um pflegebedürftige Angehörige. Sie reflektiert die originären Zugänge und Aufgaben der Sozialen Arbeit im Kontext von Distance Caregiving, also der Sorge über räumliche Distanz hinweg. Der Aufsatz zeigt, dass räumliche Entfernung spezifische Belastungen und Herausforderungen für die Betroffenen mit sich bringt, die sich auf unterschiedliche Lebensbereiche auswirken. Notwendige politische Rahmensetzungen werden im Hinblick auf die Anerkennung und Unterstützung dieser spezifischen Zielgruppe diskutiert. Es wird gefordert, dass professionelle Dienste den Blick auf Familiennetzwerke weiten und auch entfernte Angehörige als Teil des Systems betrachten. Die Ergebnisse basieren auf einer qualitativen Studie mit pflegenden Angehörigen und Expert:innen, die typische Sorgeorientierungen identifiziert und Handlungsempfehlungen zur Optimierung von Versorgungskonzepten ableitet.

Im dritten Beitrag reflektieren *Julia Steinfort-Diedenhofen* und *Birgitta Sträter* das – wie sie zeigen – vernachlässigte Thema Sexualität im Kontext stationärer Altenpflege. Sie untersuchen originäre Zugänge der Sozialen Arbeit, die darauf abzielen, sexuelle Gesundheit zu ermöglichen und vor sexualisierter Gewalt zu schützen. Basierend auf einem Scoping Review und Einblicken in ein partizipatives Forschungsprojekt liefert der Beitrag eine Bestandsaufnahme zu diesem Gegenstand, die darauf abzielt, möglichst unterschiedliche Erfahrungen, Meinungen und Perspektiven hinsichtlich einer bislang stark tabuisierten Problemstellung zusammenzubringen. Notwendige Rahmensetzungen werden aufgezeigt, um eine sexualitätssensible Begleitung älterer Menschen in Pflegeeinrichtungen zu gewährleisten und Stigmatisierungen abzubauen.

Im abschließenden Beitrag untersuchen *Tjard de Vries, Ines Himmelsbach* und *Michael Doh* die Bedeutung digitaler Medien für Kommunikation und Teilhabe älterer Menschen in ihrem Sozialraum. In Bezug auf die originären Aufgaben der Sozialen Arbeit zeigt die Studie, dass digitale Medien nicht nur soziale Kontakte aufrechterhalten, sondern auch neue Kommunikationsräume erschließen, wodurch Selbstwirksamkeit und soziale Teilhabe gestärkt werden. Besonders die Kombination aus subjektiven Landkarten und Interviews erweist sich in diesem Projektzusammenhang als methodisch wertvoll, um individuelle Sozialräume sichtbar zu machen. Politisch notwendig sind den Autor:innen zufolge niedrigschwellige Zugänge zu digitalen Technologien und rechtliche Rahmenbedingungen zur Sicherstellung digitaler Teilhabe, um soziale Ungleichheiten zu vermeiden.

Die Untersuchungen des dritten Kapitels in Teil 2 nehmen folgerichtig eine organisationsbezogene Perspektive ein und beschreiben bzw. analysieren strukturelle und institutionelle Zusammenhänge sowie Rahmenbedingungen für das Handeln Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s. Den Auftakt bildet der Bei-

trag von *Christian Bleck, Cornelia Kricheldorff* und *Stefanie Engler*, die kommunale Regelungen zur Organisation von Einzelleistungen der Altenhilfe gemäß § 71 SGB XII analysieren und aus diesem Zusammenhang heraus die Relevanz der Profession Soziale Arbeit für das Element der Beratung ableiten. Zentral ist, dass bislang nur in einzelnen Kommunen in unterschiedlicher Art und Reichweite Regelungen im Sinne einer Organisation von – einkommens- und vermögensabhängigen – Einzelleistungen vorhanden sind. Um gleichwertige Verhältnisse im Alter fördern zu können, bedarf es aus Sicht der Autor:innen jedoch grundlegender und annähernd vergleichbarer formaler sowie konzeptioneller Orientierungen zur Organisation teilhaberelevanter Einzelleistungen nach § 71 SGB XII. Die Soziale Arbeit wird als Schlüsselprofession dargestellt, die in der Beratung altersbedingte Problemlagen ganzheitlich und mehrperspektivisch auf transdisziplinärer Grundlage mit Bezug auf die Alltags- und Lebensbewältigung der Menschen adressiert und mit ihrer breiten methodischen Expertise sowie strukturellen Vernetzung selbstbestimmte Teilhabe und integrative Versorgung im Alter fördert.

Im zweiten Beitrag evaluiert *Markus Kühnel* aus organisationsbezogener Perspektive die Rolle von Seniorenbüros in Nordrhein-Westfalen (NRW). Diese werden als zentrale Anlaufstellen für ältere Menschen dargestellt, die eine ressourcenorientierte Sichtweise auf das Altern fördern und gesellschaftliche Teilhabe sowie bürgerschaftliches Engagement stärken. Die Studie zeigt, dass Seniorenbüros in NRW eine wichtige Infrastruktur für selbstbestimmtes Altern und intergenerationelles Miteinander bieten (können), jedoch in ihrer Verbreitung und Ressourcenausstattung stark variieren. Hauptamtliche Strukturen erweisen sich dabei als effektiver in der Zielgruppenerreichung und Angebotsgestaltung. Die Untersuchung identifiziert Förderbedarfe wie finanzielle Unterstützung, politische Anerkennung und bessere Vernetzung, um die Arbeitsfähigkeit der Seniorenbüros zu verbessern. Die Ergebnisse liefern wertvolle Impulse für die Weiterentwicklung der Seniorenarbeit und die Fachpolitik auf Landes- und Kommunalebene. Zugleich kann als Konsequenz festgehalten werden, dass angesichts der wachsenden Relevanz des Themas Alter(n) in der Sozialen Arbeit den Rahmenbedingungen sowie Arbeitsformen von Seniorenbüros in Ausbildung, Praxis und Forschung Sozialer Arbeit größere Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte.

Der Sammelband endet mit dem Schlusskapitel, in dem die Herausgeber:innen die Erkenntnisse, die sich aus den unterschiedlichen Studien für die Soziale Arbeit als Wissenschaft, Praxis und Ausbildung gewinnen lassen, übergeordnet zusammenbringen. Insgesamt zeugt der Sammelband also von einer Vielfalt an Forschungsgegenständen und -zugängen in Kontexten des Alter(n)s mit Relevanz für die Soziale Arbeit, die in dieser Verbindung sonst kaum zum Ausdruck kommt. Implizit zeigt sich auch die große Heterogenität der Rahmenbedingungen. Auch zeugen die hier versammelten Forschungsstudien mit ihren Finanzierungsgrundlagen und Umsetzungsmöglichkeiten von der in der Sozialen Arbeit

allgemein schon lange kritisierten fehlenden Forschungsförderung (in) der Sozialen Arbeit – gerade auch in Kontexten des Alter(n)s (s. auch DGSA-FG ‚Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s' 2022: 12). Entsprechend sind viele Projekte im Kontext von Lehrforschungen und Dissertationsvorhaben entstanden. Positiv zu beobachten ist hierbei, dass die Promotionen im Bereich Sozialer Arbeit allgemein, aber im Besonderen auch an der Schnittstelle zum Alter(n) zunehmen.

Dass der vorliegende Sammelband keinen Anspruch auf ein vollständiges Abbild der Forschungsaktivitäten (Sozialer Arbeit) in Kontexten des Alter(n)s erheben kann, versteht sich von selbst. Vielmehr ist er als erster Einblick in aktuelle und abgeschlossene Forschungsaktivitäten der Mitglieder der DGSA-Fachgruppe zu lesen, die mit ihren Erkenntnissen jedoch bereits vielfältig zur Weiterentwicklung und Stärkung der Profession und Disziplin Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s beitragen.

Literatur

Aner, Kirsten/Karl, Ute (2020): Einführung in die zweite Auflage. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: Springer VS. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage 2020, S. 1–6.

Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.) (2020): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: Springer VS. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage.

Birgmeier, Bernd (2014): Handlungswissenschaft Soziale Arbeit. Eine Begriffsanalyse. Re-search. Wiesbaden: Springer VS.

Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (2011): Wissenschaftliche Grundlagen der Sozialen Arbeit. Wochenschau Wissenschaft. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag.

Bleck, Christian/van Rießen, Anne (Hrsg.) (2022): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Bleck, Christian/van Rießen, Anne (2022): Soziale Arbeit mit alten Menschen und ihre Grundlagen: Eine Hinführung. In: Bleck, Christian/van Rießen, Anne (Hrsg.): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 3–25.

DGSA. Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit e. V. (2014): Positionspapier Forschung in der Sozialen Arbeit. https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Sektionen/ Forschung/Positionspapier_Forschung_in_der_Sozialen_Arbeit_ Stand_10._September_2014.pdf [Zugriff: 01.10.2020].

DGSA. Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit e. V. (2016): Kerncurriculum Soziale Arbeit. Eine Positionierung der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit. Verfügbar unter: https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Aktuelles/DGSA_Kerncurriculum_final.pdf [Zugriff: 18.09.2020].

DGSA-Fachgruppe ‚Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s' (2022): Positionspapier zur Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s. https://www.

dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Fachgruppen/Soziale_Arbeit_in_Kontexten_des_Alter_n_s/Positionspapier_SozialeArbeitinKontextendesAlter_n_s.pdf [Zugriff: 15.12.2022].

Engelke, Ernst/Borrmann, Stefan/Spatscheck, Christian (2016): Die Wissenschaft Soziale Arbeit. Werdegang und Grundlagen. Freiburg i.Br.: Lambertus Verlag.

Fuchs, Michael (2021): Handbuch Alter und Altern. Anthropologie – Kultur – Ethik. Stuttgart: J.B. Metzler.

Hank, Karsten/Schulz-Nieswandt, Frank/Wagner, Michael/Zank, Susanne (Hrsg.) (2019): Alternsforschung. Baden-Baden: Nomos.

Künzel-Schön, M. (1996). Sozialarbeit – trotz Pflegeversicherung. Profile und Perspektiven sozialer Arbeit mit älteren Menschen. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 143, 280–283.

Löffler, Eva Maria/Reuther, Sabrina (2021): Soziale (Alten-)Arbeit im Pflegeheim. Alte und neue Herausforderungen im Zuge des „Lockdowns". In: Kniffki, Johannes/Lutz, Ronald/Steinhaußen, Jan (Hrsg.): Covid-19 – Zumutungen an die Soziale Arbeit. Praxisfelder, Herausforderungen und Perspektiven. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 278–291.

Meyer, Christine (2019): Soziale Arbeit und Alter(n). Weinheim: Beltz Juventa.

Mühlum, Albert (1989): Alter(n) in Familie und Gesellschaft. Professionelle Hilfen durch Sozialarbeit. In: Kardorff, Ernst von/Oppl, Hubert (Hrsg.): Sozialarbeit für und mit alten Menschen. München: Minerva, S. 25–48.

Schweppe, Cornelia (2005): Einleitung. In: Schweppe, Cornelia (Hrsg.): Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder. Grundlagen der sozialen Arbeit, Band 11. Baltmannsweiler: Schneider-Verl. Hohengehren, S. 1–5.

Thole, Werner (2012): Die Soziale Arbeit – Praxis, Theorie, Forschung und Ausbildung. Versuch einer Standortbestimmung. In: Werner Thole (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 19–72.

Voges, Wolfgang/Jürgens, Olaf/Mauer, Andreas/Meyer, Eike (2003): Methoden und Grundlagen des Lebenslagenansatzes. Endbericht. Bremen. https://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/Publikationen/forschungsprojekt-a350-methoden-und-grundlagen-des-lebenslagenansatzes.pdf?__blob=publicationFile&v=1 [Zugriff: 14.01.2022].

Zippel, Christian/Kraus, Sibylle (2011): Soziale Arbeit für alte Menschen. Ein Handbuch. Frankfurt a.M.: Mabuse-Verlag. 2., erw. und überarb. Aufl.

I. Erkenntnisse zum Forschen sowie zum Forschungsprozess

Sozialraumentwicklung als Forschungsweise für Forschungen in Kontexten des Alter(n)s

Monika Alisch und Wolfgang Stadel

1 Einleitung

Forschung in der Sozialen Arbeit bedeutet immer, die methodischen Zugänge an den Gegenstand der Forschung anzupassen. Das ist sicherlich Konsens, dennoch ist Forschen im Kontext des Alter(n)s häufig von pauschalen Zuschreibungen geprägt, was Alter(n) bedeutet. Es braucht deshalb, so unsere These, Forschungsweisen, die einer „Versäulung" von Zielgruppen der Forschung nach einem Merkmal sozialer Ungleichheit entgegenwirken und Tendenzen der Verdinglichung kritisch begegnen. Das Konstrukt des Sozialraums ermöglicht es einer Forschung Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s, die Beziehungen zwischen Menschen über geteilte Interessen und gemeinsame Themen herzustellen und nicht funktional über ein Leitmerkmal sozialer Ungleichheit.

Im Beitrag wird anhand von Erkenntnissen aus verschiedenen Forschungsprozessen mit älteren Menschen (im Kontext von Demenzerkrankung, Migration sowie sog. geistiger Behinderung) eine entsprechende sozialräumliche und intersektionalitätssensible Forschungsweise beschrieben. Hier lehnen wir uns an das Konzept von Sozialraumentwicklung und Sozialraumorganisation (Alisch/May 2017; 2022) an, das in transdisziplinärer Weise sowohl für die Praxis Sozialer Arbeit als auch als Forschungsansatz darauf gerichtet ist, Selbstreflexionsprozesse anzustoßen und Teilhabe im und durch den Forschungsprozess zu stärken.

2 Sozialraum als Bezugspunkt

Die Bezeichnung *Sozialraum* wird in den letzten Jahrzehnten in der Sozialen Arbeit in verschiedenen Argumentationszusammenhängen in Disziplin und Profession verwendet. *Was* jedoch mit Sozialraum gemeint ist, wie sich die Konzepte der Sozialen Arbeit, die sich auf den Sozialraum beziehen, unterscheiden und abgrenzen, ist weitgehend ungeklärt (vgl. Becker 2020: 5). Im Fachdiskurs der Sozialen Arbeit gibt es tendenziell zwei größere Strömungen: Eine ist sicherlich durch das für die Kinder- und Jugendhilfe entwickelte (Fach-)Konzept Sozialraumorientierung markiert (u. a. Hinte 2020). Das Konzept scheint in der Praxis erfolgreich, steht aber auch im fachlichen Diskurs in der Kritik

(vgl. u. a. Thiesen 2016: 36), da es theoretisch unscharf bleibe, eine Deutungshoheit beanspruche und eine Art Markenrecht verteidige. Eine zweite Strömung ist mit einem relationalen Raumverständnis verbunden (insb. bei Lefebvre 2015; vgl. u. a. van Rießen/Knopp 2023; Kessl/Reutlinger 2022; Becker 2020). Raum ist das Produkt sozialen Handelns: „Im Mittelpunkt der Ausführungen steht die Frage, was im Raum angeordnet wird (Dinge, Ereignisse etc.?), wer anordnet (mit welchem Recht, mit welcher Macht?) und wie Räume entstehen, sich verflüchtigen, materialisieren oder verändern und somit Gesellschaft strukturieren" (Löw 2001: 151).

Diese Analyseperspektive nimmt das spezifische soziale Miteinander und die Frage, wie dadurch der soziale Raum gestaltet wird und welche Regeln sowie Ausdrucksformen entstehen, in den Blick. Dies ist komplex, verpflichtet zum Umgang mit Uneindeutigkeiten und muss sich Widersprüchen stellen. Diese Betrachtungsweise steht somit im deutlichen Gegensatz zu Versuchen, *den* Sozialraum vor allem als Ortsbestimmung (der Stadtteil, das Quartier, die Wohneinrichtung oder von der Verwaltung zugeschnittene Sozialräume usw.) zu deuten.

Wir ordnen uns der zweiten Strömung zu und zeigen hier, warum diese Sichtweise für Forschung in Kontexten des Alter(n)s fruchtbar ist. Dabei wird auch eine forschende Haltung deutlich, die versäulte Betrachtungen zu überwinden versucht. Immler und Kovacs (2022) sprechen von einer „ontologischen Taubheit" (ebd.: o.S.) und meinen damit „was die Mehrheitsgesellschaft nicht hören kann, weil die dominanten diskursiven Rahmen nicht erlauben, zu hören, was eigentlich gesagt wird" (ebd.). Für die Soziale Arbeit ist dies höchst relevant, geht es doch darum, den diskursiven Rahmen in Forschung und Praxis zu erweitern, sodass die Subjekte ihre eigenen Belange (wieder) artikulieren können. Aus diesem Verständnis heraus sind immer auch Herrschafts- und Machtverhältnisse zu reflektieren.

Mit Bezug auf Lefebvres Raumverständnis kann nach der Produktionsweise des sozialen Raums geschaut und nach Formen der Aneignung des Raums gefragt werden. Es ist aus seiner Sicht die „Dreiheit von Wahrgenommenem, Konzipiertem und Gelebtem" (Lefebvre 2015: 338), die darauf verweist, dass der soziale Raum auch – aber, eben nicht nur – einen Ort (im physischen Sinne) benennt.

3 Sozialraumentwicklung und -organisation als Praxis und Forschungsweise

Es braucht somit eine Forschungsweise, die sich über die in der Gesellschaft kursierenden Alter(n)sbilder hinwegsetzt und die undifferenzierten Zuschreibungen, wie alte Menschen *sind* und welche Problemlagen mit dem höheren Alter quasi *automatisch* verbunden werden, aufzubrechen versucht. Wir schlagen das Konzept von *Sozialraumentwicklung und Sozialraumorganisation* vor, das die Forschungsbeteiligten nicht als Teil einer vermeintlich homogenen Gruppe (*die* Alten) adressiert, sondern Räume schafft, in denen Menschen sich ihrer eigenen

Ansprüche auf gesellschaftliche Teilhabe vergewissern und im Sinne von Frasers „Politik der Bedürfnisinterpretation" (1994) aktiv ihre eigenen Interessen vertreten können (vgl. Alisch/May 2022: 272). Als Konzept für die Praxis knüpft der Ansatz an die kategoriale Gemeinwesenarbeit an, die Bevölkerungsgruppen eben nicht nach einem gemeinsamen Merkmal, sondern nach geteilten Problem- oder Interessenlagen zusammenbringt (May 2008).

Sozialraum*entwicklung* ist auf Menschen bezogen, die bisher ihren eigenen Interessen kein Gehör verschaffen konnten – oder denen aufgrund der Vorgaben und Regeln von Entscheidungen der Zugang zur Mitwirkung verwehrt wurde. In dieser Weise marginalisierte soziale Gruppen haben wenig Erfahrung darin, für ihre Interessen zu argumentieren – mehr noch, sie scheinen sich selbst kaum (noch) eigene zu verwirklichende Interessen zuzugestehen (vgl. u. a. May/Alisch 2013).

Im Anschluss an Lefebvre soll es Menschen bzw. Gruppen ermöglicht werden, sich „Räume der Repräsentation ihrer Lebenserfahrung und -entwürfe anzueignen" (Alisch/May 2022: 271) und ihre Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe auszubauen. Eine entsprechende Forschung arbeitet mit Methoden, die ein Hervorbringen bisher blockierter Bedürfnisse und Interessen eröffnen. Anschließend gilt es, Räume zu schaffen, in denen die eigenen und die Interessen anderer Gruppen verstanden und ausgehandelt werden können. Das Konzept Sozialraum*organisation* bezeichnet den Prozess, in dem die auf den Raum bezogenen Interessen von Menschen und Gruppen in eine Aushandlung mit den Institutionen gebracht werden, um sie realisieren zu können und Zugänge zu den dafür notwendigen Ressourcen zu schaffen.

Zwei Prinzipien sind im Konzept von Sozialraum*entwicklung* als Forschungsansatz zentral:

1. *Transdisziplinär und transformativ*: Gemeint ist eine Forschungsweise, die konsequent die Grenzen zwischen dem akademischen Wissen und „anderen gesellschaftlichen Bereichen" (Bergmann et al. 2010: 10) überschreitet. Es geht um die Vermittlung unterschiedlicher Wissensformen, die als Alltags- und Erfahrungswissen der jeweiligen Zielgruppen oder als Praxiswissen der Professionellen in der Sozialen Arbeit dem akademischen Wissen begegnen. Transdisziplinäres Forschen erwartet Erkenntnisse über neue Handlungsmöglichkeiten für gesellschaftliche Probleme, die im Prozess von Sozialraumentwicklung erst auftreten (Alisch/May 2017: 11) und solche, die anschlussfähig sind an die wissenschaftlichen Diskurse. Bergmann et al. (2010) verwenden dafür die Begriffe des Wissenschaftspfads und des Praxispfads. Das transdisziplinäre Prinzip wird in neueren Diskussionen zu transformativer Sozialer Arbeit gestärkt.
2. *Partizipativ:* Für die Soziale Arbeit hat Bartosch (2020) in Verbindung mit den aktuellen Aufrufen zu transformativem Handeln, Forschen und entsprechenden Methoden festgehalten: „[E]ine Praxisforschung, die in ihr Feld verändernd eingreift und dabei die Beteiligung der Betroffenen vorsieht, ist uns geläufig" (ebd.: 22). Um gegenstandsangemessen zu sein, braucht es jeweils

passende, vielleicht auch neu zu entwickelnde Methoden, die das Hervorbringen von Bedürfnissen ermöglichen. Methodisch schließt das Konzept Sozialraumentwicklung an die Traditionen von Aktions- und Handlungsforschung an, die mit Lewin (1975) in emanzipatorischer Weise versuchen, Forschungs- und Praxisinteressen zu verbinden und über das konkrete Projekt hinaus Konsequenzen im Handeln einzuleiten.

4 Sozialräumlich forschen mit älteren Menschen

Wie ein methodisches Vorgehen in Forschungen mit älteren Menschen aussehen kann, zeigen wir exemplarisch an drei Forschungsprozessen mit älteren Menschen, die dem Konzept von Sozialraumentwicklung und der skizzierten Haltung folgen.

4.1 „Meine Skepsis setzt an der Stelle Demenz ein, wo ich denke, das ist einfach eine andere Aufgabe" – Demenz und wie darüber gesprochen wird

Demenz ist eine Erkrankung, von der nach Schätzungen in den kommenden Jahren eine wachsende Zahl von Menschen betroffen sein werden. Lange wurde Demenz allein als medizinisches Phänomen wahrgenommen und erst jüngst auch als „soziales Phänomen" (Wißmann 2020). Die Nationale Demenzstrategie benennt „Demenz als individuelle und gesellschaftliche Herausforderung" (BMFSFJ 2020: 19), die auch mit Blick auf die Vision einer möglichst „demenzfreundlichen Gesellschaft" (ebd.: 10) zu bearbeiten sei. In einem Praxisforschungsprojekt zum Thema „Demenz im Quartier" wurde in städtischen und ländlichen Räumen nach ehrenamtlich organisierten Unterstützungsmöglichkeiten gefragt (Gronemeyer et al. 2022) und durch eine sozialräumliche Perspektive der Blick geweitet.

Es wurden neben Sozialraumerkundungen und Expert*innen-Interviews an den jeweiligen Forschungsorten Workshops, deren Methode sich an die der Zukunftswerkstätten anlehnte, durchgeführt. In einem weiteren Schritt wurden Rückkoppelungsveranstaltungen organisiert, die Raum zur Reflexion und Profilierung der vorgebrachten Vorstellungen boten (vgl. Ritter/Stadel 2022: 85).

Es zeigte sich, dass solche „Diskursräume" (ebd.: 89), die eine Möglichkeit bieten, über das, was Demenz (als soziales Phänomen) bedeutet, zu sprechen und nachzudenken, bisher fehlten. Die Erprobung dieser Diskursräume im Forschungsverlauf eröffnete Gelegenheiten, Befürchtungen, Vorbehalte, Anliegen und konstruktive Ideen zu äußern. Das gilt auch für Menschen, die zum Engagement bereit sind, auch wenn sie selbst nicht, nicht mehr oder noch nicht unmittelbar mit der Pflege oder Betreuung von demenziell Erkrankten befasst sind.

Gerade in den ländlichen Lebensorten der alten Menschen zeigte sich, dass neben Spezialwissen zu Demenz auch die sozialen Verflechtungen von großer Bedeutung für die Entwicklung von Hilfestrukturen sind. Wenn es – wie eine interviewte Person die örtliche Situation beschrieb – als „Affront" gilt, „auf jemanden zuzugehen und zu sagen: ‚hier, ich brauche doch Hilfe!'" (ebd.: 96), ist dies ein Hinweis auf lokale, kleinräumige Besonderheiten, die nicht ignoriert werden können. So wird im Kontext von Demenz oft von Peinlichkeit und Scham berichtet, die das Annehmen von Hilfen erschweren. Das Artikulationstabu verhindert, dass Hilfen in Anspruch genommen werden. Dies kann als ein Plädoyer dafür verstanden werden, den Fokus von Forschung nicht zu eng zu ziehen. In dieser Forschung haben auch (ältere) Personen mitgedacht, die zu Beginn der Forschung sehr skeptisch waren und sich erst im Verlauf der Bedeutung von Demenz als soziales Phänomen etwas annähern konnten. Hier wurde Wissen über geteilte Interessen hervorgebracht, das Anknüpfungspunkte für eine Weiterbearbeitung bietet.

4.2 „Uns hat noch nie jemand gefragt, was uns bewegt": Forschung zur Selbstorganisation und Selbsthilfe älterer Migrant*innen

Diskriminierung und Ausschluss im Alltag gehören vielfach zu den Erfahrungen älterer Migrant*innen, die ihnen soziale Teilhabe erschweren. Diese Bevölkerungsgruppe unterliegt im wissenschaftlichen (und praktischen) Diskurs oft einer unangemessenen Homogenisierung, die mit Zuschreibungen von Problemen und Bedarfen einhergeht. Forschung zur Lebenssituation älterer Migrant*innen erfordert also eine Differenzierung.

Das Projekt AMIQUS, angelegt als partizipative Sozialraumforschung mit älteren Migrant*innen unterschiedlicher Herkünfte in verschiedenen Städten (vgl. May/Alisch 2013), ging von der Annahme aus, dass ein zentraler Schlüssel zur Verbesserung der Lebensqualität in der Entwicklung und Stärkung nachbarschaftlicher Unterstützungssysteme sowie der Selbstorganisation der Interessen älterer Migrant*innen im Hinblick auf soziale Teilhabe liegt. Ein Ziel war es, ihre auf Selbsthilfe bezogenen Organisationsformen forschend zu begleiten, zu solidarisch demokratischen Formen weiterzuentwickeln und mit Hilfe von Akteur*innen aus der Praxis der Gemeinwesen- und Integrationsarbeit Zugänge zu den dafür notwendigen Ressourcen zu eröffnen.

An den Untersuchungsorten wurden die Netzwerke von Selbsthilfe und Selbstorganisation älterer Migrant*innen, ihre Sichtweisen auf die Probleme und Barrieren einer angemessenen Lebensführung im Alter und ihre Vorstellungen von diesem Leben erhoben und über mehrere methodische Schritte konkrete Projekte partizipativ entwickelt (vgl. ebd.).

An den Untersuchungsorten wurden mit Hilfe der Träger Sozialer Arbeit Fokusgruppen von 20 Personen gebildet, die möglichst die Zielgruppe älterer

Zugewanderter in den Stadtteilen nach Ethnien, Religionen, Lebenslagen und Lebensweisen repräsentierten. Über einen Zeitraum von zwei Monaten führten die Mitglieder der Fokusgruppen Sozialraum-/Netzwerktagebücher (Alisch/May 2017) und hielten darin fest, wie sie mit wem und wo ihren Alltag organisieren. Funktionale Analphabet*innen berichteten mündlich von der Gestaltung ihres Alltags. Dies ermöglichte ein Verstehen der alltäglichen Formen der sozialen Vernetzung sowie ihre Nutzungsformen im Raum. Mit den Fokusgruppen, die sich wöchentlich trafen, wurden Gelegenheiten geschaffen, im Gespräch Gemeinsames zu entdecken. Die Beteiligten wurden dafür sensibilisiert, dass es in unserem Forschungsprozess mit der Rekonstruktion ihrer sozialräumlichen Alltagsorganisation tatsächlich um ihre *alltäglichen* Abläufe geht und nicht um Besonderheiten im Alltag, von denen angenommen wurde, dass einzig sie für Forschende interessant und mitteilenswert seien (ebd.: 106). Als transdisziplinäre Forschung ging es auf dem *Wissenschaftspfad* darum, eine hohe Qualität der Erhebung der informellen Netzwerke und der Raum- bzw. Infrastrukturnutzung zu sichern. Bezogen auf Erkenntnisse auf dem *Praxispfad* sollte die Sensibilisierung für das eigene alltägliche Handeln dazu beitragen, eigene Bedürfnisse und Interessen, die im Raum (nicht) repräsentiert sind, zu artikulieren und sich dafür einzusetzen.

Die Teilnehmenden der Fokusgruppen konnten selbst entscheiden, ob sie zunächst in Untergruppen (nach Geschlecht, Religion, Sprache u.ä.) sprechen wollen. Dass es zu solchen geschützten Gruppen nicht kam, erklärt sich zum einen daraus, dass den Teilnehmenden sehr bewusst war, dass sie die Situation aller älteren Migrant*innen an ihrem Lebensort repräsentierten (May/Alisch 2013: 50). Zum anderen verstanden sie sich schnell als Gemeinschaft, weil sie alle die Erfahrung teilten, dass Repräsentant*innen des Landes, in dem sie leben – und als solche wurden die Forschenden wahrgenommen – „spürbar Anteil an ihnen, ihren Problemen und ihren Interessen genommen hätte[n]. Auch hastten sie bis dahin nicht erlebt, dass ihnen von dieser Seite eine Kompetenz zur Gestaltung dieses Lebens zugesprochen worden wäre (vgl. ebd.).

Die Fokusgruppen mündeten in quartiersbezogenen Zukunftswerkstätten, in denen die älteren Migrant*innen sich nicht „nach Köpfen", sondern nach Interessen organisierten (Negt 1977; May 2008). Denn Interessen und Bedürfnisse sind auch bei ähnlichen Erfahrungen von Zuwanderung oder Diskriminierung unterschiedlich.

Die methodischen Schritte und auch die Bereitschaft, an einer aktivierenden Befragung als Übersetzungshilfen für den Fragebogen, als Sprachmittler*innen und als Interviewende mitzuwirken, funktionierten auch deshalb, weil die Forschungskommunikation von Wertschätzung, Respekt, Achtung und Anerkennung der Lebensleistungen und Erfahrungen der Beteiligten geprägt war. Dies trug zu einem wachsenden Selbstwertgefühl bei, zumal es methodisch gelang, bisher für irrelevant gehaltene Fähigkeiten und Selbstorganisationskompetenzen und -leistungen aufzudecken.

4.3 „Ich bin lernbehindert, ja, ich fühl mich zwar nicht so an, als ich behindert wäre" – Forschung zu Menschen, die als geistig behindert bezeichnet werden

Menschen mit sog. geistiger Behinderung erreichen in Deutschland zunehmend das Rentenalter. Dies ist zum einen aufgrund der Auswirkungen der NS-Zeit, in der eine ganze Generation von Menschen mit Beeinträchtigungen getötet wurde, bedeutsam, zum anderen haben sich die Lebensbedingungen dieser Menschen und die medizinischen Möglichkeiten zu altern, verbessert. Die Soziale Arbeit hat sich mit dem Themenfeld Alter(n) und Fragen von Behinderung eher wenig befasst. Erst in den letzten Jahren ist hier eine deutliche Zunahme zu verzeichnen. Dies hat auch Auswirkungen auf Forschungsperspektiven. Menschen mit sog. geistiger Behinderung wurde lange abgesprochen, zur Erkenntnisbildung der Wissenschaften beitragen zu können. Bezeichnend ist hier Gerd Lagas Zuordnung von Menschen mit sog. geistiger Behinderung zum „Prototyp des Nicht-Befragbaren" (1982: 228). Allerdings sah der Autor dies vor allem im Kontext der damals gängigen Erhebungsmethoden und verwies auf die Notwendigkeit einer Methodenerweiterung durch qualitative bzw. rekonstruktive Verfahren. Hier wird deutlich: Nicht durch das eigene Sein wurden die benannten Personen zu „Nicht-Befragbaren", sondern durch die methodische Zugangsweise der Forschenden.

Im hier auszugweise vorgestellten Forschungsprozess wurden Menschen, die als „geistig behindert" kategorisiert sind, nach ihren subjektiven Vorstellungen, Wünschen und Befürchtungen im Hinblick auf das eigene Alter(n) befragt (vgl. Stadel 2021). Mit einer sozialräumlichen Perspektive wurde versucht, den Forschungsprozess so auszurichten, dass ihnen die Mitwirkung an der Forschung möglich wurde. Im Rückbezug auf Lefebvres raumtheoretische Deutung wäre dies als Vorgehen zu beschreiben, das getragen ist von dem Ansinnen, Räume *der Repräsentation* so weit als nur möglich aneigenbar zu gestalten (vgl. Alisch/May 2022: 272).

Schon der Zugang zum Feld wird meist über die Organisationen der Behindertenhilfe gesucht. Hier sind sog. Gatekeeper-Effekte zu beobachten. Mitarbeitende dieser Organisationen erlauben oder verunmöglichen bei dieser Form des Feldzugangs die Mitwirkung in Forschungsvorhaben (vgl. Stadel 2021: 129ff.). Der Zugang zum Feld wurde daher über ein sog. Schneeballverfahren organisiert. Befragte Personen konnten auf weitere Gesprächspartner*innen verweisen und damit maßgeblich den befragten Personenkreis mitbestimmen. Auch das konkrete Vorgehen in der Gesprächsanbahnung wurde so gestaltet, dass möglichst geringe Einflüsse von Dritten wirksam werden konnten (ebd.: 145ff.). Um dem Phänomen der sozial erwünschten Antworten ein Stück weit zu begegnen, wurde mit Bezug auf Nobert Elias (2000), die sog. Behindertenhilfe als spezifische Figuration gedeutet. Methodisch war dies entsprechend zu berücksichtigen und von der dominanten Gruppenzuordnung zu abstrahieren. Die These lautete: Nicht, weil Menschen eine spezielle Form von Behinderung zugeschrieben wird,

wirkt sich dies auf ein möglicherweise sozial erwünschtes Gesprächsverhalten aus, sondern weil die Subjekte Teil der entsprechenden Figuration sind, haben sie die Strategie in ihren Habitus übernommen.

Mit dem methodischen Hilfsmittel des *Leeren Blattes* wurde den Befragten angedeutet, dass von einem möglichen Vorwissen Abstand genommen wurde, und nur das von den Befragten selbst Geschriebene oder Gezeichnete relevant sei (Stadel 2021: 119ff.). Mit dem methodischen Schritt einer „dialogischen Begriffsarbeit" wurde versucht, an einer „gemeinsamen Verstehensebene" (ebd.: 128) zu arbeiten. Auch dies ist kein Vorgehen, das sich an der Kategorie der sog. geistigen Behinderung orientiert, und verweist auf die Notwendigkeit rekonstruktiver Forschungsverfahren. So ging es weniger um die Beantwortung von Fragen, sondern vielmehr darum, die subjektiven Sichtweisen zu bestimmten Themenfeldern zur Kenntnis zu nehmen und an einem wechselseitigen Verstehenwollen zu arbeiten.

Mit dieser Zugangsweise und dem damit verbundenen figurationssensiblen und sozialräumlichen Blick konnte herausgearbeitet werden, wie sich die befragten Personen das eigne Älterwerden vorstellen und welche Implikation für die Soziale Arbeit sich daran knüpfen lassen. Beiden Perspektiven ist gemein, dass mit ihnen Macht- und Herrschaftsverhältnisse in den forschenden Blick genommen werden können. Da im Anschluss an Elias (2000) Macht als „Struktureigentümlichkeit menschlicher Beziehungen" (ebd.: 77) verstanden werden kann, verweist dies auch darauf, dass die selbstreflexive und -kritische Eigenbetrachtung der Forschenden im Forschungsprozess notwendig ist. Insbesondere da – wie schon Karl Mannheim 1929 formulierte – von einer „‚seinsverbundenen oder standortgebundenen Aspektstruktur' eines Denkers" (1969: 229) auszugehen ist.

5 Bedeutung für die Forschung Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s

Mit den Forschungsbeispielen wollten wir zeigen, dass es das „Besondere im Forschen mit Älteren und Alten" – gerade im Kontext der Sozialen Arbeit – eigentlich gar nicht braucht, wenn man davon ausgeht, dass jede forschende Annäherung an Menschen oder Gruppen das Besondere in der Lebenswirklichkeit der Beteiligten sucht. Etwas konkreter lässt sich sagen, dass die Ausdifferenzierung von Gruppen Älterer als Zielgruppe von Forschung lediglich wichtig ist, um bewusst auf Problemlagen bestimmter marginalisierter, ungehörter Gruppen (älterer Menschen) zu deuten.

Nötig ist – so unser Fazit – eine Forschungsweise, die bisher verborgene Möglichkeiten der Selbstverwirklichung bzw. der Verwirklichung eigener Lebensentwürfe zu erschließen vermag, und die ermöglicht, Bedürfnisse hervorzubringen und sich eigene Interessen zu erlauben und sie zu äußern. Dies gilt nicht nur für die Forschung mit älteren und alten Menschen, sondern auch für den Einsatz von Handlungsmethoden in der Praxis Sozialer Arbeit: Methoden sind nicht nur dem

Gegenstand, sondern auch den Möglichkeiten und dem Lebensalltag der Beteiligten anzupassen. Die Methoden müssen im Arbeitsprozess flexibel bleiben. Vorstellungen eines planbaren Ablaufs sollten aufgegeben werden, wenn es wirklich gelingen soll, (alte) Menschen nicht nur zum Sprechen zu bringen, sondern es auch zuzulassen, wenn und wie sie es tun. So können sich sorgsam geplante Phasen für Zukunftswerkstätten in konzentriert zu moderierende Erzählcafés verwandeln, ohne dass die Balance zwischen praktischer und theoretischer Transdisziplinarität aufgegeben wird. Herausfordernd, aber gerade für die Disziplin und die Profession der Sozialen Arbeit im Ansatz vertraut ist es, auch mit älteren Menschen, die „zufrieden sind" und denen es „an nichts fehlt", längst blockierte Bedürfnisse hervorzubringen.

Wir sehen Hinweise darauf, dass sich solche blockierten Bedürfnisse in der Nicht-Sagbarkeit andeuten. Wenn es im Beziehungsgefüge – mit Elias als Figuration zu lesen – nicht „erlaubt" ist, über die eigenen Belange nachzudenken oder darüber zu sprechen, sind entsprechende methodische Hilfestellungen nötig, die Möglichkeiten eröffnen, um das – in der speziellen Figuration – Nicht-Sprechbare artikulieren zu *dürfen*. Das weitet die Frage, ob jemand sprechen *kann*. Solche Blockierungen müssen machtsensibel betrachtet werden. Dies entspricht zudem dem Forschungsethikkodex, den sich die Soziale Arbeit gegeben hat. Hier wird eine Aufmerksamkeit gegenüber dem eigenen Forschungsvorgehen betont und eine reflexive Sensibilität für „Konflikte und Machtverhältnisse" eingefordert (DGSA 2020: 4).

Gerade bei älteren und alten Menschen kann die figurational bedingte „Nicht-Sagbarkeit" Teil der biografischen Erfahrung sein. Es wäre ein Zugewinn in der Forschung der Sozialen Arbeit, aber auch in einer sozialraumbezogenen Praxis, wie wir sie oben skizziert haben, wenn nicht von dem Nicht-Sagen auf ein Nicht-Sagen-Können geschlossen würde. Im Feld finden sich auch Ansätze, die den Zusammenhang von biografischer Erfahrung und den Möglichkeiten, Teilhaberechte einzufordern, erkennen, daraus jedoch eine „Partizipationskompetenz" (Köppen/Hahn/Kümpers 2022: 255) abzuleiten versuchen. Dies erscheint uns allerdings als Verkürzung, die solcherlei machtsensible Überlegungen eher ausblendet.

Hier verweisen wir noch einmal auf den wissenschaftlichen und fachpraktischen Diskurs zur Partizipation in der Sozialen Arbeit. Es lassen sich zwei grundsätzliche Richtungen im Verständnis von Partizipation ausmachen: Zum einen geht es um das Partizipieren an einem Verfahren. Hier wären Beteiligungsformen in der Politik, im Forschungsvorgehen oder in anderen Verfahren zu nennen, in denen Kompetenzeinschätzungen sicherlich angebracht sind (wenngleich sich bei fehlender Kompetenz vielleicht die Methoden als falsch gewählt erweisen). Zum anderen ist und wird Partizipation als fester und zugesicherter Bestandteil demokratischer Gesellschaften verstanden. Partizipation ist hier vornehmlich als Recht zu verstehen und geht mit einer grundsätzlich veränderten Betrachtung einher. Es wäre in gleichem Maße zu schauen, welche Einflussfaktoren die zuge-

sicherten Partizipationsrechte einer „vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft" (BMAS: 10) verhindern. Im Anschluss daran wäre mit Schnurr (2018: 635) Partizipation als „programmatische[r] *und* kritische[r] Begriff" hervorzuheben, der für Forschung im Kontext Sozialer Arbeit überaus relevant ist. So lässt sich z. B. am Forschungsvorgehen im Projekt zu *Demenz als soziales Phänomen* Folgendes ableiten: (1) Zunächst wäre die Personengruppe der direkt von Demenz Betroffenen zu nennen. Ihre Fähigkeiten und Kompetenzen nehmen im Krankheitsverlauf ab bzw. verändern sich. Trotzdem und gerade deshalb braucht es eine Haltung, die nach Möglichkeiten der Kompensation sucht. (2) Auch für das soziale Umfeld (die Menschen, die sorgen, pflegen, begleiten) wurde gezeigt, dass weniger der Kompetenzerwerb im Lebensverlauf verhindert, dass Hilfe in Anspruch genommen wird, sondern die Erfahrungen, die mit Scham, Tabu und der Nicht-Sagbarkeit umschrieben wurden. (3) Auch für die Forschungsbeteiligten zeigt sich eine Herausforderung darin, unter Berücksichtigung der Bedingungen des spezifischen Geworden-Seins des Gegenübers, Teilhabe und Teilnahme hemmende Einflüsse möglichst zu minimieren.

Auch für die anderen Forschungsbeispiele ist dies festzustellen. Nachfragen an die Wissenschaftler*innen, wie „ist das so richtig, was ich sage?" oder „ist es das, was ihr von uns wissen wollt?" verweisen auf die Notwendigkeit eines machtsensiblen Vorgehens und methodischer Anpassung. Bekannt sind entsprechende Rückversicherungen auch in der Praxis Sozialer Arbeit mit Menschen, deren Existenzsicherung vom Hilfesystem abhängt.

Die Gefahr, dass die zugeschriebene Gruppenzugehörigkeit die Einschätzung der Artikulationsmöglichkeiten überformt, ist in jedem Fall groß.

Wir plädieren für eine Forschungs- und Handlungsweise, in der die Beteiligten ihre Artikulation gerade nicht berechnen, abschätzen und dahingehend zu steuern versuchen, dass die Bedeutungserwartung der Forschenden möglichst bedient wird. Dieser interdependente Vorgang sollte minimiert und muss reflektiert werden.

Ein weiteres Beispiel für ein flexibles Vorgehen im Forschungsprozess ist das – zwangsweise – veränderte Forschungsvorgehen im Projekt Demenz im Quartier. Diese Forschung fand währen der Covid-19-Pandemie statt und war von Lockdown und Kontaktbeschränkungen betroffen. Alle angedachten Formate wie Interviews, Zukunftskonferenzen und Gruppendiskussionen konnten nicht im gewohnten Präsenzrahmen stattfinden. Die Forschungsdurchführung schien gefährdet. Im Nachgang ist zu berichten, dass alle Formate per Telefon oder Videokonferenzsystem durchgeführt werden konnten. Dazu war nicht nur eine Anpassung der Methode Zukunftscafé notwendig. Auch die Einrichtung und Verfügbarkeit des Videokonferenzsystems auf entsprechenden Endgeräten musste organisiert werden. Die Mehrzahl der möglichen teilnehmenden Personen war schon längt berentet, irgendwie im Ehrenamt im ländlichen Raum tätig und offen für das Themenfeld Demenz. Dies wäre nach der ersten Einschätzung nicht die Generation, die technikaffin ein Videokonferenzsystem nutzen würde.

Wir wurden im Forschungsprozess allerdings überrascht: Intrinsisch motiviert – so unsere Deutung – hatten alle älteren Forschungsteilnehmer*innen selbst für die benötigte Technik gesorgt und dafür Nachbar*innen, Partner*innen oder die eigenen erwachsenen Kinder eingespannt. Zu wichtig war den Teilnehmenden das Thema. Entgegen den Erwartungen waren es eher jüngere Personen, die hier nicht bereit waren, die angebotenen Hilfestellungen in Anspruch zu nehmen, und damit auf die weitere Teilnahme verzichtet haben. So konnten mehrere Zukunftscafés im Onlineformat durchgeführt werden.

Soziale Arbeit als Profession verfügt über eine Fülle an Methoden und die entsprechende Kompetenz, die es erlaubt, Methoden so zu erweitern und zu ergänzen, dass sie gegenstandsangemessen sind. Dies ist eine Qualität Sozialer Arbeit, die auch auf disziplinärer Ebene genutzt werden kann. Es ist vielleicht das originäre Konzept der Sozialen Arbeit, die diese forschende Haltung in Disziplin und Profession bedingt. Das Forschen in der Sozialen Arbeit bedeutet auch, an Themen anzuschließen, die für die Adressat*innen relevant sind. Dies erfordert ein sich Einlassen aller Beteiligten. Forschende wie Beforschte sind gefragt und herausgefordert, sich den Irritationen, die ein Forschungsprozess auslösen kann, in konstruktiver Weise zu stellen. Auch hier wäre Bildung als Krise zu verstehen. Eine Krise, in deren Durchleben sich die Wissensbestände erweitern. Möglicherweise führt diese Erweiterung dann auch zu veränderten Handlungsoptionen.

Literatur

Alisch, Monika/May, Michael (2017): Methoden partizipativer Sozialraumforschung. In: Alisch, Monika/May, Michael (Hrsg.): Methoden der Praxisforschung im Sozialraum. Beiträge zur Sozialraumforschung, Band. 15. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 7–30.

Alisch, Monika/May, Michael (2022): Management. In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (Hrsg.): Sozialraum – eine elementare Einführung. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, Bd. 20. Wiesbaden: Springer VS, S. 265–276.

Bartosch, Ulrich (2020): Nachhaltigkeit ohne Soziale Arbeit? Entdecke die Weltrettung als sozialpädagogisches Projekt! In: Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric/Winkler, Michael (Hrsg.): Sozialpädagogische SeitenSprünge. Einsichten von außen, Aussichten von innen: Befunde und Visionen zur Sozialpädagogik. Weinheim: Beltz Juventa, S. 19–32.

Becker, Martin (2020): Vorwort des Herausgebers. In: Becker, Martin (Hrsg.): Handbuch Sozialraumorientierung. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, S. 5–7.

Bergmann, Matthias/Jahn, Thomas/Knobloch, Tobias/Krohn, Wolfgang/Pohl, Christian/Schramm, Engelbert (2010): Methoden transdisziplinärer Forschung. Ein Überblick mit Anwendungsbeispielen. Frankfurt a.M./New York: Campus.

BMAS (2010): Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Druckversion, Stand: Januar 2010. Bonn.

BMFSFJ (2020): Nationale Demenzstrategie. https://www.bmfsfj.de/resource/blob/159762/5a16ea542c67ed29aa458b8c30a5ad82/200701-nationale-demenzstrategie-data.pdf [Zugriff: 02.07.2020].

DGSA (2020): Forschungsethische Prinzipien und wissenschaftliche Standards für Forschung der Sozialen Arbeit. Forschungsethikkodex der DGSA. https://www.dgsa.de/#collapse1520 [Zugriff: 24.08.2024].

Elias, Norbert (2000): Was ist Soziologie? Grundfragen der Soziologie, Band 1. München: Juventa. 9. Aufl.

Gronemeyer, Reimer/Ritter, Martina/Schultz, Oliver/Träger, Jutta (Hrsg.) (2022): Demenz im Quartier. Ehrenamt und Sozialraumorientierung für das Alter. Bielefeld: Transcipt Verlag.

Hinte, Wolfgang (2020): Original oder Karaoke – was kennzeichnet das Fachkonzept Sozialraumorientierung? In: Fürst, Roland/Hinte, Wolfgang (Hrsg.): Sozialraumorientierung 4.0. Das Fachkonzept: Prinzipien, Prozesse & Perspektiven. UTB. Wien: Facultas, S. 11–26.

Immler, Nicole/Kovacs, Eva (2022): Zum politischen Anspruch der Oral History. Über das epistemische Schweigen und die ontologische Taubheit der Mehrheitsgesellschaft. In: Forum qualitative Sozialforschung 23, 2. https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/3745 [Zugriff: 16.06.2022].

Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (2022): Sozialraum: eine Bestimmung. In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (Hrsg.): Sozialraum: Eine elementare Einführung. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 7–32.

Köppen, Marilena von/Hahn, Daphne/Kümpers, Susanne (2022): Partizipationsprozesse im Pflegeheim. Analyse der Kontextfaktoren eines Action-Research-Projekts mit Bewohner*innen. In: Hämel, Kerstin/Röhnsch, Gundula (Hrsg.): Förderung von Gesundheit und Partizipation bei chronischer Krankheit und Pflegebedürftigkeit im Lebensverlauf. Gesundheitsforschung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 239–258.

Laga, Gerd (1982): Methodologische und methodische Probleme bei der Befragung geistig Behinderter. In: Heinze, Rolf G. (Hrsg.): Lebensbedingungen Behinderter im Sozialstaat. Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung, Band 26. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 223–239.

Lefebvre, Henri (2015): Die Produktion des Raumes. In: Dünne, Jörg/Günzel, Stephan (Hrsg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. 8. Aufl. [erste Auflage 2006], S. 330–342.

Lewin, Kurt (1975): Tat-Forschung und Minoritätenprobleme. In: Lewin, Kurt (Hrsg.): Die Lösung sozialer Konflikte. Bad Nauheim: Inside Verlag, S. 278–304.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Mannheim, Karl (1969 [1929]): Ideologie und Utopie. Meisenheim, Glan: Anton Hain K.G. 5. Auflage.
May, Michael (2008): Sozialraumbezüge Sozialer Arbeit. In: Alisch, Monika/May, Michael (Hrsg.): Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt. Beiträge zur Sozialraumforschung, Band. 1. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 61–84.
May, Michael/Alisch, Monika (2013): AMIQUS – Unter Freunden. Ältere Migrantinnen und Migranten in der Stadt. Beiträge zur Sozialraumforschung, Band 8. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
Negt, Oskar (1977): Nicht nach Köpfen, sondern nach Interessen organisieren. In: Negt, Oskar (Hrsg.): Keine Demokratie ohne Sozialismus. Über den Zusammenhang von Politik, Geschichte und Moral. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 300–312.
Ritter, Martina/Stadel, Wolfgang (2022): Ehrenamt und Demenz im ländlichen Raum: Praxisbeispiele Nüsttal und Eiterfeld. In: Gronemeyer, Reimer/Ritter, Martina/Schultz, Oliver/Träger, Jutta (Hrsg.): Demenz im Quartier. Ehrenamt und Sozialraumorientierung für das Alter. Bielefeld: Transcipt Verlag, S. 73–98.
Schnurr, Stefan (2018): Partizipation. In: Graßhoff, Gunther/Renker, Anna/Schröer, Wolfgang (Hrsg.): Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung. Lehrbuch. Wiesbaden: Springer VS, S. 631–648.
Stadel, Wolfgang (2021): Sozialraumentwicklung unter den Bedingungen von Behinderung und Alter. Beiträge zur Sozialraumforschung, Band 23. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
Thiesen, Andreas (2016): Die transformative Stadt. Reflexive Stadtentwicklung jenseits von Raum und Identität. Urban studies. Bielefeld: Transcript Verlag.
Van Rießen, Anne/Knopp, Reinhold (2023): Stadtteilarbeit und Quartiersmanagement. In: Van Rießen, Anne/Bleck, Christian (Hrsg.): Handlungsfelder und Adressierungen der Sozialen Arbeit. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, S. 481–488.
Wißmann, Peter (2020): Demenz ein soziales Phänomen. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. [s.l.]: Springer VS, S. 509–516.

Das Hilfepaarinterview als Erhebungsinstrument in Kontexten des Alter(n)s

Marlene Jänsch

1 Einleitung

Der Beitrag analysiert die Potenziale und Herausforderungen der von mir entwickelten Erhebungsmethode *Hilfepaarinterview* für die Forschung Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s. Diese Methodik kombiniert methodologische Elemente aus Einzelinterviews und Gruppendiskussionen der rekonstruktiven Sozialforschung, um tiefere Einblicke in individuelle und kollektive Erfahrungen älterer Menschen in Hilfebeziehungen zu gewinnen. Das Hilfepaarinterview zielt in meiner Forschung darauf ab, sozialräumlich organisierte Sorgestrukturen sowie Aushandlungsprozesse zu beleuchten. Es soll Beziehungsdynamiken und Bedürfnisse sowohl hilfesuchender hochaltriger Menschen als auch hilfeleistender Engagierter, die meist ebenfalls in Kontexten des Alter(n)s adressiert werden, erfassen. Es bietet somit Potenzial für eine breitere Anwendung in der Erforschung von Unterstützungsstrukturen allgemein, auch wenn die vorliegende Methodenkritik nicht abschließend klärt, ob Hilfepaarinterviews besondere empirische Erkenntnisse für die Forschung mit älteren Menschen liefern. Sie verdeutlicht jedoch deren Relevanz in alter(n)sbezogenen Kontexten, da hochaltrige, nicht pflegebedürftige Menschen aufgrund eingeschränkter Mobilität verstärkt auf die Hilfe freiwillig Engagierter angewiesen sind.

Ein besonderer Fokus liegt darauf, dass die Hilfepaarinterviews in einer triadischen Interaktionsweise geführt wurden, wobei die interviewende Person eine aktive Rolle als dritte Instanz einnahm. Unter explizitem Einbezug einer subjektiven Forscher:innenperspektive lassen sich Hilfepaarinterviews auch als „Gespräche mit einem Gegenüber“ bezeichnen (vgl. Reichertz 2015), die einerseits besonderer Reflexion bedürfen, andererseits auch den Anspruch einer Forschung in der und für die soziale Praxis sichtbar machen (vgl. Alisch/May 2017: 15).

Der Beitrag beginnt mit methodologischen Überlegungen zur Erhebungsmethode Hilfepaarinterview und bietet einen Einblick in das methodische Vorgehen der zugrundeliegenden Studie. Anschließend folgt eine empirische Falldarstellung, die die Interaktionsdynamiken eines Hilfepaares aus einer triadischen Perspektive beleuchtet. Abschließend werden die Herausforderungen und Potenziale des Hilfepaarinterviews reflektiert und daraus Ausblicke für die Forschung in der Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s abgeleitet.

2 Das Hilfepaarinterview: Methodologische und methodische Überlegungen

In der zugrunde liegenden Studie wurde untersucht, wie Hilfepaare ihre gemeinsame und alltägliche Hilfepraxis gestalten, sich entwickeln und eine Passung erzielen. Hierfür habe ich gemeinsame Interviews mit hilfesuchenden und hilfebietenden Personen geführt und diese Methodik als Hilfepaarinterviews bezeichnet. Die Methodik der Hilfepaarinterviews verbindet Elemente aus Einzelinterviews und Gruppendiskussionen, um Interaktionsdynamiken, Aushandlungsprozesse sowie Macht- und Ungleichheitsverhältnisse zu rekonstruieren. Der Ansatz grenzt sich von klassischen Paarinterviews ab, die partnerschaftliche Beziehungen fokussieren (vgl. Wimbauer/Motakef 2017a), und stellt eine „Mischform" zwischen Einzelinterview und Gruppendiskussionen dar (Behnke/Meuser 2013: 77; Kruse 2015: 159; vgl. Wimbauer/Motakef 2017b: 3). Diese Hilfepaarinterviews, die methodologisch auf dem interpretativen Paradigma und dem symbolischen Interaktionismus basieren, (re-)konstruieren die subjektiven und kollektiven Sinngehalte, die in sozialen Interaktionen hergestellt und wechselseitig bestätigt werden (vgl. Wimbauer/Motakef 2017b: 3). Sie dienen nicht nur der Datenerhebung, sondern ermöglichen es den Teilnehmenden auch, ihre Lebensrealitäten zu reflektieren und zu transformieren. Die Konstruktionen gemeinsamer Care-Erfahrungen und die interaktive Herstellung von Beziehung und Biografie stehen dabei im Vordergrund (vgl. Dausien 1996: 555). Hilfepaarinterviews bestehen in der Regel aus drei Akteuren und stellen eigenständige Interaktionsereignisse dar, in denen eine „gemeinsame Herstellung von Wirklichkeit" stattfindet (vgl. Deppermann 2013), die Teilnehmenden wechselseitig aufeinander Bezug nehmen, Erwartungen äußern sowie gemeinsam Sinn konstruieren.

Auch die interviewende Person nimmt eine aktive Rolle in dieser Interaktion ein. Überlegungen hierzu bietet der Ansatz der lebensweltlichen Ethnographie an, die davon ausgeht, dass Teilnahme (aktiv) und Beobachtung (passiv) unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Ziel ist es, tief in das Forschungsfeld einzutauchen, anstatt es nur aus der Distanz zu betrachten. Anne Honer beschreibt diesen Ansatz treffend als „beobachtende Teilnahme" und „engagierter Mitspieler" – alternativ zur traditionellen teilnehmenden Beobachtung (vgl. Honer 1994: 91). Im Auswertungsprozess wird der Forschungsgegenstand *Hilfepaarinterview* durch „*stark reflexive* Zugänge, die den Einfluss der Forschenden auf den Forschungsprozess als konstitutiven und wertvollen Teil der Forschung begreifen" (Ploder/Stadlbauer 2017: 424, kursiv i.O.) betrachtet. Dabei wird im Sinne dieser starken Reflexivität die Perspektive der Forscher:innensubjektivität (vgl. Reichertz 2015) aktiv in den Forschungsprozess einbezogen.

Durch diese Perspektive können die Gesprächssituationen in den Hilfepaarinterviews als Triade dargestellt werden, in der drei Akteur:innen interaktiv ihre Rollen und Positionierungen hervorbringen und reflektieren können (vgl. Wimbauer/Motakef 2017b: 15). Triadisches Denken, das seinen konzeptionellen Hintergrund in der Beratung und Supervision hat, bietet auch als soziologisch basier-

tes Analyseverfahren reflexive Möglichkeiten (vgl. Busse/Tietel 2018). Bereits Georg Simmel hat in seinem Konzept der Vergesellschaftung eine dritte Person oder die Instanz Gesellschaft eingeschlossen, die zur Destabilisierung und zum Konflikt oder zur Schlichtung und Einigung beitragen kann (vgl. Bröckling 2010: 166). In einer Dreierkonstellation ist es bedeutsam, welche Kooperationen oder Allianzen jeweils zu zweit eingegangen werden (ebd.). In Hilfebeziehungen könnten dritte Instanzen An- und Zugehörige, zivilgesellschaftliche Personen aus der Gemeinde oder Organisationen wie Verwaltung und Vereine oder Professionelle sein.

In der zugrundeliegenden Studie wurden die Hilfepaare von sozialräumlich organisierten Hilfevermittlungsstellen (Nachbarschaftshilfen, Seniorenbüros etc.) aufgrund eines Hilfebedarfs oder -angebots vermittelt und bewegen sich damit zwischen professioneller bezahlter Hilfe und familiärer Fürsorge. Im Gegensatz zu einer meist reziproken selbstorganisierten nachbarschaftlichen Alltagsunterstützung weisen diese Hilfebeziehungen einen asymmetrischen Charakter auf, der ständige Ausbalancierung erfordert (vgl. Neumann/Winker 2018: 114f.). In Hilfebeziehungen, in denen sich die Beteiligten zunächst nicht kennen, liegt eher eine solidarische Komponente vor, die die Handlungsspielräume für alle erweitern kann (vgl. ebd.), insbesondere, wenn Care als eine „auf Verständigung und Abstimmung aufbauende subjektorientierte Sorgetätigkeit" und als eine „demokratisch zu gestaltende gesellschaftliche Aufgabe" (Brückner 2018: 53ff.) verstanden wird. Diese Perspektive berücksichtigt die emotionalen, sozialen und gesellschaftspolitischen Aspekte, die mit dem Suchen und Anbieten von Hilfe verbunden sind. Insbesondere emotionale Aspekte wie soziale Beschämung und das Empfinden von Scham treten oft in Zusammenhang mit der Anerkennung der eigenen Hilfsbedürftigkeit auf (Scherr 2017: 410).

Ich habe Erhebungsmaterial aus Einzel- und Paarinterviews sowie (auto-)ethnografischen Beobachtungsprotokollen zur Auswertung genutzt. Drei verschiedene Hilfevermittlungsstellen fragte ich erfolgreich an, ob sie hilfesuchende und hilfebietende Personen für gemeinsame Interviews vermitteln könnten. Dadurch konnte ich Kontakt zu insgesamt zehn Hilfepaaren aufnehmen und unterschiedliche Materialsorten sammeln. Mit fünf dieser Paare führte ich Hilfepaarinterviews, während die anderen nur Einzelinterviews gaben oder ich nur eine ethnografische Teilnehmendenrolle übernahm. Das Sample der Hilfesuchenden bestand fast ausschließlich aus hochaltrigen Menschen, die allein leben und keine oder keine in der Nähe wohnenden Angehörigen haben. Die Hilfebietenden waren mobile, sorgeerfahrene Engagierte, die keinerlei Aufwandsentschädigung für ihre Unterstützung erhielten.

Die Interviews wurden anhand eines offenen Leitfadens geführt, sollten jedoch einen grundlegend unbestimmten Charakter aufweisen, der von den Interviewten definiert wurde. Die Erhebungssituation erforderte lange Gespräche – meist im häuslichen Umfeld der Hilfesuchenden – für die ich mir genügend Zeit einplante und auch vorhergehend und anschließend thematisierte Sorgen und

Gedanken der Beteiligten einbezog. Das längste Gespräch dauerte mehr als drei Stunden. Bei fast allen Treffen gab es Kaffee und Kuchen, um eine vertraute Gesprächsatmosphäre herzustellen. Die Treffen wurden stets von den Hilfebietenden organisiert, die als Schlüsselpersonen fungierten. Es zeigte sich, dass sie eine organisatorische, fürsorgende Rolle für mehrere Alltagsaufgaben der Hilfesuchenden übernahmen. Nach einigen der Hilfepaarinterviews folgten weitere Einzelgespräche, Telefonate und Interviews, meist durch die Hilfesuchenden initiiert, da sie noch weitere Fragen zu ihrem Hilfebedarf hatten.

Diese besondere Dynamik im Forschungsprozess erforderte von mir als Forscherin nicht nur eine passende Gesprächsbegleitung, um mein Forschungsinteresse im Blick zu behalten und gleichzeitig offene und ausgeglichene Gespräche zu ermöglichen, sondern auch eine angemessene Reflexion.

3 Das Hilfepaarinterview: ein Gespräch zu dritt

Anhand einer Falldarstellung möchte ich zeigen, welche Erkenntnisse der Gegenstand „Hilfepaarinterview" bietet, wenn verschiedene Beziehungskonstellationen analysiert werden, und welche Herausforderungen sich dabei zeigen. Im Sommer 2021 traf ich mich mit Frau Schu und Frau Jäger[1] im Garten von Frau Jäger für ein von mir angefragtes Hilfepaarinterview. Frau Schu, 87 Jahre alt und in einem kleinen Dorf lebend, benötigt gelegentlich Fahrdienste zum Einkaufen und zu Gesundheitsangeboten, da sie kein Auto mehr hat. Frau Jäger, 65 Jahre alt, engagiert sich ehrenamtlich in einem Verein, der solche Hilfen koordiniert. Als Forscherin aus der Sozialen Arbeit initiierte ich dieses Treffen und erkundigte mich zu Beginn, wie die beiden zusammengekommen sind.

Zu Beginn des Interviews erzählte Frau Schu, wie sie Frau Jäger auf einem Vortrag des Hilfevereins kennenlernte und sie von ihr nach Hause gefahren wurde. Während des Gesprächs im Auto bot Frau Jäger an, gelegentlich für Frau Schu einzukaufen. Dann ergänzt Frau Schu:

> *GS: Und da haben wir uns auf dem Heimweg noch ein bisschen unterhalten. Also da fand ich-, mit der Sympathie-, entweder man hat so jemanden-, und so ist es bei M. und mir. Entweder man hat es oder man hat es nicht.* (int_sj, 49–52)

Frau Jäger hörte aufmerksam zu. Nach der Sympathiebekundung durch Frau Schu ergänzte sie:

1 Die Namen sind anonymisiert. Damit, mit der Aufnahme und der Auswertung für dieses Forschungsprojekt haben sich beide Frauen einverstanden erklärt. Anonymisierte Abkürzungen: GS=Gerda Schu, MJ=Martina Jäger, I= Interviewerin/Forscherin.

> *MJ: Ich denke auch, es ist auch von Vorteil, denke ich so, weil-, du hast mich zwar persönlich kennengelernt, aber wir haben auch gemeinsame Bekannte. Also in dem Sinn bin ich dir nicht voll fremd.* (int_sj, 54–56)

Beide bieten verschiedene Erklärungen dafür an, wie und warum sie zueinander gefunden haben und unter welchen Bedingungen diese Hilfebeziehung gelingen kann. Sie verhandeln dabei ihre Vorstellungen von Sympathie, Zugehörigkeit und Fremdheit und diskutieren, welche Bedeutung diese für ihre Beziehung haben. Trotz unterschiedlicher Perspektiven sind sie sich einig, dass ihre Hilfebeziehung als gelungen betrachtet werden kann. Sie beschreiben lange Gespräche im Auto und unterstützen sich gegenseitig auch in Notsituationen durch Anrufe. Interessanterweise wird das traditionelle Hilfepaarmuster herausgefordert, da nicht nur Frau Jäger als Hilfebietende im Vordergrund steht, sondern auch Frau Schu durch eine Vermittlung ihrer Haushaltshilfe und frische Bauernhofeier sowie Haushalttipps zur Unterstützung von Frau Jäger beiträgt. Diese wechselseitigen Rollen und Unterstützungen tragen zur Stabilisierung ihrer Beziehung bei und zeigen reziproke Muster.

Im Hilfepaarinterview wurde deutlich – ein Phänomen, das sich auch in anderen Gesprächen zeigt – dass eine gemeinsame gelungene Inszenierung als Hilfepaar erforderlich ist und unterschiedliche Begründungen für die Passung in der Hilfebeziehung angeführt werden. Es wird deutlich, dass Frau Schu ihren Hilfebedarf in unserem Gespräch nicht thematisieren möchte und muss und Frau Jäger dieses Bedürfnis unterstützt. Stattdessen teilen sie verschiedene Lebensgeschichten, wobei sie besonders mich als Zuhörerin ansprechen. Frau Schu ist in dem Dorf aufgewachsen, in dem sie noch lebt, während Frau Jäger seit 30 Jahren im Nachbardorf lebt und ursprünglich aus Osteuropa stammt. Zentrale Gesprächsthemen sind ihre biografischen Erfahrungen und ihre Vorstellungen von Hilfe und Fürsorge, sowohl in früheren Zeiten, als alle Generationen in einem Haushalt lebten, als auch in aktuellen Narrativen, die nachbarschaftliche und familiäre Unterstützung im Dorf betreffen. Auf dieser Gesprächsebene betont das Hilfepaar immer wieder Vertrautheit und gegenseitige Wertschätzung, aber auch Dankbarkeit dafür, dass es sich auf diese Weise kennengelernt hat. Beide erwähnen mir gegenüber auch positiv die Vermittlungsinstanz, wobei ich als öffentliche Zuhörerin und offizielle Instanz adressiert werde, die auch Dialoge aufnimmt, Botschaften, Kritik und Danksagungen vermittelt.

In den Gesprächen über vergangene Hilfesituationen zeigt sich, vor welchen Herausforderungen Hilfesuchende und Hilfebietende stehen. Frau Jäger schildert detailliert eine Erfahrung, bei der sie eine ältere Nachbarin über längere Zeit allein versorgte und dabei überfordert war. Dabei kann sie ihre Ohnmacht in der Hilfesituation und die Grenzen ihrer ehrenamtlichen Hilfeangebote sehr deutlich aufzeigen. Die Geschichte wird co-konstruiert erzählt, wobei sich auch Frau Schu mit ihren Informationen über die Hilfesuchende und deren Rolle beteiligt. Sie nutzt die Gelegenheit, die Perspektive älterer Menschen zu zeigen, die

in Dörfern leben, in denen es keine Infrastruktur mehr gibt: keine Läden, keinen Nahverkehr, keine sozialen Angebote. Das macht sie, indem sie darauf hinweist, wie es Frau Jägers Nachbarin gegangen ist. Sie hebt besonders hervor, dass Familienangehörige sich viel zu wenig um die Älteren kümmerten. Für Frau Jäger ist dies ein wesentlicher Grund, sich nun über eine Vermittlungsstelle offiziell zu engagieren. Frau Schu kann ihre Anliegen und Sorgen äußern, ohne sich selbst als verletzlich oder hilfebedürftig darstellen zu müssen. In dieser Situation werde ich nicht nur als Forscherin, sondern auch als potenzielle Multiplikatorin adressiert.

Im gemeinsamen Gespräch war es kaum möglich, potenzielle Überforderung oder Verletzlichkeit anzusprechen, die sich auf die aktuelle Hilfepraxis bezogen. Die prekären Lebenssituationen der Hilfesuchenden, insbesondere älterer alleinstehender Menschen mit Einschränkungen in ländlichen Regionen, wurden anhand von Erzählungen über andere deutlich. Dabei zeigten sich sowohl die expliziten als auch die impliziten Aufgaben, Rollen und Verantwortlichkeiten der Engagierten, die oft weit über ihr offizielles Hilfsangebot hinausgehen. Sie müssen stets abwägen, ob sie ihre eigenen Grenzen überschreiten oder die Hilfesuchenden mit ihrem Bedarf alleinlassen sollen, wenn dieser weder durch familiäre noch durch professionelle oder andere freiwillige Engagements abgedeckt werden kann.

Im Gespräch wurde auch deutlich, welche Bedürfnisse beide in ihren Rollen haben. Während Frau Jäger klar ihre Grenzen benennt und zeigt, dass sie überfordert war und dies nicht mehr möchte, jedoch viel Empathie und Engagement einbringt, weiß Frau Schu, dass sie sich auf sie verlassen kann, solange diese Grenzen respektiert werden. Gleichzeitig erkennt Frau Jäger bei Frau Schu, dass es ihr schwerfällt, mit ihrer Alterssituation zurechtzukommen, allein zu leben und um Hilfe bitten zu müssen. Indem sie diese Herausforderungen in meiner Gegenwart gemeinsam erzählen, können sie in Form dieser indirekten Kommunikation dennoch als Informationen für die andere Person in der Hilfebeziehung dienen.

Das Hilfepaarinterview stellt mich vor die Herausforderung, als dritte Instanz immer wieder zwischen den beiden Rollen – der Hilfesuchenden und der Hilfebietenden – zu vermitteln, je nachdem, wessen Interessen gerade im Vordergrund stehen. Dies betrifft auch meine eigenen Interessen als Forschende. Besonders deutlich wurde dies in kleineren Auseinandersetzungen während des Interviews, wie etwa, als der Kuchen Wespen anzog und die Interviewten verhandelten, welche Methode zur Abwehr verwendet werden sollte:

MJ: Ich habe Angst, die hat mich schon einmal gebissen.
I: Ach ja, ich sehe es.
GS: Also ich täte-, hast du Essig jetzt da drin? Am besten tust du auch den Kuchen weg. Oder die Marmelade da. Nimm auch meinen Teller mit. Guck mal, da ist auch ein bisschen Marmelade. Die riechen das.
MJ: Ja, aber die gehen nicht zur Marmelade hin.

GS: Oder bringe mal ein Saftglas.
(Alle versuchen, die Wespen mit Gläsern zu fangen.)
I: Aber das schaffen wir nicht, glaube ich.
GS: Nein, die ist weggeflogen. Die war schneller.
MJ: Wie viele haben wir? Vier.
GS: Ja, das ist ja klar. Immer im August, wenn es die Pflaumen gibt, da kommen die Wespen. Und die sind gar nicht so nützlich. Die Bienen sind nützlicher. Die Wespen stechen. (int_sj, 150–161)

Im Verlauf des Hilfepaarinterviews wird die „Wespengeschichte" gemeinsam verhandelt. Frau Jäger, die auch die Gastgeberin ist, wird aktiv, erhält aber klare Anweisungen von Frau Schu, was zu tun ist. Frau Schu kann sich aufgrund ihres Alters und ihrer Lebenserfahrung als erfahrenere, etabliertere Person präsentieren, während Frau Jäger zeigt, dass sie sich zuverlässig um die Anliegen von Frau Schu kümmert. Diese Rollenmuster durchziehen das gesamte Interview und bilden die größte Ungleichheit in der Hilfebeziehung ab: Die hilfebietende Person kann leichter ohne die Hilfebeziehung leben als die hilfesuchende Person. Mit diesem Dilemma muss nicht nur die forschende Person zurechtkommen, alle an der Hilfebeziehung Zweifelnden könnten ihre Stabilität gefährden. Ich selbst bin bestrebt, die gewünschte Passung und den Erfolg des Hilfepaares zu unterstützen, indem ich beide in ihren gemeinsamen Äußerungen anerkenne und würdige. Beiden gleichzeitig nicht immer gerecht zu werden, nehme ich als große Herausforderung wahr. Die co-konstruierte Geschichte erleichtert mir die Interviewführung und gibt Einblicke in das Verständnis und die Reflexion der Rollen im Gespräch.

4 Das Hilfepaarinterview: Herausforderungen und Erkenntnispotenziale für die Forschung in der Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s

Die Hilfepaarinterviews erforderten eine sorgfältige Planung und Durchführung, insbesondere im Hinblick auf die Aushandlung von Orten und Zeiten sowie den Umgang mit den körperlichen Einschränkungen der hochaltrigen Teilnehmenden, beispielsweise Seh- oder Hörbeeinträchtigungen. Eine zentrale Herausforderung bestand darin, ein vertrauensvolles Umfeld zu schaffen, das es den Beteiligten ermöglicht, offen über ihre Erfahrungen und Bedürfnisse zu sprechen. Bei den freiwilligen Hilfebietenden musste zudem Rücksicht auf ihre zeitliche Verfügbarkeit genommen werden. Aus diesen Forschungserfahrungen und bezugnehmend auf das Fallbeispiel sollen nun Herausforderungen und (Erkenntnis-) Potenziale der Hilfepaarinterviews für Forschende in der Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s herausgearbeitet werden.

Herausforderung: Machtasymmetrie und Rollenverteilung

Machtasymmetrien in Hilfebeziehungen, die sich auch in den gemeinsamen Interviews zeigen, tangieren in unterschiedlichen Situationen alle Beteiligten. Die Hilfesuchenden befinden sich häufig in einer Position der Abhängigkeit, was ihre Handlungs- und Entscheidungsspielräume möglicherweise einschränkt. Die Hilfebietenden nehmen überwiegend eine Rolle ein, in der sie sich verantwortlich fühlen. Da die Forschenden stets einen Einfluss auf den Gesprächsverlauf haben, bestimmt und verändert ihre Anwesenheit die Dynamik zwischen den Beteiligten. Diese von allen Beteiligten unbewusst eingenommenen Positionen sind jedoch nicht immer klar erkennbar. Dies kann dazu führen, dass die Interviewsituation häufig von einem impliziten Einverständnis geprägt ist, das die Beziehung als gelingend dargestellt werden muss. Für die forschende Person entsteht hier ein ethisches Dilemma: Sie muss sensibel mit den Bedürfnissen beider Beteiligten umgehen, ohne dabei das Gelingen der Hilfebeziehung zu gefährden. Zudem besteht die Herausforderung darin, diese Machtverhältnisse im Interviewprozess zu erkennen und bewusst zu reflektieren, um ein möglichst gleichberechtigtes und offenes Gespräch zu ermöglichen, bei dem alle Beteiligten ihre Perspektiven einbringen können.

Herausforderung: emotionale und soziale Barrieren

Hürden in Hilfebeziehungen können dadurch entstehen, dass Hilfebedürftigkeit häufig mit Gefühlen der Scham verbunden ist. Diese meist nicht thematisierten emotionalen Barrieren betreffen sowohl die Hilfesuchenden als auch die Hilfebietenden, die eigene Belastungen, Grenzen oder Unsicherheiten nicht offen ansprechen. Die Herausforderung besteht darin, trotz der Barrieren ein vertrauensvolles Umfeld zu schaffen, in dem die Beteiligten ihre Gefühle, Bedürfnisse und Grenzen thematisieren können.

Herausforderung: Steuerung des Gesprächsverlaufs durch die Beteiligten

Die Herausforderung für die forschende Person besteht darin, das Hilfepaarinterview so zu gestalten, dass die Beteiligten den Gesprächsverlauf selbst bestimmen. Dabei muss sie flexibel auf die Bedürfnisse beider Seiten eingehen und den Teilnehmenden ausreichend Raum geben, um ihre Geschichten zu erzählen und die Hilfebeziehung zu reflektieren. Hier ist es hilfreich, die Erzählenden zu ermutigen, offen über ihre Erfahrungen und Möglichkeiten zu sprechen, ohne den Gesprächsverlauf zu stark zu lenken. Es geht darum, eine Balance zwischen Zuhören und gezieltem Nachfragen zu finden, um den Reflexionsprozess anzustoßen.

Erkenntnispotenzial: Sichtbarmachung von Aushandlungsprozessen

Indem es die Perspektiven beider Seiten einbezieht, bietet das Hilfepaarinterview mit freiwillig engagierten Menschen die Möglichkeit, die Aushandlungsprozesse in Hilfebeziehungen sichtbar zu machen. Dies ist besonders im Kontext des Alter(n)s wertvoll, da die komplexen Machtverhältnisse und sozialen Dynamiken entscheidend sind, aber eher unsichtbar bleiben. Durch das gemeinsame Gespräch können sowohl die Hilfesuchenden als auch die Hilfebietenden ihre wechselseitigen Abhängigkeiten und Unterstützungsmuster thematisieren und reflektieren.

Erkenntnispotenzial: Reflexion und Transformation

Das Hilfepaarinterview eröffnet den Beteiligten einen Raum, in dem sie ihre Hilfebeziehung nicht nur beschreiben, sondern auch reflektieren und gemeinsam weiterentwickeln können. Diese Reflexionsmöglichkeit trägt auch dazu bei, Missverständnisse oder unausgesprochene Erwartungen anzusprechen und neue Wege der Aushandlung zu entwickeln. Diese Prozesse haben einen transformativen Charakter und fördern nicht nur das Verständnis füreinander, sondern stärken auch die Beziehung zwischen den Beteiligten.

Erkenntnispotenzial: ethnografische Tiefe und dialogische Räume

Durch die triadische Perspektive auf die Hilfepaarinterviews erhält die forschende Person sowohl im Erhebungsprozess wie auch im Auswertungsprozess tiefere Einblicke in die sozialen und emotionalen Dynamiken der Hilfebeziehung. Dies ermöglicht eine ethnografische Analyse, die Machtverhältnisse, emotionale Herausforderungen und soziale Spannungen sichtbar macht, die im Kontext des Alter(n)s besonders relevant sein können. Darüber hinaus schafft das Hilfepaarinterview dialogische Räume mit einer grundlegend bedürfnisorientierten Verständigungskultur (Fraser 2016: 32; Jänsch 2024: 82), in denen alle Beteiligten ihre Erfahrungen und Perspektiven austauschen können, die nicht nur das Verstehen zwischen den Beteiligten fördern. Vielmehr ermöglichen sie es, gemeinsam neue Gelegenheitsräume der Unterstützung und Aushandlung in der Hilfebeziehung zu entwickeln. So geht es grundlegend darum, die Erkenntnispotenziale und -grenzen anzuerkennen, Sensibilität für die Bedürfnisse der Beteiligten und eine starke eigene Reflexionsbereitschaft zu entwickeln. Die dialogische Ausrichtung im Gespräch ist entscheidend, um am Forschungsgegenstand orientiert zu bleiben.

Die Forschung bleibt allerdings trotz ihrer trialogischen Dynamik meist eine einmalige Praxis, die tatsächliche Bedarfe der Hilfepaare nicht weiterführend

bearbeiten kann. Dies wirft für die Forschung in der Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s zum einen die ethische Frage auf, wie damit umzugehen ist, wenn ältere hilfesuchende und freiwillig engagierte Menschen nach dem Interview mit ihren Themen allein gelassen werden. Zum anderen wäre zu fragen, welche Rolle Soziale Arbeit hier innehat und möglicherweise auch haben sollte – vor allem mit Blick auf die wahrgenommene Praxis in diesem Arbeitsfeld. So ist sie vornehmlich als Vermittlungs- und Koordinierungsinstanz und nicht als Begleitung für Hilfebeziehungen sichtbar.

5 Das Hilfepaarinterview: Ausblicke und Konsequenzen für die Forschung in der Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s

Abschließend möchte ich die Relevanz des *Hilfepaarinterviews* als spezifisches Erhebungsinstrument für die Forschung in der Sozialen Arbeit in den Kontexten des Alter(n)s sowie Ausblicke und Konsequenzen aufzeigen: das Hilfepaarinterview zur Wissensgenerierung, insbesondere zur Analyse altersspezifischer Beziehungsdynamiken und Aushandlungsprozesse, zur Unterstützung eines interdisziplinären Dialogs und als Beitrag zu einem Praxistransfer.

Relevanz des Hilfepaarinterviews zur Wissensgenerierung und für die Analyse altersspezifischer Beziehungsdynamiken und Aushandlungsprozesse

Das Hilfepaarinterview bietet differenzierte Einsichten in Dynamiken von Hilfebeziehungen und trägt so wesentlich zur Wissensgenerierung in der Sozialen Arbeit in den Kontexten des Alter(n)s bei. Durch die Gesprächssituation werden altersspezifische Prozesse wie soziale Isolation, der Verlust von Autonomie und zunehmende Unterstützungsbedürfnisse sichtbar. Die Hilfebeziehungen stehen im Spannungsfeld sozialer Erwartungen, wenn z. B. Hilfebedürftige vor der Herausforderung stehen, ihre Hilfsbedürftigkeit anzuerkennen, während Hilfebietende ihre Rolle als Engagierte definieren müssen. Diese Prozesse verlaufen selten konfliktfrei und doch meist unsichtbar und unreflektiert, da in den Aushandlungsprozessen stets mit verändernden Erwartungen, Machtverhältnissen und emotionalen Barrieren gerechnet werden muss. Darüber hinaus können aber auch subjektive Einzelperspektiven der jeweiligen altersspezifischen Kontexte gezeigt werden.

Die triadische Gesprächsperspektive, in der die Forschenden nicht nur als Datenerhebende und Fragende analysiert werden, sondern auch als Agierende, die eigene Interessen und Beziehungsmuster innerhalb der Hilfebeziehung zeigen, kann als zentrales Analyseelement soziale Aushandlungsprozesse zwischen allen drei Beteiligten sichtbar machen. Hier verknüpfen sich Erkenntnisziele des Forschungsauftrags mit partizipativen Praxiskonzepten aus der Sozialen Arbeit,

in denen die aktive Rolle der Forschenden die Möglichkeit bietet, zunächst im Erhebungs-, aber auch im Auswertungsprozess Ansätze zu erkennen und zu entwickeln, um die Hilfebeziehungen in situ, aber auch aus konzeptioneller Sicht zu gestalten. Im Sinne eines Doing Social Work (Aghamiri et al. 2018) werden erkenntnisrelevante Prozesse für und Wissen durch alle Beteiligten generiert. Wenn Hilfebeziehungen von ungleichen Abhängigkeiten geprägt sind, die ohne externe Reflexionsinstanz schwer thematisiert werden können, zielt das Hilfepaarinterview darauf ab, sowohl die Bedürfnisse der Hilfesuchenden systematisch zu reflektieren als auch die Anliegen der Engagierten sichtbar zu machen. Gleichzeitig zeigt es, dass Sozialarbeits-Forschende dabei stets auch ihren eigenen (Forschungs-)Interessen nachgehen.

Relevanz des Hilfepaarinterviews für einen interdisziplinären Dialog

Da der Bedarf an einer stärkeren interdisziplinären Verbindung zwischen Sozialer Arbeit und weiteren Disziplinen wie z. B. der Sozialen Gerontologie angesichts des demografischen Wandels wächst (Aner 2017; Meyer 2019), stellt das Hilfepaarinterview ein wertvolles methodisches Format dar, das intensiv altersspezifische Dynamiken und soziale Interaktionen erfasst. So können soziale und emotionale Lebenslagen älterer Menschen differenziert dargestellt und relevante Anknüpfungspunkte zwischen verschiedenen Disziplinen geschaffen werden. Die Entwicklung theoretischer Grundlagen für die Soziale Arbeit lässt sich durch gerontologische oder pflegewissenschaftliche Perspektiven erweitern und vertiefen. Die besonderen Herausforderungen des Alter(n)s erfordern spezifische Ansätze, die den wachsenden Unterstützungsbedarf älterer Menschen berücksichtigen. Die Erkenntnisse aus Hilfepaarinterviews bieten hier eine wertvolle Grundlage. Sie liefern nicht nur neue Einsichten für die Soziale Arbeit, sondern schaffen auch Raum für einen interdisziplinären Austausch und weiterführende Diskussionen. So stellt sich die Frage, womit sich Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit in diesem Kontext primär beschäftigen sollten: Geht es lediglich um Datenerhebung oder auch um die Vermittlung von Hilfepaaren? Soziale Arbeit versteht sich doch vielmehr als dialogisch, partizipativ und empowernd und richtet sich auf Auseinandersetzungen, Aushandlungsprozesse und unterstützende Begleitung. Besonders in solchen Forschungsfeldern zeigt sich, dass Soziale Arbeit als Disziplin und Profession, die sich in einem disziplinübergreifenden Handlungsfeld positionieren möchte, an Wirkung verliert, wenn der Fokus auf administrative Aufgaben beschränkt bleibt.

Relevanz des Hilfepaarinterviews für einen Praxistransfer

Das Hilfepaarinterview bietet nicht nur wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn, sondern könnte auch als Methode für die Soziale Arbeit genutzt werden. Im Sinne eines komplexen transdisziplinären Vorgehens (Mittelstraß 2005; May 2008: 230), in dem Wissen aus Wissenschaft und Praxis Sozialer Arbeit sowie Wissen der beteiligten Akteure integriert wird, kann es zu einer nachhaltigen und bedürfnisorientierten Gestaltung von Hilfestrukturen beitragen. Das komplexe Geflecht aus emotionalen, sozialen und gesellschaftlich exkludierenden Herausforderungen schränkt häufig partizipative Beteiligungs- und Zugangsmöglichkeiten für hochaltrige Menschen und ihre Hilfebietenden ein. Hilfepaarinterviews können diesen Herausforderungen begegnen, indem sie Raum für Reflexion bieten und den Beteiligten die Möglichkeit geben, ihre Beziehung und ihre jeweiligen Rollen zu thematisieren und neu zu gestalten. Diese Reflexionsprozesse tragen nicht nur zur Wissensgenerierung bei, sondern schaffen auch eine Grundlage für praxisnahe Konzepte, die auf die Lebensbedingungen und Bedürfnisse älterer Menschen sowie auch derjenigen ausgerichtet sind, die sich als Hilfebietende engagieren. Der in den triadischen Zusammenhängen gezeigte Konflikt verschiedener Adressierungen im Hilfepaarinterview spiegelt auch die Herausforderungen der Praxis wider, mit denen sich Sozialarbeitende auseinandersetzen müssen. Geht es dann nur noch darum, Hilfen aufrechtzuerhalten, oder werden die Interessen der Beteiligten in den Vordergrund gestellt, die möglicherweise nicht (mehr) zusammenpassen? Hilfepaarinterviews könnten zu regelmäßigen Hilfepaargesprächen werden, die stärker die dialogische Aushandlung und weniger den durch Engagierte zu deckenden Hilfebedarf in den Vordergrund stellen. Das Hilfepaarinterview verdeutlicht damit auch die Notwendigkeit, die Ergebnisse in gesellschaftspolitische Diskurse einzubringen, um die Selbstbestimmung im Alter zu fördern und eine nachhaltig unterstützende Infrastruktur zu schaffen, die den Herausforderungen einer alternden und einer sorgenden Gesellschaft gerecht wird.

Ausblick und zukünftige Forschung

Zukünftige Forschungen mit Hilfepaarinterviews können die Soziale Arbeit in den Kontexten des Alter(n)s entscheidend bereichern, indem sie altersspezifische Dynamiken und Praxisfelder noch gezielter untersuchen und reflektieren. Besonders in interdisziplinären Kontexten kann das Hilfepaarinterview neue Einsichten in die soziale Organisation von Hilfe und Unterstützung im Alter(n) bieten, aber auch strukturelle Herausforderungen und Weiterentwicklungspotenziale bzw. -bedarfe sichtbar machen. Diese Methode bietet durch die Analyse wechselseitiger Abhängigkeiten und sozialer Spannungsfelder in Hilfebeziehungen Anschlüsse für praxisnahe Ansätze, um die Autonomie älterer Menschen zu stär-

ken und gleichzeitig die Interessen der freiwilligen Helfenden zu respektieren. Zudem eröffnen sich neue Wege für partizipative und empowernde Ansätze, die die aktive Mitgestaltung der Betroffenen fördern. Langfristig kann das Hilfepaarinterview so dazu beitragen, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit auf eine Weise zu verknüpfen, die einerseits den komplexen Herausforderungen des Alter(n)s und der Engagemententwicklung gerecht wird und andererseits dazu beiträgt, die Disziplin und Profession Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s gelingender zu positionieren und konzeptuell weiterzuentwickeln.

Literatur

Aghamiri, Kathrin/Reinecke-Terner, Anja/Streck, Rebekka/Unterkofler, Ursula (2018): Doing Social Work. Ethnografische Forschung als Theoriebildung. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Aner, Kirsten (2017): Soziale Altenarbeit und Soziale Gerontologie. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 50 (5), S. 429–433.

Alisch, Monika/May, Michael (2017): Einleitung. Methoden partizipativer Sozialraumforschung. In: Alisch, Monika/May, Michael: Methoden der Praxisforschung im Sozialraum, S. 7–30. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Behnke, Cornelia/Meuser, Michael (2013): „Aktive Vaterschaft". Geschlechterkonflikte und Männlichkeitsbilder in biographischen Paarinterviews. In: Loos, Peter/Nohl, Arnd-Michael/Przyborski, Aglaja/Schäffer, Burkhard (Hrsg.): Dokumentarische Methode. Grundlagen – Entwicklungen – Anwendungen, S. 75–91. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Bröckling, Ulrich (2010): Gesellschaft beginnt mit Drei. Eine soziologische Triadologie. In: Bedorf, Thomas/Fischer, Joachim/ Lindemann, Gesa: Theorien des Dritten, S. 189–211. Berlin: De Gruyter Brill.

Brückner, Margrit (2018): Care – Sorgen als sozialpolitische Aufgabe und als soziale Praxis. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik, 6. Auflage, S. 212–218. München: Ernst Reinhardt Verlag.

Busse, Stefan/Tietel, Erhart (2018): Mit dem Dritten sieht man besser. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht: zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. IBL Forschung, 1. Bremen: Donat.

Deppermann, Arnulf (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion. FQS Forum: Qualitative Sozialforschung, Art. 13.

Honer, Anne (1994): Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie: zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. In: Schröer,

Norbert: Interpretative Sozialforschung: auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie, S. 85–106. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Jänsch, Marlene (2024): Dialogische Räume in solidarischen Hilfebeziehungen. In: Sen, Katrin/Staats, Martin/Wassermann, Dirk/Friele, Boris/Kart, Mehmet/Knothe, Holger/Rieger, Jens/Schomers, Bärbel (Hrsg.): Soziale Arbeit und gesellschaftliche Transformationen: Utopien Sozialer Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 78–90.
Fraser, Nancy (2016): Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaates. Gender Studies. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. 3. Auflage.
Kruse, Jan (2014): Qualitative Interviewführung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
May, Michael (2008): Die Handlungsforschung ist tot: Es lebe die Handlungsforschung. In: May, Michael/Alisch, Monika (Hrsg.): Praxisforschung im Sozialraum. Fallstudien in ländlichen und urbanen sozialen Räumen. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 207–238.
Meyer, Christine (2019): Soziale Arbeit und Alter(n). Ein einführendes Lehrbuch. Weinheim: Beltz-Juventa.
Mittelstraß, Jürgen (2005): Methodische Transdisziplinarität. In: Technikfolgenabschätzung Theorie und Praxis 14, 2, S. 18–23.
Neumann, Matthias/Winker, Gabriele (2018): Solidarische Gesellschaft als Ziel – Care-Revolution als Strategie. In: Neupert-Doppler, Alexander (Hrsg.): Konkrete Utopien. Unsere Alternativen zum Nationalismus, S. 112–129. Stuttgart: Schmetterling Verlag.
Ploder, Andrea/Stadlbauer, Johanna (2017): Starke Reflexion. In: Bonz, Jochen/Eisch-Angus, Katharina/Hamm, Marion/Sülzle, Almut (Hrsg.): Ethnografie und Deutung, S. 421–438. Wiesbaden: VS Springer.
Reichertz, Jo (2015): Die Bedeutung der Subjektivität in der Forschung [52 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 16(3), Art. 33.
Scherr, Albert (2017). Hilfe. In: Mulot, Ralf/Schmitt, Sabine (Hrsg.): Fachlexikon der Sozialen Arbeit. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge, S. 410–412. Baden-Baden: Nomos.
Wimbauer, Christine/Motakef, Mona (2017a): Das Paarinterview in der soziologischen Paarforschung. Method(olog)ische und forschungspraktische Überlegungen [87 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 18(2), Art. 4.
Wimbauer, Christine/Motakef, Mona (2017b): Das Paarinterview im interpretativen Paradigma. Methodologie – Methode – Methodenpraxis. Wiesbaden: Springer VS.

Digital Storytelling im institutionalisierten Wohnen der Altenhilfe – Reflexionen zum Forschungsprojekt „Raum für meine (digitale) Geschichte“

Robert Rempel

1 Einleitung

> „Ich hätte das nie gedacht, nie. Ich bin vollkommen überwältig und überrascht, was ich da alles gemacht hab, wie sehr ich mich damit beschäftige, und (..) war immer bei mir“ (Cid DS4: 463).

Cid[1] reflektiert mit diesen Worten ihre Teilnahme am Workshop zum Digital Storytelling im Rahmen des Forschungsprojektes „Raum für meine (digitale) Geschichte“ im institutionalisierten Wohnen der Altenhilfe (Service-Wohnen bzw. Betreutes Wohnen und Stationäres Wohnen). Cid begann, nach anfänglichen Widerständen und (Selbst-)Zweifeln insbesondere gegenüber einer chronologischen und linearen Herangehensweise an Erinnern und Erzählen, im Verlauf der Treffen zu malen, hat Gedichte vorgetragen, gesungen, eine eigene Kunst für ihre Erzählung herausgebildet als eine eigene und schöpferische Arbeit. Sie konnte sich ihre Form des Erinnerns und Erzählens auf eigene Art und Weise im Forschungsverlauf aneignen und sich dadurch ihrer Geschichte ermächtigen.

Die Geschichtenentwicklung in dieser Form war möglich, weil der gewählte teilhabe- und prozessbezogene Forschungszugang zum lebensgeschichtlichen Erzählen im Alter sowie die Forschungsmethodik zuließen, dass die geteilten Geschichten im Laufe der Zeit eine individuelle, kollektive und nicht vorhersehbare Gestaltungskraft entwickeln konnten. Dieser Raum konnte durch eine Forschungsweise entstehen, die auch „marginalisierte Perspektiven auf […] Räume jenseits von Linearität und Abgeschlossenheit sichtbar und erfahrbar“ (Kirndörfer/Hiller 2023: 71) machte – in einem Kontext, wo Menschen besonders gefährdet sind, als „eine Art ‚Objekt-Kategorie‘“ (Eribon 2024: 263) adressiert zu werden, „deren Identität von außen und nicht von innen definiert, dargestellt und repräsentiert wird“ (ebd.).

Forschung aus der Sozialen Arbeit heraus steht in der Verantwortung, Menschen „nicht erneut durch forschende Verdolmetschung der eigenen Sprache

1 Die in diesem Beitrag verwendeten Pseudonyme wurden von den Forschungsteilnehmenden selbst gewählt.

zu berauben“ (May 2020: 22) bzw. ihrer eigenen Geschichte(-n). Um dieser Verantwortung nachzukommen, braucht es Forschungsweisen und Sensibilitäten, wie sie beispielsweise in dem von Singer, Schmidt und Neuburger (2023) konzipierten Artographies-Ansatz vertreten werden. Dieser steht „für situierte, gemeinschaftliche und fürsorgende Formen der Wissens- und Raumproduktion […], in der Teilnehmende als kreativ schaffende Personen eingeladen werden, eine schöpferische Sprache als Ausdruck ihrer Lebenswirklichkeit zu kreieren“ (ebd. 2023: 12).

Im Mittelpunkt des folgenden Beitrages stehen Reflexionen zum Forschungsprojekt „Raum für meine (digitale) Geschichte“. Sein zentrales Anliegen war, Menschen im institutionalisierten Wohnen der Altenhilfe im Rahmen einer partizipativen Sozialraumforschung (vgl. Alisch/May 2017), (Sozial-) Räume zum lebensgeschichtlichen Erzählen zu eröffnen, insbesondere initiiert durch das Teilen von Geschichten aus dem eigenen Leben in einem sich künstlerisch-kreativ entwickelnden Erzähl- und Bildungsraum am Beispiel des Digital Storytelling.

2 Digital Storytelling im Rahmen partizipativer Sozialraumforschung

2.1 Sozialraumentwicklung durch lebensgeschichtliches Erzählen

Handlungsleitend für die Forschung war eine Orientierung an dem Ansatz der partizipativen Sozialraumforschung nach Alisch und May (2017) und dem dabei zugrunde liegendem Konzept der Sozialraumentwicklung und Sozialraumorganisation. Aufbauend auf den raumtheoretischen Überlegungen Lefebvres (vgl. 1991) und der Annahme einer Sozialen Arbeit am Gemeinwesen (vgl. May 2017), geht es im Sinne einer Sozialraumentwicklung zunächst darum, Menschen einen Raum zu eröffnen, um sich eigener Bedürfnisse, eigener Ansprüche mit Blick auf gesellschaftliche Teilhabe zu vergegenwärtigen. Diese können dann wiederum durch Prozesse von Sozialraumorganisation nachhaltig und verstetigt in gesellschaftliche Aushandlungsprozesse eingebracht werden (vgl. May 2020). Die Beschaffenheit eines solchen Raumes ist eine Frage, „die nur forschend explorierend zu beantworten ist“ (ebd.: 22).

Sozialraumentwicklung durch lebensgeschichtliches Erzählen knüpft an ein Verständnis von Schulze, Sotoudeh und Gerber (2024: 32) an, die „lebensgeschichtliches Erzählen als Weg der Erkenntnis, des Erschaffens von Sinn, Wissen und Möglichkeiten auf individueller und gesellschaftlicher Ebene“ verstehen. Dafür heben sie die Bedeutung entsprechender Erzählräume oder auch narrativperformativer Räume hervor: Räume, in denen sich das Gewordensein mit all seinen Verschränkungen von individueller biografischer Ausprägung und gesellschaftlichen und sozialen Einwirkungen zeigt, aber auch Räume, in denen Neues entstehen kann, sich biografische Erzählungen gewissermaßen neu zu eigen

gemacht werden können, Räume des Werdens durch „Prozesse in Richtung biografischer Reflexivität und Biografizität“ (ebd.: 35).[2]

Prozesse der Sozialraumentwicklung und Prozesse biografischer Reflexion durch lebensgeschichtliches Erzählen sind demnach eng miteinander verwoben: „Denn die Erzählungen über das eigene Leben entstehen in der Auseinandersetzung mit den konkreten Lebensbedingungen, -erfahrungen und -bewältigungen, und die Geschichten, die daraus entstehen und erzählt werden, wirken wiederum auf menschliches (Er)Leben, Denken, Handeln, auf das Verändern von Performanzen“ (ebd.: 33).

Ziel der Forschung war es demnach, Menschen einen Raum für subjektive und kollektive biografische Reflexions- und Aneignungsprozesse während des Forschungsprozesses zu eröffnen und dabei zu erfahren, wie sich diese gestalten und welchen Ausdruck sie insbesondere vor dem Hintergrund des Lebens im institutionalisierten Wohnen der Altenhilfe finden oder auch nicht finden. Das setzt eine Forschungsmethodik voraus, die „mehr meint als eine Methode der Datenerhebung“ (Dausien 2023: 9) und die vor dem Hintergrund eines „sozialkonstruktivistischen Verständnis[ses] der Biografieforschung“ (ebd.) Räume zum lebensgeschichtlichen Erzählen eröffnet, wo auch „diverse Praxen des Biografisierens empirisch beobachtet und rekonstruiert werden können […]“ (ebd).

2.2 (Digital) Storytelling

Kirndörfer/Hiller (2023: 71) folgend geht es bei Ansätzen des Storytellings nicht um die eine große (zum Beispiel biografische) Erzählung, sondern um *stories, small stories* bzw. (beiläufig erzählte) Geschichten, die sich „im Spannungsfeld zwischen machtvollen gesellschaftlichen Erzählungen und ihrer Überwindung und Transformation“ (ebd.: 72) bewegen. Nach Jörgensen (2020) können sie einen performativen Akt mit interventionistischem und störendem Potenzial darstellen. „Wir können die Arbeit mit small stories nutzen, um die großen (akademischen und gesellschaftlichen) Erzählungen aus dem Speziellen und Banalen heraus zu erweitern, zu versinnlichen und zu stören […]“ (Kirndörfer/Hiller 2023: 72). Kirndörfer/Hiller (2023: 72) orientieren sich dabei am Konzept der *small stories* nach Lorimer (2003). Sie zeichnen sich demnach u. a. durch „spezifische und verortbare Lebenserfahrungen, die verkörperte, emotionale und affektive Dimensionen von Alltagserfahrungen erlebbar machen“ (ebd.: 72) aus. Das zentrale Erkenntnisinteresse liegt dabei auf den Dynamiken der Gruppe und deren Einfluss auf die Herausbildung von Erzählungen und der Frage, „how peo-

2 Zum Konzept der Biografizität „als herstellende Deutungs- und Handlungsressource von Individuen, als Lern-, Bildungs-, Ressourcen- und Krisenpotenzial“ (Schulze/Sotoudeh/Gerber 2024: 34) im Kontext von lebensgeschichtlichen Erzählungen siehe auch Alheit und Dausien (2000) und Alheit (2020).

ple actually use stories in everyday, mundane situations in order to create (and perpetuate) a sense of who they are" (Bamberg/Georgakopoulou 2008: 378f.)

Digital Storytelling hat in seiner Entwicklung viele Ausprägungen erfahren. Dem Forschungsprojekt „Raum für meine (digitale) Geschichte" lag ein Ansatz zugrunde, der sich in den 1970er und -80er Jahren in den USA durch künstlerische und zivilgesellschaftliche Bewegungen herausbildete. Mit der leichteren Zugänglichkeit von digitalen Technologien zeigte sich in der Erweiterung des Storytellings durch digitale Möglichkeiten sein empowerndes Potenzial (vgl. Jenkins 2021: 23). Dunford und Jenkins (2017) beschreiben das Digital Storytelling als „a simple, creative process whereby people with little or no experience of computers, gain the skills needed to tell a personal story as a two-minute video using predominantly still images combined with recorded voice-over, and often including music and/or other sounds" (ebd.: 3).

Der Story-circle ist das Herzstück der Methode.[3] Hier werden die Ideen, Geschichten, Entwürfe zu den Geschichten, Übungen usw., also der Entstehungsprozess der Geschichte, in der Gruppe geteilt und Anteil, Feedback und Wertschätzung, aber auch Irritation erfahren (vgl. ebd.: 3f.). Dieser Entstehungsprozess von Geschichten innerhalb der Gruppe ist im Ausgang offen; er kann ungeplante, für die Teilnehmenden selbst überraschende Wege nehmen. Sie entscheiden jederzeit selbst, was sie erzählen möchten, wie sie es erzählen möchten und welche digitale Gestaltung ihre Geschichte am Ende haben wird. Es werden jedoch Möglichkeiten aufgezeigt und besprochen und es wird reflektiert, welche Formen die Geschichten annehmen könnten.

3 Digital Storytelling im Forschungsprojekt „Raum für meine (digitale) Geschichte"

3.1 Ausgangspunkt

2023 habe ich Menschen aus einer Einrichtung des Service-Wohnens in Wiesbaden und einer benachbarten Komplexeinrichtung mit dem Angebot des Betreuten und Stationären Wohnens zur Mitwirkung in meinem Erhebungsprojekt „Raum für meine (digitale) Geschichte" eingeladen, das Teil meiner Promotion war. Dafür habe ich Menschen in einem ersten Schritt zunächst zu (teils aneinander anknüpfenden) Gruppendiskussionen bzw. -gesprächen getroffen. Hier war

3 Der hier vorgestellte Ansatz geht zurück auf Lambert (2010) und die Arbeiten des storycenter.org. Das ursprüngliche Format eines dreitägigen Workshops (ganztags) wurde seitdem in verschiedenen Zusammenhängen erprobt und angepasst. Zum Digital Storytelling im Kontext Alter(n) siehe u. a. Jenkins (2017) und das Projekt Silver Stories (http://arts.brighton.ac.uk/projects/silver-stories/silver-stories-home).

es von Anfang an wichtig, auf einen Erzähl(-Raum) zum Teilen von Lebensgeschichten hinzuwirken, der als vertraut und sicher wahrgenommen wird, und der auch „spontane biografische Erzählungen jenseits methodisch etablierter Erzählaufforderungen" (Dausien 2023: 11) zuließ.

In einem zweiten Schritt wurden Interessierte aus den Gruppendiskussionen eingeladen, an einem mehrmonatigen Workshop zum Digital Storytelling mit dem Titel ‚Eine Geschichte meines Lebens – Einladung zum biografischen Geschichtenerzählen anhand digitaler Technik' mitzuwirken.[4] Dieser Workshop umfasste insgesamt acht Termine à drei Stunden inklusive einem Info- und Kennenlerntreffen und erstreckte sich über einen Zeitraum von vier Monaten. Von den sechs Interessierten beim Auftakttreffen (fünf Menschen aus dem Service- bzw. Betreuten Wohnen und eine Person aus dem Stationären Wohnen), wollten beim darauffolgenden Termin schließlich noch drei Menschen aus dem Service- und Betreuten Wohnen ihr Engagement fortführen. Die Gründe für die Abbrüche waren vielfältig (s. Abschnitt 4.3). Rückblickend erwies sich, wie auch mehrmals von den drei verbliebenen Teilnehmenden hervorgehoben, die kleine Gruppe jedoch als wertvoll für den Austausch und die Entstehung der Geschichten wie auch für das Zusammenwachsen der Gruppe im Workshopverlauf: „Ähm ich sage mal, diese, diese kleine Dreiergruppe / Es könnten auch vier sein. Aber es darf nicht zu groß sein, um, um ein Projekt in DIESER Form jetzt, mit der biografischen Geschichte, zu machen, ja?" (amid DS5: 1334).

Kern der Forschungsweise war es, den künstlerischen (Schaffens-)Prozess der Entwicklung von Geschichten im Forschungsverlauf mitzuerleben und in seiner Entstehungsvielfalt durch Audioaufnahmen, Fotos, Feldnotizen und die entstandenen digitalen Kurzvideos zu dokumentieren. Das Hinwirken auf eine kreative Erzähl- und Darstellungsform einer kurzen Geschichte aus dem Leben der Teilnehmenden führte schließlich dazu, dass etwas entstand, was wiederum bei uns Zuhörenden und bei den Anschauenden[5] emotionale Reaktionen hervorrief und in dieser Form als einzigartig erlebt wurde: „Aber trotzdem ähm ist es ja ein neues Erleben und so. Und ja, vielleicht, weil es ja auch so spannend ist, was die beiden hier erzählen. Und das finde ich, dass das so individuell alles ist. Das ist wirklich SEHR spannend. […] Ja, das ist ja was ganz Tolles, ist ja einmalig" (Cid DS4: 482). Der folgende Einblick in den Forschungsprozess und die Geschichtenentstehungen mit den jeweiligen Rollen der Teilnehmenden orientiert sich methodisch an dem Konzept der Dichten Beschreibungen nach Geertz (1983).

4 Der Workshop konnte dank einer fachbereichsinternen Forschungsförderung der Hochschule RheinMain in Zusammenarbeit mit Anne Juliane Appel realisiert werden.

5 Nach Abschluss des Workshops fand eine Präsentation der digitalen Kurzvideos vor geladenen Gästen (Familie, Freunde, Fachkräfte) im nahegelegenen Quartierscafé statt.

3.2 Die Geschichte von hjh: Rückblick auf ein ausgefülltes Leben

„Da wohnt im Wiesbadener […] Heim ganz oben in der […] Straße ein alter Mann namens …“ (hjh DS5: 737f.), so beginnt die Geschichte von hjh und fährt dann fort: „Es fing an mit einer Kindheitserinnerung. Da war er gerade sechs Jahre alt geworden. Aber da herrschte ein schlimmer Krieg; ähnlich wie wir diese Kriege zurzeit aus der Ukraine oder aus Israel kennen. […]“ (ebd.: 743ff.).

Hjh[6] erzählt seine zehnminütige Geschichte in der dritten Person. Diese Erzählweise bildete sich erst am Ende heraus, nachdem hjh seine Vielzahl an geteilten Geschichten im Workshopverlauf mit Unterstützung der Gruppe zusammengetragen und in eine selbstgewählte chronologische Reihenfolge verschiedener biografischer Stationen gebracht hatte (Kindheit, Berufszeit, Wohnhaus, Familie und Reisen). Für seine Geschichte verwendete er eigene Fotos (s. Abb. 1), die er uns im Vorfeld eingescannt per E-Mail zusandte.

Abb. 1 Foto aus dem digitalen Kurzvideo von hjh: „Familie 1947 Erstkommunionfeier“

Die Geschichtenentwicklung von hjh war geprägt durch immer wieder neue Geschichten und Erzählungen, die er bei unseren Treffen teilte. Cid drückte es so aus: „Also ich würde dann so an […] eine Schatztruhe. Die ist von außen erst mal

6 Hjh war zum Zeitpunkt des Workshops 85 Jahre alt und lebte seit fünf Jahren im Betreuten Wohnen.

total zu. Und ähm dann äh kommt der Deckel so ein bisschen hoch, und plötzlich geht der ganze Deckel auf, und es quillt ganz // viel raus. Genau“ (Cid DS4: 802).

Hjh wirkte von Beginn an interessiert und bereitete zu unseren Treffen auch immer etwas vor (zum Beispiel eine aufgeschriebene Geschichte mit Fotos). Im Workshopverlauf irritierte er uns dann mit den Worten: „Äh also (.) ich habe ein sehr aktives Leben geführt. Aber trotzdem verlief mein Leben auf einer GANZ anderen Schiene als jetzt unsere Gespräche, die ich oft deshalb auch nicht so ganz richtig nachvollziehen kann. Weil es eben anders geartet war. Und äh insofern tut es / tut / äh fällt es mir auch etwas SCHWER, mich hier einzubringen. Äh ja. Also (..) ich / mein / mein eigenes Leben, das verlief am Schreibtisch. Am Schreibtisch mit Schreiben“ (hjh DS4: 514).

Hjh hatte sein „intensives Hobby“ (hjh DS4: 990), die „wissenschaftliche Heimatkunde“ (ebd.), bis dahin nicht zur Sprache gebracht. Er verfasste über 20 Bücher und viele Artikel dazu. Überraschend ließ uns hjh in diesem Treffen an etwas teilhaben, was ihm sehr wichtig war und was er bis dahin nicht einbringen konnte (oder wollte). Das Besondere waren im Anschluss an seinen Einwurf die Reaktionen der anderen. Es wirkte, als wenn sich Juliane und amid hier wohlwollend zusammengetan hatten, hjh in seiner Aussage nicht so ernst zu nehmen. Cid zeigte dagegen aufrichtige Anerkennung und Bewunderung für das Schaffen von hjh. Biografische Bezüge zwischen den Büchern von hjh und dem Leben von Cid brachten auch wieder neue Geschichten hervor (u. a. anlässlich seines Buchs über die Region, in der Cid geboren ist).

3.3 Die Geschichte von Cid: Lebensstufenbaum und blaue Blume

Die Geschichtenentwicklung von Cid[7] verlief ganz anders als bei hjh. Cid brachte ihre Widerstände, ihr Ringen, ihren Schmerz, ihre Freude, ihre Überraschung, ihren Frust, ihr Ärgernis – ihre Gefühle – von Beginn an zum Ausdruck. Sie machte ihre Zweifel und ihre Gefühle stets transparent, so dass wir davon wussten und darauf reagieren konnten. Wir konnten ihr Feedback geben, sie in ihrer Form des Erzählens und Erinnerns, des Aussuchens von Erzählenswertem bestärken und ermutigen, das Schmerzhafte, Geheimnisvolle, aber auch Schöne, das „was niemanden was angeht“ (Cid DS3: 457), im Verborgenen und Angedeuteten zu lassen. Diesen Prozess mitzuerleben und ein Teil davon zu sein, war für uns Teilnehmende eindrucksvoll und berührend.

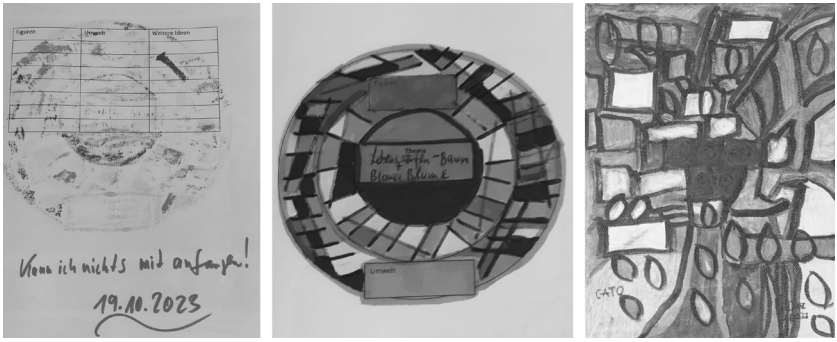
Dabei war Cid nach dem Auftakttreffen zum Workshop und dem Absprung von drei Teilnehmenden alles andere als sicher, ob sie diesen Workshop fortführen wollte. Der wieder vertrautere Rahmen (nur noch drei Teilnehmende) und

7 Cid war zum Zeitpunkt des Workshops 79 Jahre alt und lebte seit vier Jahren im Service-Wohnen.

die anerkennende Resonanz auf Cids Erzählungen und Geschichten wirkte sich jedoch positiv auf ihre Entscheidung aus, den Workshop fortzuführen. Gleichzeitig war auch die Sorgfalt, die wir als Workshopleitende in die Vorbereitung und Gestaltung der Treffen einbrachten, beispielsweise durch Kaffee und Kuchen und das Gestalten einer Wohlfühl-Atmosphäre, von Bedeutung (s. Abschnitt 4.2).

Cid hatte sich bereits im Info- und Kennenlerntreffen an den von uns ausgegebenen Arbeitsblättern[8] gestoßen (s. auch Abschnitt 4.3) und fühlte sich von der Form des linearen Erzählens und Erinnerns nicht angesprochen. Auf das Arbeitsblatt „Geschichtengitter", das als Hilfestellung zur Fokussierung von bedeutenden Inhalten und Elementen für die eigene Geschichte gedacht war (s. Abb. 2), hatte sie geschrieben: „Kann ich nichts mit anfangen". Ein weiteres ähnliches Arbeitsblatt nur in anderer Form, gestaltete sie auf ihre ganz eigene Art und Weise. Dieses ausgemalte Arbeitsblatt entwickelte sich dann weiter zu einem neuen, eigenständigen Bild, das Cid eigens für ihre Geschichte malte und vor dem sich ihre weitere Erzählung für das spätere Video mit Hilfe von Symbolen entfalten konnte: „Es war von vornherein irgendwie so, dass ich dachte: ‚Nein, das geht nicht.' Deswegen habe ich in Symbolen gearbeitet. (..) In Symbolen geht es eben doch" (Cid DS4: 407). Dabei betonte sie, dass sie den Impuls des Malens lange Zeit nicht verspürt hatte: „Ich habe nicht gemalt. Die ganze Zeit nicht. Und 11/23 habe ich dann gemalt. Und zwar in VERBINDUNG mit der Arbeit hier. Da habe ich plötzlich dann / Och, ich male das jetzt. ENDLICH. Da habe ich danach gegriffen und habe mir meine ganzen Stifte geholt" (Cid DS4: 354).

Abb. 2 Arbeitsblatt- und Bildgestaltungen von Cid im Workshopverlauf (die Originale sind in Farbe)



8 Die herausgegebenen Arbeitsblätter mit den Titeln „Lebenskarte", „Lebensbilder" und „Lebensorte" im Anschluss an das Info- und Kennenlerntreffen waren als Hilfestellung gedacht, erste Ideen für „Eine Geschichte meines Lebens" zu entwickeln. Diese „Hausaufgabe" rief ganz unterschiedliche Reaktionen hervor.

Das entstandene Bild mit dem Titel „Lebensstufenbaum“ (und auch die damit verbundene Geschichte), wurde nach Abschluss des Workshops einer guten Freundin zum 90. Geburtstag überreicht. Cid betonte mehrmals, wie erstaunt sie selbst darüber war, was sich im Forschungsverlauf entwickelt hat: „Ich hätte das nie gedacht, dass da so viel entstehen kann, nie“ (Cid DS3: 582). In diesem Prozess formulierte sie auch immer ihre (Selbst-)Zweifel, wie zum Beispiel: „ich kann das andere nicht“ (ebd.: 509). Das andere, von Cid als „perfekt“ (ebd.: 522) bezeichnete, kann sich zum Beispiel in einer zusammenhängenden und linear erzählten Geschichte ausdrücken, wie sie zum Beispiel amid entwickelt hat.

3.4 Die Geschichte von amid: Meine beste Zeit ist JETZT

Amid[9] fertigte nach unserem ersten Info- und Kennenlerntreffen vier Seiten in Tabellenform über ihre Lebenserinnerungen an und brachte diese verbunden mit Ideen für ihre digitale Geschichte zum nächsten Treffen mit. Sie betonte, wie hilfreich für sie die herausgegebenen Arbeitsblätter und Hilfestellungen waren, auch wenn die Auseinandersetzung damit „richtig, richtig, Arbeit“ (amid DS1: 310) war: „Aber es hat irgendwie / Das letzte Mal, als wir uns trafen, habe ich gedacht, ich hab keine Idee (..), was ein Moment ist oder, oder ein Ereignis oder so. Das war alles so ein Teig, ja? Und es ist wirklich so, dass mich dieses Stück für Stück vorwärts arbeiten dann letztendlich zu zwei Dingen gebracht hat, wo ich gedacht habe, das könnte es sein“ (amid DS1: 312). Und dennoch nahm amids Erzählung schon in unserem ersten inhaltlichen Treffen plötzlich eine andere Richtung, von der sie selbst überrascht war: „Ja, und, und, und manchmal ist das / Also bei mir war das so, (.) ich hatte ein Thema. So nach der ersten Stunde so sollte man ja mal überlegen. Dann hatte ich ein Thema und hatte noch ein Thema, habe ich gedacht: Hm, eins von den beiden könnte es werden. Es wurde ein ganz anderes. Un/ und man ist ja auch selbst in so einem Prozess, ja?“ (amid DS5: 1396)

Amids Geschichte für das digitale Kurzvideo beginnt mit dem Einzug in das Betreute Wohnen und schließt mit einem Herbstbild und dem Satz *„Meine beste Zeit ist JETZT“* (s. Abb. 3) ab. Das Video klingt mit der Melodie zur Morgenstimmung aus der Suite von Peer Gynt des Komponisten Edvard Grieg aus.

Auch die Erzählungen von amid berührten uns sehr, was an ihren Inhalten lag, aber auch an der Erzählweise. Amid drückte im Sprechen ihre Emotionen aus. Sie selbst war berührt von bestimmten Erinnerungen. Amid ließ in ihren Erzählungen Trauer, Traurigkeit, Verletzlichkeit zu; gleichzeitig vertraute sie aber auch, wirkte gefasst und stark. Sie erzählte, dass ihr in schweren Lebenssi-

9 Amid war zum Zeitpunkt des Workshops 75 Jahre alt und lebte seit sieben Jahren im Betreuten Wohnen.

tuationen geholfen worden sei und sie die Hilfe zuließ. Gleichzeitig gab und gibt sie selbst enorm viel und investiert Kraft und Zeit in den Erhalt und Aufbau von sozialen Kontakten und Verbindungen, die zum Teil seit ihrer Schulzeit bestehen. Dieses reiche Beziehungsleben macht amid aus, so wie ich sie kennenlernen durfte. Diese Stärke war für die Bildung und Entwicklung unserer Gruppe entscheidend: Sie brachte positive Impulse mit, weiterzumachen (an Cid gerichtet), mitzumachen (an hjh gerichtet; beispielswese als es um eine Übung zur Gestaltung einer Geräuschgeschichte ging[10]), sich überraschen zu lassen (an sich selbst gerichtet), berührt zu sein (an uns gerichtet), sich auf Neues, Unvorhergesehenes einzulassen (an uns alle gerichtet).

Abb. 3 Abschlussbild von amid in ihrem digitalen Kurzvideo (das Original ist in Farbe)

10 Im zweiten inhaltlichen Treffen haben wir die Teilnehmenden zu einer ersten Übung mit dem Aufnahmegerät eingeladen. In der Übung ‚Geräuschgeschichte' ging es darum, eine kurze Geschichte nur mit Geräuschen und ohne Worte zu erzählen.

4 Konsequenzen für sozialraumbezogene Forschung Sozialer Arbeit

4.1 (Angeeignete) Forschungsräume: vertraut, angstfrei und sicher

> „Und was sich dann daraus entwickelt hat, mit uns auch, das wir immer essen gehen zusammen. Und ähm, Sie beide sind so nett. Also das ganze Drumherum das hat mir gut getan. Das fand ich schön. Das hat mir auch gefallen. Der ganze Rahmen hat mir gut gefallen. […] Das Gemeinsame. Und, ähm, dass ich das auch versuchen will in diesem Rahmen. Da fühlte ich mich geborgen, teilweise geborgen. Ich hab mich dann wohlgefühlt und hatte keine Angst oder so" (Cid DS7: 1:49:49–1:50:45).

In unserem letzten Termin zum Digital Storytelling reflektierten wir u. a. den (Forschungs)Prozess; Reflexionen zum Vorgehen fanden im Workshopverlauf durchgehend statt. Cid brachte zum Ausdruck, was auch für die anderen von Bedeutung war, nämlich, dass in den Treffen ein Erzählraum herausgebildet wurde, den die Teilnehmenden als vertraut und sicher erlebten und insbesondere für Öffnungsmomente in Bezug auf lebensgeschichtliches Erzählen wertvoll war.

Die begleitende und der Methodik inhärente Reflexion des Prozesses wirkte auf die Bildung einer (Forschungs-)Gruppe hin – von Cid auch als „Biografie-Arbeitsgruppe" (E-Mail vom 18.01.2024) bezeichnet –, die einen immer größeren Einfluss auf das Forschungsvorhaben bekam. Die Grenzen zwischen der forschenden Person und den Forschungsteilnehmenden verschwammen zunehmend, da sich aus der methodischen Rahmung heraus ein Prozess entwickeln konnte, den die Gruppe im Sinne des forschungsethischen Grundprinzips der Beteiligung in Forschung Sozialer Arbeit mit- und selbst gestalten konnte (vgl. DGSA 2021: 45f.).

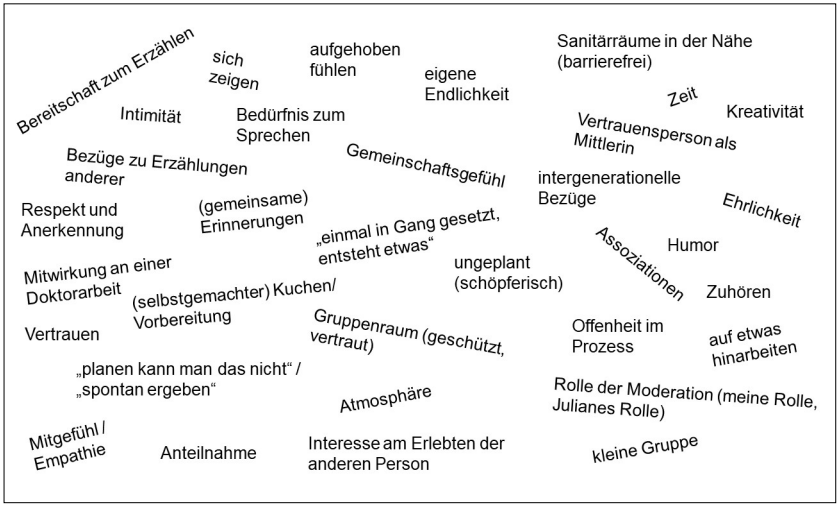
4.2 Öffnungsmomente im Forschungsprozess

Die Öffnung von Erzählräumen im Forschungsprozess war möglich, weil der Forschung ein Verständnis von Wissenschaft zugrunde lag, das insbesondere über die methodische Herangehensweise „konsequent Herz, Kopf und Hand – also Fühlen, Denken und Tun – miteinander" (Singer/Schmidt/Neuburger 2023: 18) zu verbinden sucht: „Aus ‚fühldenkendem' Wissen heraus entstehen Arbeiten, die sich einer kreativ-künstlerischen Methodologie bedienen, da sie Welt pluriversal abbilden und die Limitationen der wissenschaftlichen Sprache mit ihrer strikten Rahmung damit überwinden" (ebd.: 17). Der hier beschriebene Artographies-Ansatz aus der kritischen Humangeographie bietet inspirierende methodische und methodologische Bezüge für sozialraumbezogene Forschungen Sozialer Arbeit, insbesondere für Forschungsvorhaben, die eine „aktive Rolle Sozialer Arbeit […] im Sinne ihrer transformativen Wirkung sowie ihres transformativen

Potenzials und Vermögens“ (HAW Hessen Promotionszentrum Soziale Arbeit 2023: 2) in den Mittelpunkt stellen.

Inspiriert durch die Gestaltung von ungeordneten Situations-Maps nach Clarke (2012: 124ff.) werden im Forschungsmaterial Elemente sichtbar, die zunächst gleichwertig und ungeordnet (und in ihrer Auflistung auch nicht abschließend) zu einer Herausbildung des Erzählraums und zu Öffnungsmomenten von lebensgeschichtlichem Erzählen im Forschungsprozess führten (s. Abb. 4).

Abb. 4 Öffnungsmomente zum Erzählen im Forschungsprozess (ungeordnete Map)



So zeigt sich in der Zusammenführung und Verdichtung u. a. die Bedeutung von *materiellen Räumen* im Forschungsprozess, insbesondere unseres als geschützt und vertraut empfundenen Gruppen- und Workshopraums (integriert in der Anlage des Service-Wohnens) mit der dazugehörigen kleinen Teeküche und einer gut erreichbaren barrierefreien Toilette. Ebenso waren von Beginn an das nahegelegene Quartierscafé als zusätzlicher Ort der Begegnung und des gemeinsamen Mittagessens wie auch das Vertrautwerden und Duzen nach einiger Zeit für die Teilnehmenden von Bedeutung. Weitere Verdichtungen lassen sich unter dem Aspekt von „care“ (vgl. Kirndörfer/Hiller 2023: 80ff.) fassen, die zum Beispiel ihren Ausdruck in der Vorbereitung der Treffen mit einem eingedeckten Tisch, Kaffee und Kuchen fanden (dieser Aspekt wurde mehrmals von den Teilnehmenden hervorgehoben). Aber auch die Sorge zwischen den Treffen (z. B. in Form von kleinen Gesten zur Weihnachtszeit) und das emotionale, anteilnehmende Zuhören spielten eine Rolle. Das Zulassen von *Gefühlen* im Forschungsprozess war zweifellos zentral für die Herausbildung von Erzählräumen und für die Bil-

dung von *Beziehungen*; Humor war hier ein entscheidendes Element im Prozess. Momente der *Unplanbarkeit, Offenheit, Kreativität* (und Assoziation) im Verlauf haben immer wieder zu unerwarteten Entwicklungen geführt. Und schließlich (jedoch nicht abschließend), spielte der *Gesundheitszustand* mit all seinen Unwägbarkeiten eine entscheidende Rolle für den Verlauf sowie die *Einstellung zu sich selbst und anderen* und damit einhergehend Fragen wie zum Beispiel, ob Menschen überhaupt über ihr Leben sprechen möchten und wie sie ihre gegenwärtige Lebenssituation erleben.

4.3 Irritationen und Abbrüche im Forschungsprozess

> „Das ist alles kein Problem. Aber dann sollte ich das rausarbeiten, wie, wann ich geboren bin, ja? […] Und ich meine, ich darf nicht sagen, es war alles schlecht. Aber mein Vater war (.) kriegsversehrt, der hat einen Kopfsteckschuss gehabt. Also meine Mutter hat alles entschuldigt mit dem / // mit der Krankheit […] Weißt du? Ich sage dir, ich habe mir das Ding da angeguckt, ich / ich HABE sie [die Arbeitsblätter aus dem Auftakttreffen; Anm. R.R.] angeguckt. (lacht) Sogar drei Tage vorher noch einmal. Dann habe ich das / Nein, ich will nicht, gell?“ (DS2_N: 46–48; 75).

Meine Gesprächspartnerin wirkte aufgelöst, als sie mir davon erzählte, warum sie nicht mehr beim Workshop zum Digital Storytelling mitmachen möchte. In ihr riefen die durch die Arbeitsblätter, die beim Info- und Kennenlerntreffen zur freiwilligen Nutzung ausgegeben wurden, hervorgerufenen Erinnerungen starke emotionale Reaktionen hervor. Sie schickte mir ein paar Wochen später noch eine Nachricht mit einem Foto von einem Tageskalenderspruch (von Marc Aurel): „Lasse die Vergangenheit hinter dir […].“

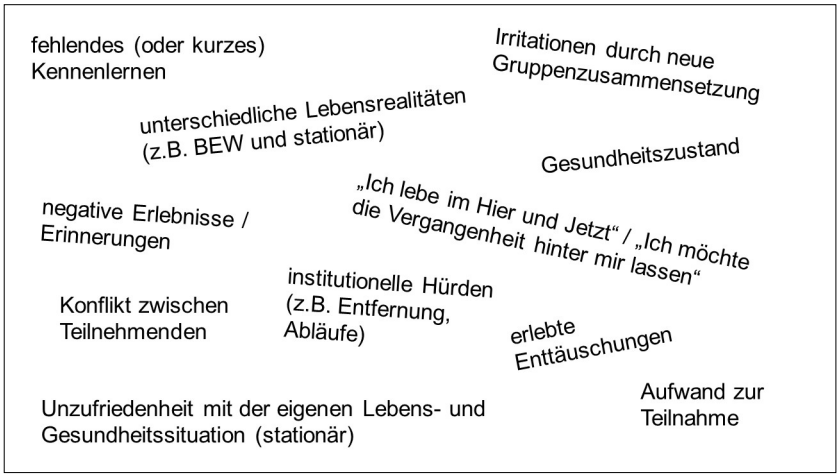
Räume des Erinnerns und Erzählens im Kontext des institutionalisierten Wohnens der Altenhilfe sind fragil und an Voraussetzungen gebunden. Das wurde im Forschungsverlauf auch insbesondere im Kontakt mit Menschen aus dem Stationären Wohnen erfahrbar, von denen auch niemand am Workshop zum Digital Storytelling partizipieren konnte oder wollte. Das Erleben des Lebens in der Komplexeinrichtung unterschied sich schon zwischen Menschen im Betreuten Wohnen und im Stationären Wohnen stark, wie sich in der anfänglich noch gemeinsamen Gruppendiskussion zeigte.

Die Erfahrungen mit Nicht-Öffnungsmomenten im Forschungsprozess (s. Abb. 5) sensibilisieren für zukünftige und anknüpfende Forschungsvorhaben in der Sozialen Arbeit zum lebensgeschichtlichen Erzählen im institutionalisierten Kontext der Altenhilfe. So lassen sich zum Beispiel die Erfahrungen mit Öffnungsmomenten (vgl. 4.2) unter Einbezug wichtiger Akteur:innen (z. B. Bewohner:innen, Heimbeirat, Fachkräfte) auf methodische Passungen hinsichtlich spezifischer (z. B. infrastruktureller, ausstattungsbezogener, personeller)

Strukturen einer sozialräumlichen Einbettung der Einrichtung sowie der Bedürfnisse (der Teilnehmenden) hin überprüfen und anpassen.

Eine Orientierung an der räumlichen Methodologie nach Enßle/Helbrecht (2018), die sie im Zusammenhang von Ungleichheit, Intersektionalität und Alter(n) zu fassen suchen, kann insbesondere für anknüpfende partizipative Sozialraumforschungen in der Sozialen Arbeit zum lebensgeschichtlichen Erzählen im stationären Kontext ein „vielversprechender Ausgangspunkt für die analytische Erkundung der vielfachen Verflechtungen von Alter(n) mit anderen Differenzkategorien“ (ebd.: o.S.) sein.

Abb. 5 Nicht-Öffnungsmomente zum Erzählen im Forschungsprozess (ungeordnete Map)



5 Schluss

Die Mitwirkung am Forschungsprojekt „Raum für meine (digitale) Geschichte“ und insbesondere die Erfahrungen im Workshop zum Digital Storytelling haben eine Verbundenheit zwischen den Teilnehmenden erzeugt, die nachwirkt. Es wurde jedoch auch deutlich, dass nicht alle interessierten Menschen am Forschungsprozess partizipieren konnten oder wollten. Eine figurationssensible Sozialraumforschung aus der Sozialen Arbeit heraus (vgl. u. a. Stadel 2021) sollte im Kontext des institutionalisierten Wohnens der Altenhilfe weiter darauf hinwirken, „Räume zu schaffen für andere Formen des Wissens, Lernens, Erinnerns und Handelns, die in Räume und Praktiken intervenieren“ (Singer/Schmidt/Neuburger 2023: 22). Kreative Räume, die Verbundenheit erzeugen und Beziehungen schaffen können, sind wichtige Voraussetzungen für Öffnung und Vertrauen in Forschungsprozessen im Kontext Alter(n): „Das Leben behält einen

Wert, solange man durch Liebe, Freundschaft, Empörung oder Mitgefühl am Leben der anderen teilnimmt. Dann bleiben auch Gründe, zu handeln oder zu sprechen“ (Beauvoir 2000 [1970]: 708).

Literatur

Alheit, Peter (2020): Biografizität als „mentale Grammatik“ der Lebenszeit. In: Schilling, Elisabeth/O’Neill, Maggie (Hrsg.): Frontiers in Time Research – Einführung in die interdisziplinäre Zeitforschung. Springer eBook Collection. Wiesbaden: Springer VS, S. 161–183.

Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, Erika M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Der Mensch als soziales und personales Wesen, Band 17. Stuttgart, Berlin, Boston: Lucius & Lucius; De Gruyter Oldenbourg. Reprint 2016, S. 257–284.

Alisch, Monika/May, Michael (Hrsg.) (2017): Einleitung: Methoden partizipativer Sozialraumforschung. In: Alisch, Monika/May, Michael (Hrsg.): Methoden der Praxisforschung im Sozialraum. Beiträge zur Sozialraumforschung, Band 15. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Bamberg, Michael/Georgakopoulou, Alexandra (2008): Small stories as a new perspective in narrative and identity analysis. In: Text & Talk 28, 3.

Beauvoir, Simone de (2000): Das Alter. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag. Neuausgabe.

Clarke, Adele E. (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Interdisziplinäre Diskursforschung. Wiesbaden: Springer VS.

Dausien, Bettina/Thoma, Nadja (2023): „Kleine Geschichten“ als Forschungszugang. Reflexionen zum biografischen Erzählen aus einem ethnografischen Projekt mit geflüchteten Schüler*innen. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, Vol. 24 No. 1 (2023): Mixed Methods and Multimethod Social Research – Current Applications and Future Directions.

DGSA – Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (2021): Forschungsethische Prinzipien und wissenschaftliche Standards für Forschung der Sozialen Arbeit: Forschungsethikkodex der DGSA. In: Franz, Julia/Unterkofler, Ursula (Hrsg.): Forschungsethik in der Sozialen Arbeit. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Dunford, Mark/Jenkins, Tricia (2017): Digital Storytelling. London: Palgrave Macmillan UK.

Enßle, Friederike/Helbrecht, Ilse (2018): Ungleichheit, Intersektionalität und Alter(n) – für eine räumliche Methodologie in der Ungleichheitsforschung. In: Geographica Helvetica 73, 3, S. 227–239.

Eribon, Didier (2024): Eine Arbeiterin. Leben, Alter und Sterben. Berlin: Suhrkamp.
Geertz, Clifford (1983): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
HAW Hessen Promotionszentrum Soziale Arbeit (2023): Transformative Soziale Arbeit. Forschungsprogramm 2023ff.
Jenkins, Tricia (2021): „What is my Story?". An ethnographic approach. Older people re-framing their lives through digital storytelling. https://repository.mdx.ac.uk/item/8q217 [Zugriff: 24.06.2024].
Jørgensen, Kenneth Mølbjerg (2020): Storytelling, space and power: An Arendtian account of subjectivity in organizations. In: Organization 29, 1, S. 1–16.
Kirndörfer, Elisabeth/Hiller, Lotte J. (2023): 4 STORYTELLING. In: Singer, Katrin/Schmidt, Katharina/Neuburger, Martina (Hrsg.): Artographies – Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung. Sozial- und Kulturgeographie. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 69–90.
Lambert, Joe (2010): Digital storytelling cookbook. Berkeley, CA: Digital Diner Press.
Lefebvre, Henri (1991): The production of space. Oxford: Blackwell. Reprint.
Lorimer, Hayden (2003): Telling small stories: spaces of knowledge and the practice of geography. In: Transactions of the Institute of British Geographers 28, 2, S. 197–217.
May, Michael (2017): Soziale Arbeit als Arbeit am Gemeinwesen. Ein theoretischer Begründungsrahmen. Beiträge zur Sozialraumforschung, Band 14. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
May, Michael (2020): Partizipatorische Sozialraumforschung und gesellschaftliche Teilhabe. In: Meier, Sabine/Schlenker, Kathrin (Hrsg.): Teilhabe und Raum. Interdisziplinäre Perspektiven. Beiträge zur Sozialraumforschung. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 21–36.
Schulze, Heidrun/Sotoudeh, Shirin/Gerber, Susanne (2023): Auseinandersetzung mit Lebensgeschichten und Lebenserzählungen zur Initiierung biografischer Reflexivität und Akteur:innenschaft. In: Schreiner, Timo/Wagner-Diehl, Dominik (Hrsg.): Soziale Ungleichheit, Bildung, Biografieforschung. Perspektiven zum Werk von Ingrid Miethe. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 29–60.
Singer, Katrin/Schmidt, Katharina/Neuburger, Martina (2023): 1 ARTOGRAPHIES. In: Singer, Katrin/Schmidt, Katharina/Neuburger, Martina (Hrsg.): Artographies – Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung. Sozial- und Kulturgeographie. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 9–38.
Stadel, Wolfgang (2021): Sozialraumentwicklung unter den Bedingungen von Behinderung und Alter. Beiträge zur Sozialraumforschung. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Sprechen und Schweigen über sexualisierte Gewalt – Reflexionen zum Umgang mit tabuisierten Themen im Forschungsprozess mit älteren Menschen

Franziska Weiser

1 Einleitung

Auch wenn sexualisierte Gewalt in der medialen Öffentlichkeit in den letzten Jahren zunehmend thematisiert wird, ist sie als gesellschaftliches Problem weiter tabuisiert und unzureichend konkret diskutiert. Besonders im Kontext älterer Menschen werden das Ausmaß solcher Erfahrungen und ihre Auswirkungen kaum angesprochen, obwohl diese Bevölkerungsgruppe spezifische Herausforderungen und Bedürfnisse aufweist. Scham und gesellschaftliche Tabus erschweren nicht nur den offenen Umgang, sondern auch die Forschung zu diesem Thema.

Dieser Beitrag widmet sich der Frage, wie Forschende der Sozialen Arbeit und angrenzender Disziplinen mit diesen Tabus umgehen können, insbesondere in der Forschung mit älteren Menschen, die sexualisierten Gewalterfahrungen gemacht haben. Eine zentrale Herausforderung in diesem Kontext stellt das Spannungsfeld zwischen Sprechen und Schweigen dar, das eng mit gesellschaftlichen Tabuisierungen und individuellen Schamprozessen verknüpft ist. Wie in Kapitel 2 dieses Beitrages näher ausgeführt wird, ist Scham nicht nur eine persönliche Reaktion auf erlebte Gewalt, sondern fungiert auch als soziale Kontrollinstanz, die das Schweigen über diese Erfahrungen verstärkt. Diese Mechanismen beeinflussen nicht nur Betroffene, sondern auch den sozialwissenschaftlichen Forschungsprozess, indem sie Interviewdynamiken prägen, den Zugang zu Forschungsteilnehmenden erschweren und besondere methodologische Reflexionen erfordern. Am Beispiel zweier Forschungsprojekte, die sich mit sexualisierter Gewalt in höheren Lebensaltern und in der Lebensgeschichte älterer Menschen auseinandersetzen, thematisiert dieser Beitrag neben methodologischen Überlegungen auch praktische Umsetzungsmöglichkeiten innerhalb des gesamten Forschungsprozesses sowie konkrete Handlungsempfehlungen für die Praxis der Sozialen Arbeit.

2 Tabuisierung und Scham als Forschungsgegenstand

Im Folgenden werden zwei Ebenen des Schamgefühls behandelt: die innere Logik der Scham und Scham als internalisierte Schuldumkehr, die Betroffene als Reaktion auf sexualisierte Gewalt zeigen. Es wird hierbei Bezug auf Judith Butlers subjekttheoretische Annahmen genommen.

Scham tritt auf, wenn eine Person gegen soziale oder moralische Normen verstößt, die sie selbst anerkennt (Demmerling/Landweer 2007: 219). Dieses Gefühl ist oft sozial geprägt, denn schämen kann man sich vor anderen (Schwerdtner 2021: 58). Auch wenn Menschen sich vor sich selbst schämen, zeigt sich die soziale Dimension der Scham, da soziale Normen stark verinnerlicht werden (Sanyal 2016: 76). Die beschämte Reaktion einer von sexualisierter Gewalt betroffenen Person kann somit den Eindruck erwecken, sie selbst habe gegen eine Norm verstoßen (Schwerdtner 2021: 58). Diese Wahrnehmung wird oft durch das soziale Umfeld verstärkt. Es ist jedoch entscheidend zu betonen, dass sexualisierte Gewalt keinen Normverstoß der betroffenen Person, sondern einen Angriff auf die Integrität und den Körper dieser Person darstellt – die Schuld liegt bei den Gewaltausübenden (ebd.: 59).

Die Scham als Reaktion von sexualisierter Gewalt Betroffener hat darüber hinaus eine historische Dimension. Frevert (2018) verdeutlicht, dass Frauen in der Vergangenheit stärker für das, was gesellschaftlich als ihre „Ehre“ angesehen wurde, verantwortlich gemacht wurden und ihnen häufig eine Mitschuld an sexualisierten Übergriffen zugeschrieben wurde. Dies hält bis heute an. Als eine Art der Schuldumkehr ist es häufig internalisiert, verschleiert Verantwortlichkeiten und ruft Scham hervor (Schwerdtner 2021: 60). Die Konsequenz hieraus ist, dass Betroffene aufgrund dieser Gefühle nicht über die erlebte sexualisierte Gewalt sprechen können. Solche Selbstbeschuldigungen können allerdings auch als Versuch angesehen werden, in einer erschütterten sozialen Umwelt wieder Ordnung herzustellen (Brison 2004: 28).

Für eine vertiefte Betrachtung von Scham im Kontext von sexualisierter Gewalt kann Butlers Subjekttheorie herangezogen werden. Sie zeigt, dass Scham nicht nur mit verletzten Normen und Schuldfragen korrespondiert, sondern auf eine Verletzung des Subjektstatus hinweist (Schwerdtner 2021: 62). Scham kann also dazu führen, dass Betroffene ihre Verletztheit nicht zeigen möchten und dadurch unsichtbar bleiben (Solnit 2017: 80). Schwerdtner (2021: 62) weist mit Bezug auf Butler (2009: 10f.) darauf hin, dass die Benennung der eigenen Verletztheit wiederum Verletzungen nach sich ziehen kann, was die Handlungsmacht des Subjekts einschränkt. Trotzdem ist es wichtig zu betonen, dass Betroffene sexualisierter Gewalt nicht sprechen müssen. Die Verantwortung liegt vielmehr bei der Gesellschaft, Bedingungen zu schaffen, die ein Sprechen ermöglichen (Schwerdtner, 2021: 122f.).

3 Kurzbeschreibung der Forschungsprojekte

Nachfolgend werden zwei Forschungsprojekte dargestellt, die als Material für den vorliegenden Beitrag dienen und aus denen Handlungsempfehlungen für Forschende im Bereich sexualisierte Gewalt und Menschen in höheren Lebensaltern abgeleitet werden (siehe Kapitel 4).

3.1 Bewältigungsstrategien älterer Frauen, die in höheren Lebensaltern von sexualisierter Gewalt betroffen sind (Dissertationsvorhaben)

Im Rahmen dieser Dissertation werden Bewältigungsstrategien älterer Frauen untersucht, die erstmalig oder fortlaufend in den letzten fünf bis sieben Jahren sexualisierte Gewalt erfahren haben. Ziel ist es, Bewältigungswege dieser Frauen zu ermitteln und daraus mögliche Unterstützungsangebote für die (Klinische) Sozialarbeit abzuleiten.

Hierfür werden narrative Interviews in Anlehnung an Rosenthal (1995) durchgeführt und nach der konstruktivistischen Grounded Theory von Kathy Charmaz (2006, 2014) ausgewertet. Besonders berücksichtigt werden generationsspezifische Erlebnisse, wie Veränderungen im Sexualstrafrecht, sowie weitere biografische Erfahrungen, die die Bewältigungsstrategien beeinflussen können. Die Interviews werden traumasensibel und wertungsfrei geführt, um individuelle Bewältigungswege angemessen zu erfassen.

3.2 „Dann stellt man sich mal vor, man sperrt mich … in ein Altenheim“: Versorgungsmöglichkeiten und -gefahren ehemaliger Heimkinder im Alter

In diesem Drittmittel-geförderten Forschungsprojekt wird die Altersversorgung ehemaliger Heimkinder in der BRD und DDR mit (sexualisierten) Gewalterfahrungen untersucht. Ziel ist es, Bedarfe für eine traumasensible Versorgung im Alter zu ermitteln, Weiterbildungskonzepte für Fachkräfte in der Altenpflege zu entwickeln und eine Informationsbroschüre für Betroffene zu erstellen.

Es werden problemzentrierte Tiefeninterviews und ergänzende Gruppendiskussionen durchgeführt, die mit der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (1990/2023) ausgewertet werden. Ein zentrales Merkmal des Projekts ist das partizipative Design: Ein Projektbeirat mit Betroffenen sowie Expert:innen ermöglicht Partizipation, sichert die Praxisrelevanz und unterstützt die Ergebniskommunikation. Darüber hinaus werden Betroffene aktiv in die Forschung eingebunden, um ihre Perspektiven und Erfahrungen direkt in die Analyse und die Entwicklung von Handlungsempfehlungen einfließen zu lassen.

4 Reflexion des Forschungsprozesses

4.1 Ausgangspunkt: Reflexion und Identifikation von Forschungslücken

Die Identifikation von Forschungslücken erfolgt meist durch Wissenschaftler:innen, die ein Forschungsdesign entwickeln. Dabei beeinflussen die gewählten Forschungsfragen und das thematische Interesse sowohl den Forschungsprozess als auch dessen Kontext. Insbesondere bei der Forschung zu sexualisierter Gewalt können (unbewusste) Ängste der Forschenden zu Projektionen führen, etwa durch die Sorge, bei den Interviewpartner:innen mögliche Retraumatisierungen auszulösen (Kavemann 2016: 51). Das spiegelt oft den gesamtgesellschaftlichen Umgang mit sexualisierter Gewalt wider, der von Vermeidung und peinlichem Berührtsein geprägt ist. Solche Ängste können eine Offenheit innerhalb der Forschung einschränken und ein voreingenommenes Bild von Betroffenen fördern (ebd.). Kavemann (2016) betont im „Forschungsmanual Gewalt", dass Betroffene durchaus einschätzen können, was sie sich selbst mit der Teilnahme an einem Interview zumuten. Herausfordernd für sie sei eher, einzuschätzen, was die Forschenden an expliziten Schilderungen zu der erlebten Gewalt ertragen können (ebd.).

Es bedarf also einer bewussten Reflexion seitens der Forschenden über ihre eigenen Ängste und Projektionen bezüglich sexualisierter Gewalt. Dies kann durch (Forschungs-)Supervision oder den Austausch mit erfahrenen Forscher:innen unterstützt werden. Auch die Arbeit im Team und der Austausch mit Betreuenden sowie anderen Doktorand:innen fördern diesen Prozess, insbesondere in der Dissertation, die oft eine isolierte Arbeitssituation darstellt.

Ein zielgerichteter Forschungsansatz sollte die Viktimisierung von Betroffenen sexualisierter Gewalt vermeiden. Daher gilt es, eigene Täter:innen- und Opferbilder kritisch zu hinterfragen. Andernfalls besteht, zugespitzt formuliert, die Gefahr, dass stereotype Bilder von geschädigten, unfähigen Opfern und dämonisierten Täter:innen verfestigt werden, was die Offenheit der Forschung beeinträchtigt (Kavemann 2016: 52). Dies kann dazu führen, dass bestimmte Aspekte unbewusst aus dem Untersuchungsdesign herausgelassen werden (ebd.).

Bei Themen wie sexualisierte Gewalt gegen ältere Frauen spielen zusätzlich mögliche Berührungsängste mit älteren Menschen sowie eigene Altersbilder der Forschenden eine Rolle, die ebenfalls reflektiert werden sollten. Während dafür in der Literatur keine spezifischen Nachweise existieren, erscheint es plausibel, dass diese beiden Aspekte miteinander korrelieren und in der Summe mehr Gewicht haben, als wenn sie in Forschungsdesigns isoliert betrachtet werden.

4.2 Rekrutierung und Sensibilisierung von Teilnehmenden

Die Rekrutierung älterer, insbesondere hochaltriger Menschen für sozialwissenschaftliche Studien gestaltet sich nachweislich schwieriger und zeitaufwendiger als in anderen Altersgruppen (Davies et al. 2010; McHenry et al. 2015). Zusätzlich gehören ältere Menschen, insbesondere im Kontext sexualisierter Gewalt, häufig zur sogenannten „Seldom-heard"-Gruppe (Doel 2012: 84). Ihre Teilnahmebereitschaft wird laut Schlomann und Rietz (2019) durch Faktoren wie Bildungs- und Gesellschaftsschicht, Vertrauen in die Forschung sowie das soziale Umfeld beeinflusst, etwa durch Partner:innen, Hausärzt:innen oder Kinder (Nuthmann/Wahl 2010). Besonders problematisch ist der Zusammenhang der Teilnahmebereitschaft mit dem sozialen Umfeld, wenn Personen, die diesem angehören, die Gewalt ausgeübt haben. Auch zeigte sich, dass eine Teilnahmebereitschaft eher gegeben ist, wenn ein zeitlicher Abstand zur letzten Gewalterfahrung besteht (Kavemann 2016: 63). Diese Erkenntnis wurde in den beiden hier vorgestellten Forschungsprojekten berücksichtigt: In der Dissertation zu „Bewältigungsstrategien älterer Frauen mit sexualisierten Gewalterfahrungen in höheren Lebensaltern" wurde gezielt nach Teilnehmerinnen gesucht, bei denen seit der letzten Gewalterfahrung mindestens fünf Jahre vergangen sind. Im zweiten Forschungsprojekt, das ehemalige Heimkinder befragt, liegt sogar ein noch größerer zeitlicher Abstand zum akuten Gewalterleben vor.

Neben der zeitlichen Distanz zur Gewalterfahrung beeinflussen auch persönliche Erfahrungen mit sozialwissenschaftlicher Forschung sowie das Interesse am Forschungsgegenstand die Teilnahmebereitschaft (Konradt/Fary 2006). In beiden Projekten zeigte sich trotz Tabuisierung und internalisierter Scham (siehe Kapitel 2) ein hohes Interesse an der Teilnahme. Dies kann mit der intrinsischen Motivation zusammenhängen, etwa dem Wunsch nach Anerkennung der erlebten Gewalt durch Außenstehende und dem Interesse am Abbau von Stigmatisierung (Kavemann 2016: 64).

Ältere Menschen benötigen oft mehr Zeit, um den Nutzen und Ablauf von Studien zu verstehen, und können die Teilnahme daran als potenzielle Belastung empfinden. Dies steht im Widerspruch zu den zeitlichen Beschränkungen drittmittelfinanzierter Projekte (Knechel 2013). Um Vertrauen aufzubauen und Unsicherheiten zu verringern, erweist sich eine intensive persönliche Betreuung als zentral. Sie kann beispielsweise durch eine feste Ansprechperson sichergestellt werden, die auch außerhalb der Erhebungen erreichbar ist (Schlomann/Rietz 2019: 665). Laut Nuthmann und Wahl (2010) sind eine vertrauensvolle Ansprechperson sowie der kontinuierliche Kontakt oft die Grundlage für die Teilnahme an Studien. Auch schriftliche Informationen können die Teilnahmebereitschaft positiv beeinflussen (Auster/Janda 2009; Green/Ayalon 2015). Dies können unter anderem Grußkarten zwischen den Erhebungszeitpunkten oder Ergebnisberichte sein, um den Kontakt zu halten und die Wahrscheinlichkeit weiterer und/oder das Bestehenlassen der Teilnahme zu unter-

stützen (Klaus/Engstler 2017). Praktische Erfahrungen aus meinen Projekten bestätigen diese Ansätze.

Zur Sensibilisierung und Rekrutierung wurden in beiden Projekten bestehende Netzwerke und unterstützende Institutionen einbezogen. Im Dissertationsprojekt erfolgte dies über Frauenberatungsstellen und Quartiertreffs für Senior:innen. Nach der Durchführung der Interviews erhielten die Teilnehmerinnen eine Liste mit Beratungsstellen sowie die Nummer des bundesweiten Hilfetelefons für gewaltbetroffene Frauen.

Diese Maßnahmen schufen Vertrauen, stärkten die Sicherheit der Befragten und förderten ihre Bereitschaft zur Teilnahme.

Im zweiten Forschungsprojekt zur Altersversorgung ehemaliger Heimkinder wurden Institutionen eingebunden, die sich für die Aufarbeitung sexualisierter Gewalt in Heimen der DDR und der BRD einsetzen, wie beispielsweise „Unser Haus – Projekt für und von Menschen mit Heimerfahrung“ in Berlin. Der Kontakt mit solchen Institutionen ist in der Interviewpartner:innen-Akquise besonders bedeutsam, da diese wie ein sinnvoller Puffer wirken können (siehe ausführlicher Kapitel 5).

4.3 Methodische Herausforderungen bei der Untersuchung tabuisierter Themen

Sozialwissenschaftliche Erhebungsmethoden für sensible Themen

Die Erforschung sensibler Themen wie sexualisierte Gewalt erfordert besondere methodische Überlegungen. Dabei müssen sowohl die emotionalen Belastungen der Teilnehmenden als auch die Anforderungen an eine sensible Gesprächsführung berücksichtigt werden. Narrative Interviews gelten in diesem Kontext als besonders geeignet. Mittels dieser Erhebungsmethode wird versucht, durch einen offenen Erzählimpuls eine zusammenhängende Narration in Gang zu setzen, die sich idealerweise ohne Unterbrechung durch die interviewende Person entfaltet (Küsters 2009: 21). Erst nach Abschluss der Erzählung können Rückfragen gestellt werden, um die Befragten zu vertiefenden Narrationen anzuregen (ebd.: 21f.). Mit diesem Vorgehen bieten narrative Interviews den Befragten große Freiheiten und sie behalten die Kontrolle über den Erzählprozess. Dies ist insbesondere für traumatisierte Personen von Bedeutung, da sie im Kontext traumatischer Erlebnisse oft keine Kontrolle über die Ereignisse hatten. Außerdem kommt die große Nähe narrativer Interviews zur Alltagskommunikation insbesondere älteren Menschen ohne Forschungserfahrung zugute (Küsters 2009: 21f.). Da die interviewende Person uneingeschränkt zuhört, können die Teilnehmenden selbst Grenzen ziehen und entscheiden, welche Themen sie ansprechen möchten. Darüber hinaus ermöglicht die Methode den Befragten, eine eigene Sprache für erlebte Ereignisse zu finden (Schwerdtner 2021: 125f.; Diekmann 2023), was insbesondere bei älteren

Menschen relevant ist, die häufig andere Begriffe, wie „Eheprobleme“ oder „Übergriffe“, für sexualisierte Gewalt verwenden. Dies hängt sowohl mit ihrer Generationszugehörigkeit als auch mit der gesellschaftlichen Tabuisierung der Thematik zusammen (siehe Kapitel 2).

Auf Basis dieser theoretischen Überlegungen wurden in dem Dissertationsprojekt zu „Bewältigungsstrategien älterer Frauen mit sexualisierten Gewalterfahrungen in höheren Lebensaltern“ narrative Interviews geführt. Dabei konnten die Teilnehmenden selbstbestimmt entscheiden, welche Inhalte sie benennen und auf welche Bewältigungswege sie ihren Fokus legen wollten. Dies wurde von den Betroffenen anschließend als bedeutsame Erfahrung der Selbstbestimmung beschrieben. Zudem erwies sich das uneingeschränkte Zuhören als wichtige Ressource, um Vertrauen aufzubauen und das Gefühl zu vermitteln, dass die Erfahrungen der Teilnehmenden ernst genommen wurden.

Narrative Interviews weisen somit viele Vorteile auf, sie sind aber zeitaufwendig und daher in größeren, drittmittelfinanzierten Forschungsprojekten nicht immer umsetzbar (Schlomann/Rietz 2019: 665f.). Unter diesen Bedingungen bietet sich alternativ das problemzentrierte Tiefeninterview nach Witzel (1982, 2000) an. Diese Methode kombiniert standardisierte Elemente mit offenen Fragen und lässt Raum für Narrationen. Sie eignet sich besonders, um persönliche Erfahrungen zu erfassen und gleichzeitig eine gewisse Struktur in der Datenerhebung zu gewährleisten.

Im Forschungsprojekt „Heimkinder mit sexualisierten Gewalterfahrungen im Alter“ wurde das problemzentrierte Tiefeninterview auf Basis dieser Überlegungen gewählt, da diese Methode der personenzentrierten Gesprächsführung nach Rogers ähnelt. Zur methodischen Absicherung und um den spezifischen Erfahrungen der Betroffenen gerecht zu werden, wurde diese Art der Interviewführung vorab mit einem wissenschaftlichen Beirat sowie einem zweiten Beirat, der aus Menschen mit Heim- und sexualisierten Gewalterfahrungen bestand, diskutiert. Diese partizipativen Arbeitsschritte vereinen die Perspektiven von Praktiker:innen mit den Erfahrungen und Wünschen der Betroffenen. Sie folgen damit der Forderung von Marquard und Haucke (2024) nach einer konsequenten und nachhaltigen Betroffenenpartizipation in der Forschung. Durch eine regelmäßige Beteiligung des Beirats aus Betroffenen konnte das Projekt sicherstellen, dass die Methode sensibel und den Bedürfnissen der Teilnehmenden entsprechend angewendet wurde.

Traumasensibilität während der Datenerhebung

Traumasensible Datenerhebungen sind bei der Erforschung von zentraler Bedeutung, da narrative Interviews unerwartete traumatische Erinnerungen hervorrufen können, wie durch den Gestaltschließungszwang beschrieben wird (Loch 2008: 6). Hinweise wie Lücken, Brüche oder emotionale Reaktionen machen aufmerksam darauf, dass die Befragten sich traumatischen Erlebnissen nähern.

Interviews bewegen sich laut Haubl (2003: 64) häufig zwischen Thematisierung und De-Thematisierung. Diese Dynamik entsteht durch das Sicherheitsbedürfnis der Befragten, die Kontrollverlust vermeiden möchten, sowie durch ein gegenseitiges Abtasten von Interviewenden und Interviewten. Ob sich der Raum für die Thematisierung erweitert oder einschränkt, hängt maßgeblich von dieser Dynamik ab. Kavemann (2016) schlägt für eine Ermöglichung der Thematisierung Formulierungen im Erzählimpuls wie „Erzählen Sie mir alles, was Ihnen wichtig ist. Sie müssen mich nicht schonen" (Kavemann 2016: 51) vor. Diese Herangehensweise ermöglicht es den Befragten, selbstbestimmt zu entscheiden, welche Inhalte sie teilen möchten. Der Erzählimpuls sollte dahingehend kritisch reflektiert werden, ob und inwiefern er die Selbstbestimmung der Befragten einschränkt und Forschende daran hindert, Themen aus ethischen Gründen auszuklammern (Haubl 2003: 64; Loch 2008: 6). Im besten Fall unterstützt die Erhebungsmethode die Befragten dabei, belastende Themen artikulieren und so gesellschaftliche Tabuisierungen durchbrechen zu können (Keilson 2001).

In den von beiden Projekten durchgeführten Interviews war diese pendelnde Dynamik deutlich zu beobachten. Die älteren Frauen im Dissertationsprojekt, die über ihre Zeit nach der sexualisierten Gewalterfahrung sprachen, konnten selbstbestimmt entscheiden, welche Inhalte sie benennen und auf welche Bewältigungswege sie einen Fokus legen wollten. Insbesondere das Pendeln zwischen expliziten Schilderungen der Gewalterlebnisse und dem Auslassen sehr grausamer Details zeigte sich deutlich. Durch den Einsatz von Kavemanns Formulierungen konnte diese Dynamik traumasensibel aufgefangen werden.

Kompetenzen und Selbstfürsorge der Forschenden

Die Erforschung sexualisierter Gewalt erfordert von den Forschenden spezifische Kompetenzen und eine hohe Sensibilität. Insbesondere müssen sie in der Lage sein, Äußerungen im Kontext von Traumatisierungen einzuordnen und darauf professionell zu reagieren. Dies beinhaltet auch die Fähigkeit, das Forschungsdesign und den Umgang mit den erhobenen Daten transparent und verständlich zu erklären, um eine informierte Zustimmung (*informed consent*) sicherzustellen (Motzek-Öz 2019: 180). Dabei ist es wichtig, die Erhebungssituation so zu gestalten, dass die Teilnehmenden die Kontrolle über ihre Erzählungen behalten und sich sicher fühlen.

Neben diesen methodischen und kommunikativen Fähigkeiten ist die Selbstfürsorge der Forschenden ein wesentlicher Aspekt traumasensibler Forschung. Während Selbstfürsorge in der Klinischen Sozialarbeit als Kernkompetenz für gelingende Beziehungsgestaltung und wirksame Interventionen beschrieben wird (Viehhauser/Lohner 2022: 36f.), wird ihr in der Forschung noch zu wenig Beachtung geschenkt. Gerade in der Auseinandersetzung mit traumatischen Erzählungen können bei den Forschenden emotionale Belastungen auftreten, die einer reflektierten und professionellen Verarbeitung bedürfen.

Motzek-Öz (2019: 181) empfiehlt daher den regelmäßigen Austausch mit Kolleg:innen sowie Supervision als feste Bestandteile traumafokussierter Forschung. Durch kollegiale Beratung und professionelle Reflexionsräume können emotionale Belastungen besser verarbeitet und die eigene Resilienz gestärkt werden. Dies trägt nicht nur zum Wohlbefinden der Forschenden bei, sondern fördert auch eine professionelle und respektvolle Forschungsatmosphäre. Vor allem im Forschungsprojekt zu den ehemaligen Heimkindern zeigte sich, dass der zeitnahe Austausch unter den wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen über die in diesem Projekt gemachten Erfahrungen und das eigene Empfinden zu den Interviewsituationen tatsächlich zu einer besseren Verarbeitung sowie zu einer Reduktion von emotionalen Belastungen führt.

5 Konsequenzen für die Forschung, Praxis und Ausbildung in der Soziale Arbeit

Mit diesem Beitrag soll vor allem verdeutlicht werden, dass die Verantwortung, Menschen mit sexualisierten Gewalterfahrungen Gehör zu verschaffen, nicht allein bei den Betroffenen und deren Mut liegt, sondern bei uns als Sozialarbeitenden, Forschenden und der Gesellschaft. Es ist unsere Aufgabe, diese Menschen zu hören, und zwar wann und wie sie sprechen möchten. Ein Zitat von Marquardt und Hauke veranschaulicht dies eindrucksvoll: „Es braucht keinen Appell an den Mut von Betroffenen, sondern an den Mut von Sozialer Arbeit in Lehre, Forschung, Ausbildung oder Institutionen, um eine konsequente und nachhaltige Betroffenenpartizipation zu realisieren“ (Marquardt/Hauke 2024: 42). Wenn wir diesem Appell folgen wollen, liegt es an der Praxis und Forschung der Sozialen Arbeit, von sexualisierter Gewalt Betroffene nicht nur zu hören, sondern partizipativ einzubeziehen.

Besonders bedeutsam ist hierbei, dass das im Beitrag behandelte Themenfeld verschiedene Bereiche vereint, die Schnittstellenarbeit erfordern: zum einen den Bereich der älteren Menschen mit ihren spezifischen Charakteristika; zum anderen den Bereich der sexualisierten Gewalt und Traumatisierung, der eigenständige Ansätze in Praxis und Forschung verlangt; und schließlich die Soziale Arbeit selbst mit ihren Methoden und ihrem spezifischen Professionalisierungsverständnis. Wie keine andere Profession widmet sich die Soziale Arbeit Phänomenen, die in ihrer Praxis auftreten, und steht damit in einem besonderen Verhältnis zur Forschung (Gahleitner/Taube 2024: 397).

Es ist vorstellbar, dass Sozialarbeitende in der Praxis älteren Frauen und Menschen aller Geschlechter begegnen, die im Laufe ihres Lebens oder in ihren höheren Lebensjahren sexualisierte Gewalt erfahren haben. Dies verdeutlicht, wie wichtig es ist, dass die Soziale Arbeit über die gesamte Lebensspanne hinweg sexualisierte Gewalt erforscht – idealerweise immer partizipativ mit den Betroffenen. Eine offene Haltung der Sozialarbeitenden ist dabei essenziell. Es ist ihre

Aufgabe, Beobachtungen und Phänomene aus der Praxis an die Wissenschaft heranzutragen (ebd.). Forschende wiederum müssen Fragen ergebnisoffen stellen und dürfen sich nicht von Projektionen oder eigenen Ängsten leiten lassen (siehe Kapitel 4.1). Eine Auseinandersetzung mit sexualisierter Gewalt erscheint bereits in der Ausbildung von Sozialarbeitenden besonders bedeutsam. Sie sollte mit der Förderung von Selbstreflexion einhergehen (siehe Kapitel 4.1). Wenn beides bereits in der Ausbildung verankert ist, besteht eine größere Chance, dass die Forschung auf diesem Gebiet vorankommt. Ebenso sollte in der Ausbildung die Bedeutung partizipativer Forschungsmethoden stärker betont werden. Da sich die Wissenschaft der Sozialen Arbeit an den Bedürfnissen der Menschen orientiert, sollten die Betroffenen nicht nur an Interviews beteiligt werden, sondern müssen aktiv in Forschungsprozesse einbezogen sein.

Ein weiterer Punkt betrifft den Praxisalltag der Sozialen Arbeit. Zeit und Bewusstsein sollten geschaffen werden, um die Teilnahme an wichtigen Forschungen zu fördern. Im Sinne des Empowerments könnten Sozialarbeitende ihre Klient:innen, beispielsweise ältere Menschen mit sexualisierten Gewalterfahrungen, ermutigen, an Forschungsprojekten teilzunehmen. Wenn eine intrinsische Motivation vorhanden ist, kann dies für die Betroffenen eine bedeutsame Erfahrung sein, in der sie umfassend von Außenstehenden gehört werden. Wie im Kapitel 4.2 beschrieben, sollte die Teilnahme jedoch freiwillig und ohne Zwang erfolgen. Es fällt auf, dass Sozialarbeitende traumatisierte Menschen oft schonen möchten. Dies kann jedoch dazu führen, eine Viktimisierung aufrechtzuerhalten. Doch Betroffene sexualisierter Gewalt sind mehr als ihre Gewalterfahrungen. Es ist wichtig, ihre Ressourcen sowohl in der Praxis als auch in der Forschung in den Fokus zu rücken. Die Sozialarbeitenden können hierbei eine Vermittlerrolle zwischen den Bedürfnissen der Betroffenen und der Forschung einnehmen. In meinen beiden Forschungsprojekten (siehe Kapitel 3) erwies es sich als besonders hilfreich, wenn Sozialarbeitende bereits eine vertrauensvolle Arbeitsbeziehung zu den Betroffenen aufgebaut hatten. Diese Beziehung ermöglichte eine sorgfältige Vor- und Nachbereitung sowie – wenn gewünscht – eine Begleitung während der Interviews.

6 Fazit und Ausblick: Erkenntnisse und zukünftige Perspektiven

Die in diesem Beitrag aufgezeigten Erkenntnisse unterstreichen, dass die Forschung zu sexualisierter Gewalt gegen ältere Menschen nicht nur wissenschaftlich, sondern auch gesellschaftlich hoch relevant ist. Ältere Betroffene gehören oft zur „Seldom-heard"-Gruppe und benötigen spezielle Ansätze, um ihre Perspektiven in Forschung und Praxis einzubringen. Narrative und partizipative Methoden haben sich als besonders geeignet erwiesen, da sie den Betroffenen Raum zur Selbstbestimmung und zur Darstellung ihrer individuellen Lebensgeschichten bieten. Für die Soziale Arbeit ergeben sich aus diesen Erkenntnissen

mehrere zentrale Konsequenzen. Erstens ist die Förderung traumasensibler und partizipativer Ansätze in der Forschung und Praxis unabdingbar, um Betroffene nicht nur zu hören, sondern aktiv einzubinden. Zweitens ist es essenziell, in der Praxis Zeit und Ressourcen für die Unterstützung von Forschungsvorhaben zu schaffen, die auf Empowerment und Selbstbestimmung der Betroffenen abzielen. Drittens sollte die Auseinandersetzung mit sexualisierter Gewalt und den spezifischen Bedürfnissen älterer Menschen stärker in die Ausbildung und Weiterbildung von Sozialarbeitenden integriert werden.

Ein wichtiger Aspekt bleibt die Sensibilisierung der Gesellschaft und der Profession der Sozialen Arbeit für die besonderen Bedürfnisse älterer Menschen mit Gewalterfahrungen. Die Verknüpfung von Forschung, Praxis und Ausbildung ist dabei entscheidend, um sowohl die Lebensqualität der Betroffenen zu verbessern als auch die Profession der Sozialen Arbeit weiterzuentwickeln.

Literatur

Auster, Josephine/Janda, Monika (2009): Recruiting older adults to health research studies: A systematic review. In: Australasian Journal on Ageing 28, 3, S. 149–151. https://doi.org/10.1111/j.1741-6612.2009.00362.x

Brison, Susan (2004): Vergewaltigt. Ich und die Zeit danach. Trauma und Erinnerung. München: Beck.

Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Charmaz, Kathy (2006): Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis. London: Sage.

Charmaz, Kathy (2014): Constructing grounded theory. London: Sage. 2. Aufl.

Davies, Karen/Collerton, Joana C./Jagger, Carol/Bond, John/Barker, Sally A./Edwards, June/Hughes, Joan/Hunt, Judith M./Robinson, Louise (2010): Engaging the oldest old in research: Lessons from the Newcastle 85+ study. In: BMC Geriatrics 10, 1, S. 64–72. https://doi.org/10.1186/1471-2318-10-64

Demmerling, Cristoph/Landweer, Hilge (2007): Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Paderborn: Meltzer.

Diekmann, Andreas (2023): Empirische Sozialforschung: Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

Doel, Mark (2012): Social Work. The Basics. London/New York: Routledge Taylor & Francis Group.

Frevert, Ute (2018): Die Scham ist die Komplizin der Männer. https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/die-metoo-debatte-kann-frauen-die-scham-nehmen-15418689.html [Zugriff: 06.01.2025].

Gahleitner, Silke B./Taube, Vera (2024): Forschung in der Klinischen Sozialarbeit. Bestandsaufnahme und Aufgaben. In: Sektion Klinische Sozialarbeit

(Hrsg.): Handbuch Klinische Sozialarbeit. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 395–406.
Green, Ohad/Ayalon, Liat (2015): Improving the Cooperation Rate of Older Adults and Their Caregivers in Research Surveys. In: Gerontology 61, 4, S. 355–363. https://doi.org/10.1159/000366161
Haubl, Rolf (2003): Riskante Worte. Forschungsinterviews mit Traumatisierten. In: Psychosozial 91, 26, S. 63–77.
Kavemann, Babara (2016): Erinnerbarkeit, Angst, Scham und Schuld als Grenzen der Forschung zu Gewalt. In: Helfferich, Cornelia/Kavemann, Barbara/Kindler, Heinz (Hrsg.): Forschungsmanual Gewalt. Grundlagen der empirischen Erhebung von Gewalt in Paarbeziehungen und sexualisierter Gewalt. Wiesbaden: Springer VS, S. 51–67.
Keilson, Hans (2001): Sequenzielle Traumatisierung. Deskriptiv-klinische und quantifizierend-statistische Follow-up Untersuchung zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden. Gießen: Psychosozial-Verlag.
Klaus, Daniela/Engstler, Heribert (2017): Daten und Methoden des Deutschen Alterssurveys. In: Mahne, Katherina/Wolff, Julia K./Simonson, Julia/Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Altern im Wandel. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 29–45. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12502-8_2
Knechel, Nancy A. (2013): The challenges of enrolling older adults into intervention studies. In: The Yale Journal of Biology and Medicine 86, 1, S. 41–47.
Konradt, Udo/Fary, Yasmin (2006): Determinanten der Motivation und der Bereitschaft zur Teilnahme an Fragebogenstudien. In: Zeitschrift für Psychologie 214, 2, S. 87–96. https://doi.org/10.1026/0044-3409.214.2.87
Küsters, Ivonne (2009): Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2. Auflage.
Loch, Ulrike (2008): Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews. In: Forum Qualitative Sozialforschung 9, 1, Art. 45. https://doi.org/10.17169/FQS-9.1.320
Marquardt, Angela/Haucke, Karl (2024): Betroffenenbeteiligung ist existenziell. In: Sozialmagazin 49, 6, S. 35–42. https://doi.org/10.3262/SM2406082
Mayring, Phillip (2023): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim: Beltz. 7., überarbeitete Aufl.
McHenry, Judith C./Insel, Kathleen C./Einstein, Gilles O./Vidrine, Amy N./Koerner, Kari M./Morrow, Daniel G. (2015): Recruitment of Older Adults. Success May Be in the Details. In: The Gerontologist 55, 5, S. 845–853. https://doi.org/10.1093/geront/gns079
Motzek-Öz, Sina (2019): Traumasensible Gestaltung von Interviews zwischen Viktimisierung und Forschungsethik. In: Behrensen, Birgit/Westphal, Manuela (Hrsg.): Fluchtmigrationsforschung im Aufbruch. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 167–183. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26775-9_9
Nuthmann, Reinhard/Wahl, Hans-W. (2010): Methodische Aspekte der Erhebungen der Berliner Altersstudie. In: Lindenberger, Ullman/Smith, Jaqui/Mayer,

Karl U./Baltes, Paul B. (Hrsg.): Die Berliner Altersstudie. Berlin: Akademie-Verlag. 3., erw. Aufl., S. 59–88.
Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main: Campus.
Sanyal, Mith M. (2016): Vergewaltigung: Aspekte eines Verbrechens. Hamburg: Edition Nautilus. 2., neu durchgesehene und korrigierte Aufl.
Schlomann, Aanna/Rietz, Christian (2019): Erhebung von Daten in der älteren Bevölkerung. In: Hank, Karsten/Schulz-Nieswandt, Frank/Wagner, Michael/Zank, Susanne (Hrsg.): Alternsforschung. Baden-Baden: Nomos, S. 659–682. https://doi.org/10.5771/9783845276687-659
Schwerdtner, Lilian (2021): Sprechen und Schweigen über sexualisierte Gewalt: Ein Plädoyer für Kollektivität und Selbstbestimmung. Münster: edition assemblage. 1. Aufl.
Solnit, Rebecca (2017): The Mother of all Questions. Chicago: Haymarket Books.
Viehhauser, Ralph/Lohner, Johannes (2022): Der Blick in den Spiegel als professionelle Aufgabe. Selbstreflexion als Kernkompetenz der Klinischen Sozialarbeit. In: Kröger, Christine/Hahn, Gernot/Gahleitner, Silke B. (Hrsg.): Klinische Sozialarbeit. Das Soziale behandeln: Entwicklung einer Fachsozialarbeit. Berlin: ZKS Verlag für psychosoziale Medien, S. 36–47.
Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. In: Forum Qualitative Sozialforschung 1, 1, Art. 22.

II. Erkenntnisse der Forschung

PROFESSIONSBEZOGENE FORSCHUNG

Das Wissen Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s. Ein Blick auf die Wissensverwendung in unterschiedlichen Arbeitsfeldern

Eva Maria Löffler

1 Hinführung

Im System der sozialen Sicherung ist die Soziale Arbeit eine personenbezogene soziale Dienstleistung, die nach Böhnisch (2012) der Hilfe zur Lebensbewältigung dienen soll. Ansatzpunkt für das professionelle Handeln von Sozialarbeiter:innen, die diese Leistungen erbringen, sind die heterogenen Lebenslagen und Bewältigungstatsachen der Adressat:innen (u. a. Aner 2020). Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s, oder auch Soziale (Alten-)Arbeit (dazu ebd.: 30), umfasst all die Hilfen, die der Unterstützung älterer, alter und hochaltriger Menschen – die i.d.R. den „Übergang nach Beendigung des Erwerbslebens in den Ruhestand" (Farrenberg/Schulz 2020: 114) erreicht haben – bei der Bewältigung von lebensalter- und sozialstrukturtypischen Problemen dienen (Böhnisch 2012). Neben altersunspezifischen Angeboten (z. B. Sucht-, Schulden- oder Paarberatungsstellen) werden sie damit zu Adressat:innen und Nutzer:innen von Leistungen des Handlungsfeldes Altenhilfe, das sich in unterschiedliche Arbeits- bzw. Praxisfelder aufteilen lässt. Aner (2010: 48) unterscheidet für die Systematisierung der Leistungen zwei Bereiche: Soziale Arbeit im Bereich „Gesundheit und Pflege", die vornehmlich in den SGB V, IX und XI geregelt ist, sowie Soziale Arbeit im Bereich der „Offenen Altenarbeit", die durch das SGB XII und hier spezifisch den § 71 SGB XII gerahmt wird.

Da personenbezogene soziale Dienstleistungen im sozialstaatlichen Kontext organisiert und erbracht werden (Hammerschmidt/Weber/Seidenstücker 2017: 9), bilden die genannten Sozialgesetze zugleich die Handlungsgrundlage für das professionelle Handeln von Sozialarbeiter:innen in den verschiedenen Praxisfeldern. Sie ermöglichen das professionelle Handeln und setzen den Handlungsspielraum der Fachkräfte, der sich vergrößern, aber auch verkleinern kann (u. a. Löffler 2020, 2022: 269–274). Das professionelle Handeln, also die Erbringung von Leistungen für ältere, alte und hochaltrige Adressat:innen setzt zudem „spezielles theoretisches Wissen und methodisches Können" (Leitner 2015: 6) voraus. Wie sich das professionelle Handeln speziell in der Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s konstituiert und welches Wissen Fachkräfte in diesen Feldern benötigen und nutzen, wurde bisher nicht empirisch untersucht. Hier setzt das Forschungsprojekt der Autorin an: Aus einer professionstheoretischen

Perspektive wird die Strukturlogik professionellen Handelns von Sozialarbeiter:innen, die in Kontexten des Alter(n)s tätig sind, rekonstruiert. Im Fokus des vorliegenden Beitrags steht die Beantwortung der Teilfrage, welche Wissensarten die Sozialarbeiter:innen für ihre Tätigkeiten verwenden und was diese Wissensarten konkret beinhalten.

2 Theoretische und methodische Grundlagen

Oevermann (1997) hat sich als einer der Ersten theoretisch mit der Strukturlogik professionellen Handels beschäftigt. Auf seinen Überlegungen aufbauend wurden u. a. von Dewe/Otto (2012) professionsbezogene Überlegungen für die Soziale Arbeit entwickelt. Sie gehen davon aus, dass den professionell Handelnden unterschiedliche Wissensbestände zur Verfügung stehen, wobei sie zunächst zwischen Wissenschafts- und (praktischem) Handlungswissen unterscheiden. Diese beiden Wissensformen müssen relationiert und kontrastiert werden, wodurch das Professionswissen als dritte Wissensform und Grundlage professionellen Handelns entstehe. Darauf aufbauend konnte Löffler (2022) in ihrer empirischen Arbeit zeigen, dass diese Relationierung unter dem Handlungsdruck der Praxis mithilfe einer spezifischen Haltung vorgenommen wird. Die Haltung – als Bezugspunkt für die notwendigen Aushandlungsprozesse – ergänzt demnach die Strukturlogik professionellen Handelns mit den Wissensformen. Damit lässt sich an von Spiegel (2021: 75) anknüpfen, die in ihrer theoretischen Beschreibung des methodischen Handelns drei Kompetenz-Dimensionen differenziert, die im Zuge des Handelns situationsangemessen in Beziehung gesetzt werden müssen: Die Dimensionen Wissen, Können und Haltung. Die Dimension ‚Wissen' umfasst ihr zufolge konkreter das Wissenschafts-, Beschreibungs-, Erklärungs-, Wert- und Veränderungswissen (ebd.: 47–72). Becker-Lenz/Müller-Hermann (2023: 123–127) hingegen identifizieren neben dem wissenschaftlichen Wissen das Fallwissen und Fallverstehen, das berufliche und außerberufliche Erfahrungswissen und das „Wissen zu Institutionalisierungen des Praxisfeldes und des Berufs" (ebd.: 125) als weitere Wissensarten, die das professionelle Handeln von Sozialarbeiter:innen konstituieren. Zusätzlich nutzen Sozialarbeiter:innen ihre Intuition, die sich auf „ihre teils umfangreiche Fallerfahrung stütze" (ebd.: 126), sowie ihren professionellen Habitus, der mitbestimme, „auf welche Wissensarten diese [die Person] sich in ihrem Handeln tendenziell stützen wird" (ebd.: 127), als Handlungsgrundlage. Die zuletzt genannten Elemente weisen wiederum Überschneidungen mit dem Begriff der ‚Haltung' auf, die hier nicht ausführlicher diskutiert werden können.

Vielmehr bleibt festzuhalten, dass es aus theoretischer Perspektive unterschiedliche Antworten darauf gibt, über welche Wissensformen Sozialarbeiter:innen verfügen, wie diese konkret zu systematisieren und bezeichnen sind, „wo und wie das Wissen entsteht, das Professionelle bzw. Fachkräfte Sozia-

ler Arbeit in ihrer Praxis nutzen, und wie es sich zusammensetzt“ (Kubisch 2023: 139). Konsens besteht darüber, dass das professionelle Handeln in der Sozialen Arbeit weder standardisiert erfolgt noch „von einem einfachen Wissenstransfer von wissenschaftlichem Wissen auf praktische Problemstellungen ausgegangen werden kann“ (Becker-Lenz/Müller-Hermann 2023: 132). Vielmehr verlange die der Sozialen Arbeit in allen Handlungsfeldern immanente Bearbeitung von Krisen, „die Habitualisierung spezifischer Kompetenzen und Wertorientierungen“ (ebd.: 128) und müssen „mehrere als erforderlich betrachtete Wissensarten in irgendeiner Weise verbunden werden“ (ebd.: 132).

Vor dem skizzierten (theoretischen) Hintergrund der Strukturlogik professionellen Handelns Sozialer Arbeit hat die Autorin eine multi-methodische Studie entwickelt, um das Handeln von Sozialarbeiter:innen, die in Kontexten des Alter(n)s tätig sind, besser zu verstehen. Für die Datenerhebung wurden (1) problemzentrierte Interviews geführt und nach einer ersten, explorativen Auswertung (2) ein Online-Survey entwickelt. (1) Im Rahmen von Lehrforschungsprojekten wurden bisher 35 problemzentrierte Interviews (Witzel/Reiter 2022) mit Sozialarbeiter:innen, die in Kontexten des Alter(n)s Leistungen erbringen, geführt. Dabei wurden Erzählungen zum beruflichen Alltag, den Aufgaben und dem professionellen Handeln angeregt. Abhängig vom Durchführungszeitraum waren die handlungsbezogenen Veränderungen aufgrund der Corona-Regelungen ein weiterer Aspekt. (2) Der Online-Survey umfasste Fragen zum Bildungsweg, professionellen Werdegang, professionellen Handeln, politischen Wesen der Sozialen Arbeit, politischen Handeln und Interesse an Politik sowie soziodemografischen Angaben. Zum Ende des Befragungszeitraums lagen 149 auswertbare Datensätze vor. Tabelle 1 gibt einen zusammenfassenden Überblick über die Teilnehmer:innen der Untersuchung.

Die übergreifende, themenbezogene Auswertung des Gesamtmaterials ist noch nicht abgeschlossen. In diesem Sinne sind die in den nachfolgenden Kapiteln präsentierten Erkenntnisse als vorläufige Ergebnisse zu verstehen. Für den vorliegenden Beitrag, der das Ziel hat zu erfassen, welche Wissensarten die Fachkräfte in Kontexten des Alter(n)s verwenden und was diese genau beinhalten, wurden alle 35 Interviews themenzentriert ausgewertet sowie die 149 Datensätze deskriptiv analysiert.

Tab. 1 Arbeits- bzw. Praxisfelder der Untersuchungsteilnehmer:innen (gesamt)

Altersspezifische und altersunspezifische Arbeits- bzw. Praxisfelder	N (Survey)	Interviews
Kommune: Altenhilfekoordination	5	
Wohlfahrtsverband: Fachberatung, Koordination, Abteilungsleitung	10	1
Wohlfahrtsverband: Referent:in für Altenhilfe oder Altenarbeit	7	
Offene Praxisfelder		
(Projekte) Offene Altenarbeit, Senior:innentreffs, Begegnungsstätten	13	7
Sozialraum- und Quartiersprojekte, Nachbarschaftstreffs, Mehrgenerationenhäuser	12	6
(Kommunale) Beratungsstellen, Pflegestützpunkt	29	1
Pflegebezogene Praxisfelder		
Ambulanter Pflegedienst	3	
Tagespflegeeinrichtungen	5	2
Betreutes Wohnen, Service-Wohnen	6	
Stationäre Pflege-/ Senioren-/Altenheime	57	9
Gesundheitsbezogene Praxisfelder		
Geriatrische Rehaeinrichtung	1	
Gerontopsychiatrische Einrichtung		3
Hospiz	1	1
Sozialdienst Akutkrankenhaus		5
Untersuchungsteilnehmer:innen gesamt	**149**	**35**

Quelle: eigene Darstellung

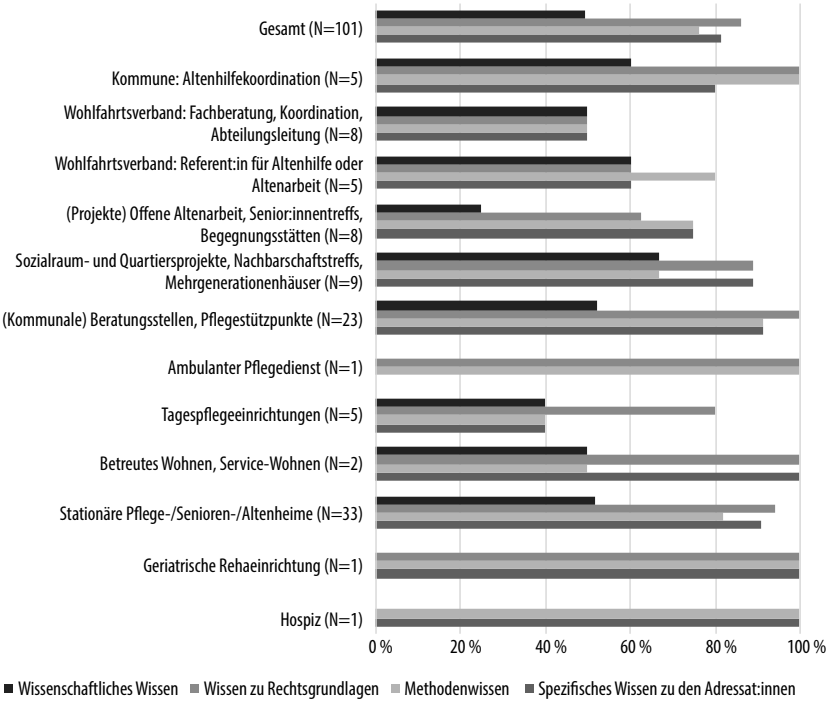
3 Wissensverwendung in Kontexten des Alter(n)s

Die übergreifende Auswertung der Interviews[1] verdeutlicht, dass das professionelle Handeln der Sozialarbeiter:innen aus ihrer Perspektive drei Bestandteile umfasst: Wissen, praktische Erfahrungen und soziale Kompetenzen (v. a. Persönlichkeit und Empathie). Die Erzählungen lieferten ausführlichere Beschreibungen des Bestandteils ‚(Fach-)Wissen', sodass in der Auswertung Kategorien gebildet werden konnten: Das Fachwissen umfasst demnach wissenschaftliches Wissen unterschiedlicher Disziplinen (3.1), Wissen zu Rechtsgrundlagen, ins-

1 In der Ergebnisdarstellung werden Aussagen aus den Interviews in doppelte Anführungszeichen („…") und Freitextangaben aus dem Survey in einfache Anführungszeichen (‚…') gesetzt, sodass diese unterschieden werden können.

besondere sozialrechtliche Kenntnisse (3.2), Methodenwissen (3.3) und Wissen über die Zielgruppen (3.4). Nach diesen vier Wissensarten wurde auch im Online-Survey gefragt.[2] Welche Bedeutung die quantitativ befragten Sozialarbeiter:innen den vier genannten Wissensarten für ihr professionelles Handeln geben, zeigt Abbildung 1.

Abb. 1 Zustimmung zur Bedeutung der Wissensarten nach Praxisfeldern



Quelle: Eigene Darstellung auf Basis des Online-Surveys (N=101)

Die Sozialarbeiter:innen erwerben ihr Wissen nur teilweise im Studium. Sie betonen, dass man häufig erst im beruflichen Alltag „merke, das ist etwas was ich wichtig finde und was ehm wo man auch einfach Fachwissen braucht“ (Q1). Und

2 Zwar wurde in der Befragung zusätzlich nach Beschreibungs-, Wert- und Veränderungswissen (s. Kap. 2) gefragt, diese drei Wissensarten bleiben in der vorliegenden materialübergreifenden Darstellung aber außen vor, die sich auf die vier einführend genannten Kategorien konzentriert.

diese Erfahrung führe dann dazu, dass „viele Sozialarbeiter machen ja Weiterbildungen. Das gehört quasi für mich zu sozialarbeiterischen Berufen dazu, dass man Weiterbildungen macht. Also nicht nur Studiumswissen […] diese Weiterbildung ist ja auch theoretisches Wissen was sie haben" (Q1). Der Wissenserwerb ende also nicht mit dem Studium, sondern setze sich während der beruflichen Tätigkeit in Form von Fort- und Weiterbildungen zu spezifischem, als notwendig erachtetem Wissen fort.

Die Sozialarbeiter:innen nutzen die Wissensarten arbeitsfeldübergreifend, um individuell auf die Bedürfnisse der Adressat:innen und Nutzer:innen sowie der An- und Zugehörigen einzugehen, zu rechtlichen Fragen zu beraten sowie multiprofessionell zusammenzuarbeiten. Obwohl diese Wissensformen im Alltag der Sozialarbeiter:innen ineinandergreifen, werden sie in den nachfolgenden Unterkapiteln analytisch getrennt, um darstellen zu können, was sie genau umfassen.

3.1 Wissenschaftliches Wissen

In der Auswertung der Angaben der Surveyteilnehmer:innen zum wissenschaftlichen Wissen merkt eine Person an, dass ‚nur, wer wissenschaftlich arbeitet' auch wissenschaftliches Wissen benötige, denn ‚in der Praxis muss man praktisch denken und vor allem Handeln'. Während in diesem Fall dem wissenschaftlichen Wissen, z. B. als Reflexionsfolie des Handelns in der Praxis, keine Bedeutung zugeschrieben wird, verdeutlicht die Auswertung der weiteren Datensätze, dass etwa 50 Prozent der Teilnehmer:innen diese Wissensform durchaus als relevant für ihr Handeln einschätzen (s. Abb. 1). Sie unterscheiden in Bezug auf das wissenschaftliche Wissen zwei Gruppen: (1) wissenschaftliches Wissen wie Theorien und Konzepte der eigenen und der Bezugsdisziplinen und (2) Kenntnisse des wissenschaftlichen Arbeitens.

(1) Das wissenschaftliche Wissen umfasst vor allem Kenntnisse der Bezugsdisziplinen Psychologie und Sozialpsychologie, Gerontologie, Soziologie, Pädagogik und Medizin. Sozialarbeiterische Theorien und das Wissen der eigenen Disziplin werden kaum explizit benannt. Eine Ausnahme bilden hier die Sozialarbeiter:innen, die in Mehrgenerationenhäusern tätig sind und für die Arbeit im Bildungsbereich explizit auf Erkenntnisse der Erziehungswissenschaft und der Sozialen Arbeit verweisen. Praxisfeldübergreifend werden besonders häufig Kenntnisse des Alter(n)s, der Alterungsprozesse und damit verbundene Herausforderungen des Alter(n)s und des Alt-Seins genannt; dieses Wissen wird hauptsächlich mit den Disziplinen Gerontologie und Soziologie verknüpft. Auch Krankheitslehre bzw. Krankheitsbilder (vor allem Demenz) werden in allen Praxisfeldern als relevante Kenntnisse erachtet, die in Hinblick auf den individuellen Hilfebedarf und die zu erbringenden Leistungen als Einflussfaktoren berücksichtigt und deshalb verstanden werden müssen. Ebenfalls übergreifend genannt werden kultu-

relle Aspekte. Die kulturellen Begebenheiten und Unterschiede seien von den Sozialarbeiter:innen in der Leistungserbringung zu berücksichtigen, was nur dann möglich ist, wenn hierüber Wissen vorhanden ist. Im Bereich der offenen Altenarbeit, der Mehrgenerationenhäuser und der Quartiersprojekte werden zudem Konzepte wie Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierung, aber auch sozialwissenschaftliches Wissen zur Analyse von Sozialräumen und zur Identifikation sozialer Bedarfe, zu sozialen Netzwerken, intergenerationaler Zusammenarbeit und demografischen Entwicklungen als relevant erachtet. In stärker pflegebezogenen Praxisfeldern sind hingegen Kenntnisse der Pflege und z. B. dort gültige Expert:innenstandards von höherer Bedeutung für die Sozialarbeiter:innen.

(2) Die Sozialarbeiter:innen verwenden zudem Kenntnisse des wissenschaftlichen Arbeitens, die sie ebenfalls dem wissenschaftlichen Wissen zuordnen (ggf. wäre auch eine Zuordnung zum Methodenwissen stimmig). Dieses Wissen haben sie sich im Studium angeeignet; sie haben gelernt, sich „wissenschaftliche Texte […] zu erschließen und daraus eigene Konzepte zu erstellen und ich glaube und dieses vernetzte Denken mehr zu lernen und das glaube ich ist was ganz Entscheidendes. Und wenn man das verinnerlicht hat, glaube ich hat man so ein Grundhandwerkzeug. Ob ich jetzt mit Kindern, Jugendlichen, Seniorinnen arbeite. Ich sehe ein Bedarf ähm und ich kann mir daraus Konzepte erschließen und die auch schriftlich verfassen, dann damit auch Anträge stellen“ (Q1, 135–141). Eine Survey-Teilnehmerin beschreibt, dass aus der Aneignung wissenschaftlicher Kompetenzen auch eine ‚Haltung des letztlichen Nicht-Wissens und lediglich einer möglichen Annäherung an die Wahrheit‘ resultiere, die in ihr alltagspraktisches Handeln einfließe. Ein weiterer Aspekt, der zu dieser Wissensform gehört, ist das ‚Studium von Fachliteratur‘ sowie Lesen von aktuellen Studien. Im Studium wurden Techniken erlernt, um die Literatur verstehen und beurteilen sowie relevante Inhalte für die eigene Praxis daraus erschließen zu können.

Sowohl im Survey als auch in den Interviews sind es vor allem die Mitarbeiter:innen in den offenen Arbeitsfeldern und den Kommunen, die angeben, dass u. a. die ‚Recherche und Analyse von Strukturdaten‘, also das wissenschaftliche Arbeiten, für die Entwicklung ihrer Angebote bedeutsam sei.

3.2 Wissen zu Rechtsgrundlagen

Abbildung 1 zeigt, dass 86 Prozent der Surveyteilnehmer:innen angaben, das Wissen zu Rechtsgrundlagen sowie das ‚Arbeiten mit Gesetzestexten‘ sei für ihr Handeln in Kontexten des Alter(n)s von hoher Bedeutung. Es sei einerseits erforderlich, um die Adressat:innen ‚in der Versorgung zu unterstützen‘ und sie adäquat hinsichtlich möglicher Leistungsansprüche beraten zu können. Hierfür

benötige man Wissen ‚quer durch alle Gesetzbücher – das Lernen hört an der Stelle ganz sicher niemals auf'. Übergreifend wird das Wissen zu den SGB II, SGB V, SGB IX, SGB XI, SGB XII als besonders relevant dargestellt. Neben diesem übergreifend als relevant erachteten Wissen zu Rechtsgrundlagen macht die Analyse deutlich, dass die einzelnen Arbeitsfelder jeweils auf weitere spezifischere Grundlagen zurückgreifen. Insbesondere in den Beratungsstellen wird zusätzlich auf das bürgerliche Recht, Vertragsrecht und Verwaltungswissen zurückgegriffen. Ebenfalls in den Beratungsstellen, aber auch in den stationären Pflegeeinrichtungen wird auf Wissen des Pflege- und Betreuungsrechts, zu Patientenverfügungen und Vorsorgevollmachten sowie Wohngeld-Regelungen zurückgegriffen. Die in gerontopsychiatrischen Einrichtungen tätigen Sozialarbeiter:innen nutzen hingegen spezifische Rechtskenntnisse zu freiheitsentziehenden Maßnahmen, der Unterbringungsgesetzgebung und Wissen zu gerichtlichen Anordnungsprozessen bei Fremd- und Eigengefährdung.

Außerdem sei es notwendig, die rechtlichen Hintergründe des eigenen Praxisfeldes und dort gültige Richtlinien zu kennen, die den Rahmen für das eigene Handeln bilden. Als Beispiel werden hier die unterschiedlichen Corona-Verordnungen genannt, die den Handlungsspielraum der Fachkräfte immer wieder verändert haben. Eine etwas differenziertere Auswertung zeigt, dass in den offenen Praxisfeldern (vor allem offene Altenarbeit und Mehrgenerationenhäuser) Wissen zu Förderstrukturen sowie öffentlichen Finanzierungsmechanismen erforderlich ist. Eine Sozialarbeiterin, die in einem Senior:innentreff tätig ist, betont, es sei wichtig, die Vorgaben der Stadtverwaltung zu kennen, da ihre Gelder an städtische Förderungen gebunden seien, die sich immer wieder verändern könne. In den pflegebezogenen Handlungsorten werden hingegen das Wissen zu den Pflegegesetzen sowie die Richtlinien zu den Betreuungskräften als besonders relevant erachtet.

3.3 Methodenwissen

Das Methodenwissen, das 76 Prozent der Befragten als besonders relevant betrachten (s. Abb. 1), wird von den Sozialarbeiter:innen auch als ihr ‚Handwerkszeug' beschrieben, das ‚flexibel eingesetzt werden [muss]'. Grundsätzlich nutzen die Sozialarbeiter:innen alle drei klassischen Methoden der Sozialen Arbeit (Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit), verfolgen generationenübergreifende und ressourcenorientierte Handlungsansätze. Es wird zudem betont, dass partizipative Ansätze eingesetzt werden sollten, um Nutzer:innen und Adressat:innen aktiv in Entscheidungen über die Leistungsangebote (z. B. Freizeitgestaltung in den stationären Einrichtungen oder Gruppenangebote in den offenen Treffs) einzubeziehen: „Ich setze mich mit den Senioren hin und hole alle Meinungen ein. Was die Mehrheit entscheidet, das plane ich und drucke es aus" (oA1). In allen Praxisfeldern heben die Sozialarbeiter:innen

die Bedeutung von Kommunikationsfähigkeit hervor; dafür werden Methoden der Gesprächsführung (z. B. personenzentrierte Gesprächsführung und aktives Zuhören) und Beratung (z. B. klientenzentrierte und systemische Beratung) als wichtige Mittel genannt, um die Zielgruppen individuell beraten und unterstützen zu können. Die Sozialarbeiter:innen nutzen zudem Biografiearbeit, um die Lebensgeschichten der Menschen zu verstehen und ihnen Angebote zu machen, die ihre individuellen Bedürfnisse und Vorlieben berücksichtigen. Es werden aber auch kreative und spielerische Methoden und Techniken, wie die „Zettelwirtschaft", angewendet, um in den Gruppen Kommunikation und soziale Interaktionen zu fördern. In allen Feldern mussten die Methoden während der Corona-Pandemie den jeweils geltenden Bedingungen angepasst werden. Das erforderte nicht nur Flexibilität, sondern vor allem auch eine Breite in Bezug auf das Methodenwissen: So wurden in den offenen Arbeitsfeldern insbesondere Methoden der aufsuchenden Sozialarbeit verwendet, um mit den älteren, häufig isoliert lebenden Menschen in Kontakt zu bleiben.

Ebenfalls in allen Arbeitsfeldern relevant ist Wissen zur Netzwerkarbeit und Kooperation; denn der systematische Aufbau und die Pflege von Netzwerken seien zentrale Bausteine des professionellen Handelns. Sie werden als zentrale methodische Ansätze zur Mobilisierung von Ressourcen für soziale Projekte und zur Steigerung der Effizienz und Reichweite sozialer Maßnahmen betrachtet: „Man guckt dann, was gibt es für Akteure hier im Stadtbezirk oder im Stadtteil, die für mich und meine Arbeit relevant sind. Und dann ja, macht man da mal einen Termin oder trifft sich auf Veranstaltungen, lernt sich kennen und quatscht miteinander" (oA3). Netzwerkarbeit erfordert also nicht nur strategisches Denken, sondern auch persönliche Begegnungen und den Aufbau vertrauensvoller Beziehungen. Die Sozialarbeiter:innen nutzen ihr Wissen über Kooperationen mit Verwaltungen, Ehrenamtlichen, Vereinen und Stiftungen zudem, um auf der subjektiven Ebene eine passgenauere Unterstützung und mehr Ressourcen für ihre Zielgruppen bereitzustellen. Exemplarisch erzählt eine Sozialarbeiterin, die in einer Tagespflege tätig ist: „Unsere neueste Kooperation ist, dass eine Hundetrainerin vorbeikommt und Therapiehunde zu uns kommen, weil da auch viele Gäste dabei sind, die gerne tiergestützt was machen wollen würden" (Tp2). Dieses Beispiel zeigt, wie innovative Kooperationsformen das Wohlbefinden der Zielgruppen fördern können. Die Zusammenarbeit mit externen Fachkräften, in diesem Fall einer Hundetrainerin, erweitert das Angebotsspektrum der sozialen Einrichtungen und trägt zur Diversifizierung der Unterstützungsmaßnahmen bei.

In den meisten Arbeitsfeldern werden zudem die multiprofessionelle Zusammenarbeit und hierfür notwendige Methoden der Kommunikation hervorgehoben. Die Zusammenarbeit mit verschiedenen Professionen wird in den Interviews als Bereicherung, aber auch als Herausforderung beschrieben, da unterschiedliche Perspektiven auf die Lebenslagen und Bewältigungsaufgaben bestehen und nicht immer ein gemeinsames Verständnis und Vorgehen entwickelt werden könne. In multiprofessionellen Teams seien deshalb zudem Techniken zur Dees-

kalation und Mediation wichtig, man müsse Methodenwissen zum Konfliktmanagement mitbringen und einsetzen können.

Vor allem in den offenen Arbeitsfeldern (Senior:innentreffs, Begegnungsstätten, Quartiersprojekte, Mehrgenerationenhäuser) sind zudem methodische Kenntnisse des Projektmanagements und der Veranstaltungsorganisation von Bedeutung, denn eine zentrale Aufgabe in diesen Feldern sei es, Angebote zu planen, organisieren und nachhaltig durchzuführen. Um die sozialen Dienstleistungen, die Veranstaltungen und auch Ehrenamtsprojekte effizient zu koordinieren, benötige man zudem Organisationsfähigkeiten. Notwendig seien auch Kenntnisse im Bereich Finanzierung, beispielsweise Finanzierungstrategien zu kennen und entwickeln zu können sowie zu wissen, wie und wo Fördergelder beantragt werden können: „Hier […] ist es so, dass wir eine Anfangsfinanzierung hatten für 3 Jahre über die Stiftung […] Das ist ausgelaufen und jetzt müssen wir dann schauen, wie wir das […] weiter finanzieren, also über andere Spendentöpfe, also Aktion Mensch zum Beispiel, die unterstützen solche Initiativen, aber auch unterschiedliche Fördertöpfe, die es EU-weit gibt." (oA3)

Das Methodenwissen umfasse zudem Wissen über Öffentlichkeitsarbeit und Ehrenamtskoordination: „Jetzt hatten wir […] am Wochenende eine große Seniorenmesse. Da hatten wir dann […] auch einen Stand zum Thema Ehrenamt, dass wir versucht haben, Leute aufs Ehrenamt aufmerksam zu machen und vielleicht den einen oder anderen Interessierten zu gewinnen." (oA3) Sozialarbeiter:innen planen also nicht nur Veranstaltungen (s. o.), sondern besuchen sie auch, um gezielt Netzwerke zu bilden, Öffentlichkeitsarbeit zu machen und z. B. neue Ehrenamtliche zu gewinnen. Da die Sozialarbeiter:innen in diesen Feldern häufig eher koordinative und leitende Tätigkeiten übernehmen, seien zudem spezifische Kenntnisse für die Moderation von (Gruppen-)Arbeitsprozessen und Sitzungen (z. B. runde Tische), aber auch Methoden der Mitarbeiter:innenführung und -entwicklung notwendig.

In den pflegebezogenen Arbeitsfeldern werden das Case-Management, aber auch konkretere Techniken wie ‚Integrative Validation, Aromapflege, Musikgeragogik, basale Stimulation, basale Kommunikation, Palliativ Care, Realitäts-Orientierungs-Training' als relevante Teile des Methodenwissens beschrieben. Die Sozialarbeiter:innen in stationären Pflegeeinrichtungen verwenden zudem Instrumente der Pflege- und Betreuungsplanung, wie die Strukturierte Informationssammlung (SIS), um die Fähigkeiten und Probleme der Bewohner:innen für eine bedarfsgerechte Unterstützung bzw. Betreuung standardisiert zu erfassen.

3.4 Spezifisches Wissen zur Zielgruppe

Dieses Wissen wurde zum Teil bereits im Zuge des wissenschaftlichen Wissens und des Methodenwissens beschrieben, z. B. das Wissen über typische Krankheitsbilder und Alter(n)sprozesse. Da die Sozialarbeiter:innen aber betonen, dass

es für ihr professionelles Handeln von besonderer Bedeutung sei (81 Prozent Zustimmung, s. Abb. 1), ‚Interesse an jedem Einzelnen' zu haben und etwas über die Zielgruppe, ‚ihr Krisenerleben und ihre Bewältigungsaufgaben' zu wissen und sich dieses Wissen zudem vom Wissen, das in anderen Handlungsfeldern Sozialer Arbeit notwendig sei, deutlich unterscheide, wird nachfolgend genauer charakterisiert, was diese Wissensgruppe aus Sicht der Untersuchungsteilnehmer:innen umfasst.

Arbeitsfeldübergreifend wird die Bedeutung der Kenntnis der Biografie hervorgehoben, denn diese ‚beeinflusst die Beratungssituation, man kann individueller auf die jeweiligen Problematiken eingehen und gemeinsam Ressourcen erarbeiten', wenn man biografieorientiert handle. Aber nicht nur in Beratungssituationen, sondern auch bei allen weiteren Interaktionen mit den Menschen helfe biografisches Wissen dabei, spezifischer auf die Menschen einzugehen, ihre Bewältigungsaufgaben, aber auch ihre Ressourcen zu erkennen: „Unsere Aufgabe ist es ja nicht, den Bewohner zu ändern, sondern so anzunehmen, wie er ist. Und wenn ich zum Beispiel weiß, dass jemand auch noch die handwerkliche Fähigkeit hat zu häkeln, dann kann man sich das auch zu Nutze machen" (stAH9). Das Wissen über die Biografie könne zudem hilfreich sein, um bestimmte Handlungen und Verhaltensmuster der Adressat:innen und Nutzer:innen einordnen zu können. Man erfahre dadurch mehr über den Hintergrund der Person, könne ihre Lebenswelt, ihre Wünsche, Bedürfnisse und Erwartungen besser verstehen.

Aus der Auswertung der Interviews wird deutlich, dass die Gruppe der älteren Menschen nicht als homogene Zielgruppe der Sozialen Arbeit verstanden werden darf. Zum Wissen über die Zielgruppe gehöre vielmehr auch das Wissen über die Heterogenität der Menschen und ihrer Lebenslagen. Wichtig sei anzuerkennen, dass „diese Menschen, die bei uns leben, verschiedene Bedürfnisse haben, wie z. B. den Pflegedienst, Ärzte, Ergo- und Physiotherapie und manchmal brauchen sie auch was ganz anderes; Kontakt in die Gemeinschaft und Kontakt untereinander" (H1). Es gebe u. a. große Unterschiede zwischen eher selbstständigen und stark pflegebedürftigen Menschen, die z. B. bei der Angebotsgestaltung in der Tagespflege berücksichtigt werden müssten. Aber auch in den weiteren Arbeitsfeldern ist es von Bedeutung, Wissen zur Heterogenität der Zielgruppe zu haben, um spezifische Angebote für z. B. Menschen unterschiedlicher Altersgruppen, sozialer Hintergründe sowie kognitiver und physischer Fähigkeiten zu schaffen.

Zum Wissen über die Zielgruppe gehört zudem, die besonderen Bewältigungsaufgaben zu erkennen. Übergreifend werden Einsamkeit und soziale Isolation, (unerfüllte) Kommunikationsbedürfnisse sowie soziale Teilhabe genannt: „Die Menschen vereinsamen immer mehr. [...] Das Problem ist, dass die Generationen nicht sehr aufeinander zugehen und dann diese Vereinsamung wirklich stattfindet und die einfach dann auch sprachloser werden" (MGH2). Mit den Angeboten der Sozialen Arbeit gelte es, hierauf zu reagieren und so z. B. die Generationen wieder stärker zusammenzubringen: „Es gibt viele Alleinlebende […] viele ältere Alleinlebende, da vor allem Frauen. Und ich sagte ja ein-

gangs, dass der Treff Strukturen aufbauen möchte als Gegenmaßnahme zu Isolation und Vereinsamung“ (oA6). Wie die Mitarbeiterin eines Senior:innentreffs betont, gelte es auch diesbezüglich die Heterogenität anzuerkennen; denn Einsamkeit könne sich ‚z. B. zwischen Männern und Frauen, Migrant:innen, bildungsfernen Besucher:innen und Menschen mit chronischen, psychischen und allgemeinen Erkrankungen‘ unterscheiden und ihre soziale Teilhabe könne unterschiedlich beeinträchtigt sein.

4 Ausblick und Konsequenzen für die Soziale Arbeit

Die Analyse der Wissensverwendung liefert wichtige Impulse für die Weiterentwicklung der Sozialen Arbeit als Wissenschaft (4.1), Praxis (4.2) und Lehre (4.3). Die Berücksichtigung dieser Konsequenzen kann dazu beitragen, die Qualität der Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s zu verbessern und die professionelle Handlungssicherheit der Fachkräfte zu stärken.

4.1 Konsequenzen für die Soziale Arbeit als Wissenschaft

Stärkung des disziplinären Wissens: Allgemein wird das wissenschaftliche Wissen von den Praktiker:innen nur teilweise als relevant erachtet. Die Ergebnisse zeigen spezifischer, dass Fachkräfte zwar auf Wissen der Bezugsdisziplinen wie Psychologie, Soziologie und Gerontologie zurückgreifen, jedoch die genuin sozialarbeiterische Expertise kaum explizit machen. Sozialarbeiterische Theorien und disziplinäres Wissen werden in der Praxis mit älteren Menschen selten als relevante Wissensbasis benannt. Dies impliziert einen dringenden Forschungsbedarf, um den spezifischen Beitrag der Sozialen Arbeit im Handlungsfeld Altenhilfe empirisch zu untermauern und theoretisch zu fundieren.

Wissensaneignung als lebenslanger Prozess: Die Untersuchung zeigt, dass die Wissensaneignung nicht mit dem Studium endet, sondern ein kontinuierlicher Prozess ist, der durch Fort- und Weiterbildungen geprägt ist. Die Disziplin muss Strategien entwickeln, um Fachkräfte auch nach der akademischen Ausbildung mit aktuellem Wissen zu versorgen. Dies kann beispielsweise durch die Entwicklung von Online-Plattformen, die Bereitstellung von praxisorientierten Publikationen oder die Durchführung von themenspezifischen Fortbildungen geschehen.

Stärkung der Forschungskompetenzen: Die Analyse von Strukturdaten und die wissenschaftliche Fundierung von Angeboten sind für die Entwicklung der Sozialen Arbeit im Kontext des Alter(n)s von großer Bedeutung. Daher sollten die Forschungskompetenzen von Sozialarbeiter:innen durch entsprechende Angebote in Aus-, Fort- und Weiterbildung gestärkt werden.

4.2 Konsequenzen für die Soziale Arbeit als Praxis

Stärkung des Bezugs auf wissenschaftliches und disziplinäres Wissen: Wissenschaftliches Wissen wird von den Sozialarbeiter:innen nur teilweise als relevant für die eigene Praxis eingeschätzt. Um diesen Befund zu adressieren, müssen Brücken zwischen Theorie und Praxis gebaut werden. Sozialarbeiter:innen sollten aktiv dazu ermutigt werden, das wissenschaftliche Wissen sowie ihr disziplinäres Wissen explizit in der praktischen Arbeit zu verwenden. Dies kann durch die Förderung von Reflexionsprozessen z. B. im Rahmen von Fallsupervision unterstützt werden, in denen die Nutzung sozialarbeiterischer Theorien und Konzepte im konkreten Handeln geübt und reflektiert wird.

Etablierung von kontinuierlicher Weiterbildung: Sozialarbeiter:innen benötigen kontinuierlich Möglichkeiten, ihr Wissen zu aktualisieren und zu erweitern. Arbeitgeber:innen sollten dies aktiv fördern und Ressourcen bereitstellen. Basierend auf den Erkenntnissen der Studie wären mögliche Themen für Fort- und Weiterbildungen u. a. die Erweiterung des Methodenwissens, die Kenntnis rechtlicher Entwicklungen und, besonders in offenen Arbeitsfeldern, die Aneignung von Finanzierungs- und Organisationswissen sowie Wissen über Förderstrukturen und Projektmanagement. Neben Schulungen könnte das Wissen auch durch praxisbezogene Handreichungen vermittelt werden.

4.3 Konsequenzen für die Soziale Arbeit als Lehre

Systematische Weiterentwicklung der akademischen Ausbildung: Der zentrale Befund der Untersuchung, dass das disziplinäre Wissen in der Praxis oft wenig explizit benannt wird, impliziert auch Konsequenzen für die Lehre: Hier muss eine stärkere Betonung auf die Vermittlung sozialarbeiterischer Theorien, Konzepte und Methoden, aber vor allem ihre Bedeutung für die Praxis gelegt werden. Was für das sozialarbeiterische Wissen allgemein gilt, ist für das Wissen zur Sozialen Arbeit in Kontext des Alter(n)s besonders relevant. Studierende sollten hierzu nicht nur Kenntnisse der Bezugsdisziplinen erwerben, sondern auch ein tiefes Verständnis der spezifischen Wissensbestände der Sozialen Arbeit und ihrer Verwendung bzw. Bedeutung für das professionelle Handeln in der Praxis entwickeln. Insgesamt zeigt die Untersuchung, dass die akademische Ausbildung in der Sozialen Arbeit in Bezug auf das Handlungsfeld Altenhilfe einer systematischen Weiterentwicklung bedarf. Ausbildungsinhalte sollten stärker auf die Praxis ausgerichtet werden, beispielsweise durch Praxisprojekte, Fallstudien oder Rollenspiele. Studierende sollten die Möglichkeit erhalten, Praxisfelder Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s kennenzulernen. Die frühzeitige Einbindung der Studierenden in praktische Kontexte, über die Praxissemester hinaus, sowie forschendes Lernen ermöglichen eine fundierte Auseinandersetzung mit den spezifischen Herausforderungen und Anforderungen des Handlungsfel-

des. So kann sich eine berufliche Perspektive in diesen Feldern und mit dieser heterogenen Zielgruppe entwickeln.

Curriculare Anpassung: Die Analyse zeigt, dass zentrale Kompetenzen wie Netzwerkarbeit, Ehrenamtskoordination sowie Kenntnisse zu Finanzierungsstrukturen und Projektmanagement im Studium bislang nicht hinreichend vermittelt werden. Dies ist problematisch, da in vielen Praxisfeldern der Altenhilfe die Koordination von Ehrenamtlichen und die Akquise von Fördermitteln essenzielle Bestandteile des professionellen Handelns darstellen. Die Integration dieser Inhalte in die Studienprogramme ist erforderlich, um Studierende gezielt auf die vielfältigen Aufgaben der Praxis vorzubereiten und sie in die Lage zu versetzen, sozialarbeiterische Dienstleistungen effektiv zu planen, zu koordinieren und umzusetzen.

Integration des Konzepts des lebenslangen Lernens: Da der Wissenszuwachs nicht mit dem Abschluss des Studiums endet, sollte das Konzept des lebenslangen Lernens stärker in die Lehre integriert werden. Die Entwicklung struktureller Angebote zur kontinuierlichen Weiterbildung und zum Wissenstransfer in die Praxis sind erforderlich, um eine nachhaltige Professionalisierung der Sozialen Arbeit zu gewährleisten. Dies umfasst sowohl akademische Weiterbildungsangebote als auch praxisnahe Fortbildungen in Zusammenarbeit mit relevanten Praxisfeldern.

Vermittlung interprofessioneller Kompetenzen: Schließlich ist es wichtig, transdisziplinäre und interprofessionelle Kompetenzen zu vermitteln, denn die Sozialarbeiter:innen sind oft in multiprofessionellen Teams tätig und müssen in der Lage sein, mit Angehörigen anderer Berufsgruppen effektiv zusammenzuarbeiten. Dafür ist auch die Förderung der Reflexionskompetenz essenziell, da in der Zusammenarbeit unterschiedliche Perspektiven und Deutungsmuster ein gemeinsames Vorgehen erschweren können.

5 Fazit

Die Studie zeigt, dass Sozialarbeiter:innen in Kontexten des Alterns verschiedene Wissensarten (u. a. wissenschaftliches Wissen, Rechtskenntnisse, Methodenwissen und Wissen über Zielgruppen) nutzen; als besonders relevant für ihr Handeln bezeichnen sie gerontologische, psychologische und medizinische Kenntnisse sowie Wissen zu Alterungsprozessen und Krankheitsbildern. Rechtliches Wissen, insbesondere zu Sozialgesetzbüchern, ist ebenfalls zentral. Die Wissensverwendung variiert je nach Arbeitsfeld und wird durch Erfahrung sowie Fort- und Weiterbildungen ergänzt. Sozialarbeiter:innen kombinieren ihr vielfältiges Wissen, um individuell auf Bedürfnisse einzugehen, zu beraten und multiprofessionell zusammenzuarbeiten. Das Studium legt dafür die Grundlage, aber kontinuierliches Lernen im Beruf wird als essenziell angesehen.

6 Literatur

Aner, Kirsten (2010): Soziale Altenhilfe als Aufgabe Sozialer Arbeit. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 33–50.

Aner, Kirsten (2020): Soziale Altenhilfe als Aufgabe Sozialer (Alten-)Arbeit. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: Springer VS, S. 29–54.

Becker-Lenz, Roland/Müller-Hermann, Silke (2023): Jenseits wissenschaftlichen Wissens – Wissensarten und Professionalität. In: Köttig, Michaela/Kubisch, Sonja/Spatschek, Christian (Hrsg.): Geteiltes Wissen – Wissensentwicklung in Disziplin und Profession Sozialer Arbeit. Sammelband zur DGSA Jahrestagung 2022. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 121–136.

Böhnisch, Lothar (2012): Lebensbewältigung. Ein sozialpolitisch inspiriertes Paradigma für die Soziale Arbeit. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 219–233.

Dewe, Bernd/Otto, Hans-Uwe (2012): Reflexive Sozialpädagogik Grundstrukturen eines neuen Typs dienstleistungsorientierten Professionshandelns. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 197–218.

Farrenberg, Dominik/Schulz, Marc (2020): Handlungsfelder Sozialer Arbeit. Eine systematisierende Einführung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Hammerschmidt, Peter/Weber, Sascha/Seidenstücker, Bernd (2017): Soziale Arbeit – die Geschichte. Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Kubisch, Sonja (2023): Kollektive Praxis – geteiltes Wissen –Fachlichkeit. In: Köttig, Michaela/Kubisch, Sonja/Spatschek, Christian (Hrsg.): Geteiltes Wissen – Wissensentwicklung in Disziplin und Profession Sozialer Arbeit. Sammelband zur DGSA Jahrestagung 2022. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Leitner, Sigrid (2015): Soziale Altenarbeit und Alterssozialpolitik. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag.

Löffler, Eva Maria (2020): „Nicht nur fachlich, sondern auch menschlich". Haltung als Bestandteil professionellen Handelns. In: BdW. Blätter der Wohlfahrtspflege 167, 3, S. 103–105.

Löffler, Eva Maria (2022): Haltung und professionelles Handeln in sozialen Berufen. Eine qualitative Untersuchung am Beispiel von Pflegefachkräften in ambulanten Pflegediensten. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Oevermann, Ulrich (1997): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, Arno/Helsper, Werner (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 70–182.

von Spiegel, Hiltrud (2021): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis. München: Ernst Reinhardt Verlag.
Witzel, Andreas/Reiter, Herwig (2022): Das problemzentrierte Interview – eine praxisorientierte Einführung. Weinheim: Beltz.

Deutungsmuster des ‚Alters' in Handlungsfeldern der Sozialen Altenarbeit[1]

Marina Vukoman

1 Einleitung

Wie eine Gesellschaft soziale Phänomene behandelt, ist maßgeblich dadurch beeinflusst, wie diese *gedeutet* werden und welche Probleme ihnen gegebenenfalls zugesprochen werden. Damit ist eine sozialkonstruktivistische Sichtweise verbunden, die nicht davon ausgeht, dass gesellschaftliches Wissen und soziale Probleme ausschließlich deutungsfreie, objektive Faktizitäten sind, sondern dass das, was wir wissen und was wir als Problem ansehen, immer gesellschaftlichen Deutungen unterliegt (vgl. Berger/Luckmann 2016 [1969]). Dieser Annahme konsequent folgend, ist auch die institutionalisierte *Bewältigung* von Problemen ein gesellschaftliches Konstrukt. In diesem Beitrag wird sowohl das Phänomen ‚Alter' als auch die Soziale Arbeit (mit älteren Menschen) aus einem sozialkonstruktivistischen Verständnis heraus betrachtet und Letztere als eine Reaktion auf die Problematisierung des Alters verstanden (vgl. Schroeter/Künemund 2020). Damit soll nicht negiert werden, dass das Alter auch als Tatsache, z. B. als chronologische, zählbare Lebenszeit, als wahrnehmbare Körpererscheinung oder als subjektive Erfahrung existiert. Vielmehr soll hier ‚Alter' als „symbolische Ordnung" (Zimmermann 2012: 77; Schroeter/Künemund 2020: 546) analysiert werden, was eine bestimmte Haltung erfordert, nämlich, die Faktizität Alter zunächst einmal auszublenden und sich den kommunikativen „Verdichtungen und Stereotypisierungen" (Göckenjan 2000: 16) des Phänomens zu widmen. Ausgehend von dieser Sichtweise, geht der Beitrag der Frage nach, wie Sozialarbeitende ‚Alter' deuten und welche Handlungsrelevanz diese Deutungen für die Praxis haben. Im Zentrum des Beitrags stehen theoretische und methodologische Überlegungen zum wissenssoziologischen Deutungsmusterkonzept sowie dessen methodische Umsetzung. Im Anschluss wird das in einem Forschungsprojekt[2] rekonstruierte Deutungsmuster „Alter als

1 Soziale Altenarbeit wird hier weit gefasst und bezeichnet die Handlungsfelder Offene Altenarbeit und Soziale Arbeit im Gesundheits-, Pflege- und Beratungskontext mit älteren Adressat*innen (vgl. Aner 2019: 7).

2 Die Studie wurde im Rahmen eines Promotionsprojekts unter dem Arbeitstitel „Soziale Arbeit und Alter. Eine qualitative Untersuchung zur Manifestation von Altersdiskursen

universelles Risiko" skizziert und diskutiert. Der Beitrag schließt mit Überlegungen zu Konsequenzen und Implikationen für die Disziplin und Profession der Sozialen Altenarbeit.

2 ‚Alter' in der Sozialen Arbeit

Das Alter (von Menschen) ist in unserem alltäglichen Leben eine „allgegenwärtige Größe" (Schroeter/Künemund 2020: 545). Es ist in vielerlei Hinsicht relevant für das Zusammenleben in Gemeinschaften, „strukturiert unser tägliches Leben […] und weist uns einen Platz in der Gesellschaft an" (ebd.). Beispielsweise regelt das Alter mehr oder weniger verbindlich, wer wann welche „Aufgabe" bzw. gesellschaftliche Rolle zu erfüllen hat, wie z. B. Schul- und Berufsausbildung, Familiengründung, Arbeit oder Ruhestand (vgl. Kohli 1985). Das Alter ist somit auch ein Distinktionsmerkmal, das „privilegiert oder stigmatisiert" (Göckenjan/von Kondratowitz 1988: 8) oder mindestens Menschen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer Altersklasse unterscheidet. Darüber hinaus waren das Alter bzw. die Lebensphasen schon seit jeher ein Merkmal für die Einteilung in Adressat*innengruppen der Sozialen Arbeit (vgl. van Rießen/Bleck 2023).[3]

Gesamtgesellschaftlich und vor allem politisch zeigt sich in den letzten Jahrzehnten eine steigende Aufmerksamkeit in Bezug auf das Thema ‚Alter' (Denninger et al. 2014: 9). Die sogenannte „Wiederentdeckung" bzw. „Neuverhandlung" des Alters wird insbesondere durch die (ökonomischen) Herausforderungen des demografischen Wandels und der Ausdehnung des Ruhestands begründet (vgl. ebd.). Darin zeigt sich eine grundsätzliche *Problematisierung* des hohen Alters und älterer Menschen in unserer Gesellschaft. Gleichzeitig gewinnt ein weiterer Diskurs an Bedeutung, der die *Potenziale* und positive Attribute mit dem Alter verbindet und die Älteren als wichtige, weil produktive Gesellschaftsgruppe, hervorhebt (vgl. Pichler 2020: 571). Die darin sozial konstruierte Deutungsfigur des „aktiven und produktiven alten Menschen" findet sich u. a. in den Anforderungen an die Soziale Altenarbeit wieder und konstituiert ihre (neuen) Gegenstands- und Aufgabenbereiche (vgl. Aner 2019), z. B. die Förderung des ehrenamtlichen Engagements, was seit 2005 als explizite Aufgabe im Altenhilfeparagrafen zu finden ist. Das Leitbild des ‚aktiven Alterns' geht dabei ursprünglich auf wissenschaftstheoretische Entwicklungen zurück, die bereits früher als die politi-

in den Handlungs- und Deutungsmustern von Fachkräften der Sozialen Altenarbeit" an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Duisburg- Essen begonnen.

3 Während in der Kinder- und Jugendhilfe eindeutig anhand des kalendarischen Alters festgelegt ist, wann jemand zur Zielgruppe gehört und wann noch nicht oder nicht mehr (siehe §7 SGB VIII), werden in der Altenhilfe (§71 SGB XII) keine konkreten Altersgrenzen genannt. Dies verdeutlicht die auch in der Altenhilfe bestehende Flexibilität der Altersgrenzen. Wann jemand als alt gilt, ist demnach eine Deutungsfrage.

sche Öffentlichkeit auf die Potenziale älterer Menschen hinwiesen (Pichler 2020: 573f.). Ein Höhepunkt dieser Positiv-Polarisierung stellte u. a. die „Entdeckung" der sogenannten *Neuen Alten* Ende der 1980er Jahre dar, denen eine insgesamt bessere finanzielle und kulturelle Ausstattung unterstellt wurde (Aner 2019: 8f.). Diese neue Gruppe von Alten sei außerdem daran interessiert, nach dem Eintritt in den Ruhestand eine produktive Rolle in der Gesellschaft einzunehmen. Die politischen und wissenschaftlichen Debatten um das ‚neue Alter' wurden spätestens seit den 2000er Jahren von der politischen Forderung begleitet, ältere Menschen wieder in die Pflicht zu nehmen und eine neue Engagementkultur im Alter zu etablieren. Heute wird sowohl auf politischer als auch auf wissenschaftlicher Ebene vor allem die *Vielfältigkeit* der Lebensphase Alter betont, ohne dass dies dazu führt, dass die Deutung des Alters tatsächlich vielfältiger geworden wäre (van Dyk 2019: 12), denn nach wie vor sind „Produktivität" und „Aktivität" zentrale Leitbilder des Alters (vgl. Zimmermann 2012).

Den hier kurz skizzierten dominanten Altersdiskursen sind jeweils Deutungen immanent, die das Alter unterschiedlich interpretieren. Da man jedoch nicht ohne Weiteres von den im Diskurs formulierten – sowohl potenzial- als auch defizitorientierten – Deutungsmustern des Alter(n)s auf die Deutungs- und Handlungsorientierungen der Fachkräfte Sozialer Altenarbeit schließen kann, stellt sich die Frage, ob und wie sich in ihnen Altersdiskurse manifestieren. Was genau mit Deutungsmustern gemeint ist, soll im Folgenden geklärt werden.

3 Soziale Deutungsmuster

3.1 Theoretisch-methodologische Implikationen

Um die Forschungsfrage nach den Deutungen des Alter(n)s von Fachkräften Sozialer Altenarbeit zu beantworten und diese in übergeordnete Diskurszusammenhänge einzuordnen, bietet sich als theoretische Grundlage ein wissenssoziologisch orientierter Deutungsmusterbegriff[4] an (vgl. Keller 2014b; Ullrich 2020), der als eine Art „Brückenkonzept" zwischen Diskursen und der alltäglichen Deutungspraxis fungiert (Keller 2014b: 155). Unter Deutungsmustern werden sozial geteilte Vorstellungen von relativ komplexen Phänomenen verstanden, die insbesondere diskursiv erzeugt bzw. sozial konstruiert sind. Umgekehrt können in sozialen Deutungsmustern auch Diskursstrukturen sichtbar werden (vgl. Meuser/Sackmann 1992). Die Profession der Sozialen Arbeit nimmt dabei – so die Grundannahme – eine aktive Rolle ein und konstruiert Diskurse und Deutungsmuster durch ihre (kommunikative) Praxis mit (vgl. Foucault 1994). Interessant für die Professionsforschung ist darüber hinaus die theoretische Annahme, dass

4 Für einen Überblick über weitere, angrenzende Konzepte siehe Ullrich (2020: 1ff.).

Deutungsmuster nicht nur irgendwie geartete Vorstellungen vom Alter sind (wie bspw. im oft diffus verwendeten Begriff „Altersbilder"[5]), sondern dass diese auch *handlungsleitend* sind und die Ausgestaltung der sozialarbeiterischen Praxis (mit-)beeinflussen sowie der „Legitimierung von Handlungen" dienen (Ullrich 2020: 6). Im Folgenden sollen die wichtigsten Prämissen einer wissenssoziologischen Deutungsmusteranalyse skizziert werden (vgl. Ullrich 2020: 8ff.):

Eine wissenssoziologische Auffassung geht davon aus, dass Deutungsmuster *kollektiv geteilte Wissensformen* sind, die einerseits *intersubjektiv* agieren und andererseits *überindividuelle* Geltungskraft besitzen. Entscheidend ist weiter, dass Deutungsmuster nicht als bloße Einstellungen oder Meinungen von Einzelpersonen verstanden werden, sondern als *soziale Konstrukte,* die sich über Jahre und Jahrzehnte entwickelt und gesellschaftlich verfestigt haben. Dies führt wiederum zu einer gewissen *Zeitstabilität*, da durch geteiltes Wissen eine Verständigung über komplexe Phänomene gewährt ist. Deutungsmuster agieren daher relativ *autonom*, was bedeutet, dass diese, wenn sie erst einmal etabliert sind, eine Form des Eigenlebens entwickeln. Deutungsmuster – einmal in der Welt – können daher nicht (so schnell) in Vergessenheit geraten; wenn überhaupt, verschwinden solche, die nicht mehr in gesellschaftlichen Diskursen und Praktiken aktualisiert werden. Eine weitere wichtige Prämisse ist die der *Kommunizierbarkeit* von Deutungsmustern. Das bedeutet, dass Deutungsmuster empirisch über sogenannte Derivationen zugänglich sind.[6] In diesen zeigen sich *individuelle Adaptionen* von sozialen Deutungsmustern, die durch den Analyse- und Rekonstruktionsprozess wiederum zu sozialen Deutungsmustern verdichtet werden können. Dieser Annahme folgend, können Deutungsmuster also nicht nur über natürliche Daten wie z. B. Dokumente, sondern auch mittels qualitativer Interviews rekonstruiert werden. Zuletzt soll noch auf die zentrale Kategorie des *Bezugsproblems* eingegangen werden. Es steht am Anfang jeder Deutungsmusteranalyse, denn das Bezugsproblem bestimmt, auf welches soziale Phänomen sich die zu rekonstruierenden Deutungsmuster beziehen.[7] In der vorliegenden Forschungsarbeit wird ‚Alter' zunächst einmal als abstraktes Phänomen für die zu befragenden Sozialarbeitenden eingeführt und bestimmt gleichzeitig als heuristisches Konzept den Forschungsprozess (vgl. Lüders 1991: 381). Ziel ist die Rekonstruktion einer umfassenden Typologie bzw. unterscheidbarer Typen von Deutungsmustern zum Bezugsproblem ‚Alter'.

5 Zu Begriffsbestimmungen und Differenzierung des Begriffs „Altersbilder" siehe Kühnert/Ignatzi (2019: 63ff.).

6 Unter Derivationen werden sprachliche Begründungen von Handlungen verstanden, die soziale Deutungsmuster beinhalten, da auf diese zurückgriffen wird (vgl. Ullrich 2020: 4ff.).

7 Deutungsmuster und Bezugsproblem stehen in einem zirkulären Verhältnis zueinander: Einerseits ‚antworten' Deutungsmuster auf Bezugsprobleme und andererseits werden (Bezugs-)Probleme erst durch Deutungsmuster hergestellt.

3.2 Methoden der Untersuchung – Diskursive Interviews und kontrastive Analysen

Die Studie konzentrierte sich auf Sozialarbeitende aus Handlungsfeldern der Sozialen Altenarbeit. Die Sozialarbeitenden werden dabei als „Agent*innen" (Keller 2014a: 89f.) der diskursiven Formation verstanden, die als Personal „in mehr oder weniger weit ausgreifende institutionelle Infrastrukturen eingebunden [sind, das] bspw. berät, informiert, kontrolliert" (ebd.: 90). Die Analyse fokussierte dabei, welche Deutungsmuster sich in sprachlichen Äußerungen über den Berufsalltag der Fachkräfte manifestieren (vgl. Keller 2014b). Als Methode wurde das Diskursive Interview (vgl. Ullrich 2020) gewählt. Das Diskursive Interview ist kein reines Erhebungsverfahren, sondern es enthält weitere methodologische Implikationen: Für das Sampling des Diskursiven Interviews wird empfohlen, bereits hier, theoretische Vorannahmen für ein heterogenes Sample einzubringen. Daher wurde auf eine hohe Varianz in Bezug auf Alter, Berufserfahrung und -position geachtet, um möglichst viele unterschiedliche Deutungsmustertypen zu erfassen. Insgesamt konnten so Interviews mit 24 Sozialarbeiter*innen aus der Sozialen Altenarbeit geführt werden.

Der Leitfaden beinhaltete sowohl biografische als auch professionelle bzw. berufliche Aspekte u. a. Berufswahl, professionelle Handlungsorientierungen und Deutungen des (eigenen) Alters. Herausforderungen bei der Interviewführung waren zum einen, besonders viele Derivationen zu evozieren (vgl. Ullrich 2020: 100ff.) und zum anderen eine größtmögliche Offenheit für die Deutung von Alter herzustellen, nicht vorab zu problematisieren und zunächst frei von möglichen Sichtweisen zu thematisieren. Dies erforderte einen intensiven Reflexionsprozess, insbesondere aufgrund der eigenen professionellen Verwobenheit mit der Disziplin der Sozialen Altenarbeit.

Auch das Analyseverfahren des Diskursiven Interviews ist vorgegeben und lehnte sich an die Fallkontrastierung nach Kelle und Kluge (2010) an. Dazu zählen neben einer (Vorab-)Kontrastierung der ‚Fälle' durch die iterative Auswahl des Samples (*selective* und *theoretical sampling*) auch die synoptische Analyse und der systematische Vergleich von gleich codierten Textstellen. Zunächst erfolgte die (primär induktive) Entwicklung eines Kategoriensystems über das gesamte Interviewmaterial, auf dessen Basis dann kontrastierende Interpretationen unterhalb der Fallebene durchgeführt wurden. Diese kontrastierenden Analysen sind der primäre Weg zur Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster. Der systematische Vergleich individueller Derivationen ist damit die „Basisstrategie der Interpretation" (Ullrich 2020: 23). Als Analysefokus dienten dabei folgende Aspekte von Deutungsmustern:

- *Problembeschreibung:* Was wird als ‚Probleme des Alter(n)s' angesehen bzw. wofür ist eine Soziale Arbeit mit alten Menschen notwendig?
- *Ursachen:* Was sind die Ursachen der ‚Probleme'?
- *Handlungsstrategien:* Was sind geeignete Lösungen für die ‚Probleme'?

Ähnliche, zu demselben Bezugsproblem geäußerte Erklärungen und Begründungen verweisen dabei auf ein mögliches soziales Deutungsmuster. Durch den wiederkehrenden Vergleich und die Verdichtung des Materials konnten so insgesamt fünf soziale Deutungsmuster typologisch differenziert werden. Die Typen sind dabei als *zugespitzte* soziale Sinn- bzw. Wissensregister zu verstehen, auf die die Sozialarbeiter*innen in unterschiedlicher Form zurückgreifen, wenn sie sich auf das Phänomen ‚Alter' beziehen. Als Beispiel soll nun das häufig vorkommende Deutungsmuster „Alter als universelles Risiko" skizziert werden.

4 Das Deutungsmuster „Alter als universelles Risiko"

4.1 Beschreibung des Deutungsmusters

Charakteristisch für diesen Deutungsmustertyp ist die Annahme, dass die Lebensphase ‚Alter' ein defizitärer, problematischer Zustand sein kann und damit ein *Risiko* für verschiedene Probleme darstellt. Der (natürliche) Alternsprozess wird in diesem Verständnis als weitgehend homogen wahrgenommen, so dass *alle* Menschen, die das hohe Alter erreichen, betroffen sein können, was es zu einem *universellen* Risiko macht. Dieser Deutungsmustertyp ließ sich im Material insbesondere dann identifizieren und verdichten, wenn in Derivationen über das Alter ein in der *Zukunft liegendes soziales Problem* – als etwas, dass gesellschaftlich negativ bewertet wird und verhindert werden sollte – antizipiert wurde. Im Vergleich zu den anderen rekonstruierten Deutungsmustertypen wird hier nicht an einem *bestehenden* Problem der Adressat*innen gearbeitet, sondern versucht, ein mit hoher Wahrscheinlichkeit in der Zukunft der Adressat*innen auftretendes Problem zu verhindern. Die Handlungsorientierung der Sozialarbeiter*innen richtet sich darauf, am *Alternsprozess* selbst zu arbeiten bzw. in diesen einzugreifen.

Die antizipierten Probleme wurden dabei in unterschiedlichen Bereichen verortet, die insbesondere den Verlust sozialer Kontakte und Beziehungen (Isolation und Einsamkeit) sowie den Verlust körperlicher und geistiger Fähigkeiten (körperlicher und geistiger Abbau) und daraus resultierender Hilfs- und Unterstützungsbedarf betonen, welche mit dem Alter einhergehen können. Die Frage nach den *Ursachen* für den problematischen Zustand des Alters stellt sich in diesem Deutungsmuster nicht bzw. lässt sich logisch konsequent auf das Altern selbst und ungenügende individuelle Vorbereitung darauf zurückführen.[8] Nur durch das *vorsorgende Verhalten* der Adressat*innen, kann der

8 Ausnahmen in den Interviews sind konkrete Verweise auf gesellschaftlichen Wandel, wie z. B. zunehmende Anonymität innerhalb der Nachbarschaft. Aber auch dann sind die Adressat*innen selbst dafür zuständig, diesem Wandel durch individuelle Vorbereitung entgegenzuwirken.

zukünftige problematische Zustand abgewendet oder abgemildert werden. Im Gegensatz zu fatalistischen Deutungen vom Alter, ist in diesem Typus inhärent, dass die Zukunft veränderbar und gestaltbar ist. Damit ist in diesem Deutungsmuster ein zweiter Aspekt eingeführt, nämlich der der Prävention, denn nur, wenn von einer *beeinflussbaren Zukunft* ausgegangen wird, ist präventives Handeln sinnvoll. Sind Menschen durch eine unzureichende Ressourcenausstattung dazu nicht in der Lage, werden sie zu Adressat*innen der Sozialen Arbeit. Die Soziale Altenarbeit wird damit zu einer institutionellen Risikoregulierung für das Alter. Um auf das ‚richtige' Alter, sprich das potenziell problematische Alter Einfluss nehmen zu können, ist eine Differenzierung der Altersphase kohärent: Es wird unterschieden zwischen dem Zustand des *Alt-Seins* (defizitär; problematisch) und dem des *Alt-Werdens* (gestaltbar; zunächst unproblematisch). Diese Vorstellung beinhaltet neben der Dichotomie des Alters ein Kontingenzbewusstsein. Die Lebensphase Alter als Risiko für soziale Problemlagen zu verstehen, setzt zudem voraus, dass es als etwas ‚Anderes' verstanden wird, was sich von anderen Lebensphasen abgrenzt.[9] Die Abgrenzung vom mittleren Erwachsenenalter wird durch die Veränderungen, die mit dem Alter einhergehen (können) bestimmt, ohne dabei eine chronologische Zäsur einzuführen: Alter ist in diesem Deutungsmuster nicht etwa durch eine ganz konkrete Altersgrenze bestimmt, sondern Alter wird zum Synonym einer problematischen Lebensphase.

Zusammenfassend beinhaltet das Deutungsmuster „Alter als universelles Risiko" die Sichtweise, dass *Alter* ein problematischer Zustand werden kann, man im Prozess des *Alterns* jedoch darauf einwirken und das Eintreffen des Problems verhindern oder durch Vorbereitung abmildern kann. Älterwerden bedeutet demnach, man bewegt sich auf ein Risiko zu. Weiter wird dem Alter eine *Veränderbarkeit* zugesprochen: Individuen haben Handlungsmöglichkeiten und Einfluss darauf, wie sie altern, bzw. können zumindest ihre (sozialen) Umstände anpassen. Die Verantwortung dafür, *wie* man im Alter lebt, wird dem Präventionshandeln des Individuums zugesprochen. Normativ gewendet, offenbart sich im Deutungsmuster die Forderung an alte Menschen, sich rechtzeitig auf das (richtige) Alter vorzubereiten. Lösungsansätze der Sozialen Altenarbeit sind insbesondere Formen der Vergemeinschaftung, wie in den empirischen Beispielen deutlich wird.

9 Diese Sichtweise ist jedoch nicht spezifisch für dieses Deutungsmuster, sondern zieht sich über alle Deutungsmuster bzw. das Reden über das Alter insgesamt hinweg (vgl. van Dyk 2019).

4.2 Empirische Beispiele

Dieser Deutungsmustertyp zeigt sich in folgendem Ankerzitat[10] einer Sozialarbeiterin aus dem Handlungsfeld der offenen Altenarbeit, die auf die Frage antwortet, was sie mit ihrer Arbeit bewirken möchte:

> I_12: Das ist ja auch immer unser Ziel, dass wir dann halt auch immer gucken, dass die Menschen sich untereinander SO verbinden, ne, dass man, **wenn es halt irgendwann nicht mehr geht**/ also es soll nicht immer nur um **High-Life** und Halligalli gehen und juhu wir sind zusammen, wenn es uns gut geht, aber wenn einer sich ein Bein bricht oder **irgendwann aus Altersgründen** nicht mehr kann und tüddelig wird oder was weiß ich, dass die Kontakte in der Zeit SO intensiv werden, dass es auffällt: „Mensch, hier Frau [Müller] kam jetzt schon irgendwie vier Mal nicht mehr zum Frühstückstreff oder drei Mal, was ist da denn los?" Sodass man dann halt dann drauf achtet, ne, und dass die Kontakte dann sich auch so verfestigen, dass man weiß, da ist jemand.

In diesem Zitat wird neben den in Zukunft aus „Altersgründen" antizipierten Problemen auch die Möglichkeit einer präventiven Intervention beschrieben, was sich in der professionellen Herstellung von tragfähigen Kontakten und Beziehungen zeigt. Bei dieser Beziehungsherstellung steht neben dem positiv konnotierten „High Life" auch die Reziprozitätserwartung im Vordergrund der Zielvorstellung dieser Intervention. Grundlegend für diese normative Zielvorstellung ist die Annahme, dass der Unterstützungs- und Hilfebedarf mit zunehmendem Alter mehr werde, was im besten Fall durch das soziale Umfeld getragen werden sollte. Die Bearbeitung des Risikos soll zum einen ein in der Zukunft vermutetes Problem abwenden (Isolation und deren Folgen) oder ein erwünschtes Szenario wahrscheinlicher machen (sich umeinander kümmern und Reziprozitätserwartungen der Adressat*innen erhöhen). Es bestehe also die Möglichkeit, dass sich der risikohafte Zustand nicht oder nicht in einem größeren Ausmaß ausbilde. Hierbei wird von handlungsfähigen Subjekten ausgegangen, die selbst Einfluss auf ihr Alter haben.

Als weiteres Ankerbeispiel für den präventiven Auftrag der Sozialen Arbeit steht das folgende Zitat einer anderen Sozialarbeiterin aus der offenen Altenarbeit, die ebenfalls auf die Frage nach den Zielen ihrer Arbeit antwortet:

> I_07: Ziel unserer Arbeit ist primär (.), dass wir **Vereinsamung vorbeugen** wollen, (.) indem wir halt ein entsprechendes **Angebot hier kreieren**

10 In einer Aussage können mehrere Hinweise auf Typen sozialer Deutungsmuster zu finden sein, was auch bei den folgenden Zitaten gegeben ist.

> (.) und den Leuten so die Möglichkeit geben, nicht den ganzen Tag in ihrer Wohnung zu hocken […] ja genau um einfach, wir wollen einfach eine Anlaufstelle sein, gerade hier für diesen Stadtteil und sagen hier kommt zu uns, hier könnt ihr das machen oder wir haben ein vielfältiges Programm. Hier habt ihr **Geselligkeit**, hier habt ihr Ansprache, hier wird euch geholfen ähm, das ist halt das, was unser Ziel ist und (..), um dadurch der **Isolation einfach so ein bisschen vorzubeugen.**

Auch hier wird von einem grundlegenden Problem ausgegangen (Vereinsamung und Isolation), dem durch die Soziale Altenarbeit (Anlaufstelle, Geselligkeit und Ansprache) vorgebeugt werden kann. Das oben beschriebene Kontingenzbewusstsein und die Gestaltbarkeit des Alters zeigen sich auch im folgenden Zitat eines Sozialarbeiters aus der offenen Altenarbeit, angesprochen auf den Organisations-Slogan „bei allen Fragen des Älterwerdens“:

> I_17: Also (.) Älterwerden heißt erstmal **nicht gleich krank und alt und defizitär** sein, sondern heißt erstmal/ oder hilfebedürftig sein, sondern wie **gestalte** ich eigentlich meinen Lebensabschnitt (.) nach meiner Berufsphase (.) ja. (.) Ähm wo will ich mich vielleicht engagieren, was kann ich tun, wo kann ich selber auch hingehen, was kann ich nutzen. Dass man da Leuten, wenn sie das möchten, ein Stück Orientierung gibt. Ja. (.) Ähm dann kommen **natürlich irgendwann** auch die Fragen, wo kann ich Unterstützung bekommen? Das ein oder andere fällt mir doch zusehends schwerer.

Im ersten Satz verweist der Interviewte zum einen auf die verbreitete Deutung, dass mit dem „Älterwerden“ häufig „defizitär“ und „krank sein“ sowie Hilfebedürftigkeit verbunden wird. Er weist diese Annahmen zwar zurück, reproduziert aber die Sichtweise bzw. macht deutlich, dass er diese Deutung zumindest kennt und für dominant hält. Zudem kommt in seinen Aussagen die Kontingenz von Alter zum Ausdruck: Es *kann* „krank und alt und defizitär“ bedeuten, aber „nicht gleich“ bzw. nicht notwendigerweise. Älterwerden fange aus seiner Sicht vor diesem Zustand an und sei eine Lebensphase, die es zu „gestalten“ gilt, bevor es möglicherweise problematisch werde. Hier wird eine Differenzierung zwischen alt werden (gestaltbar) und alt sein (defizitär) vorgenommen. Das Älterwerden ist aus seiner Sicht mit bestimmten Aufgaben verknüpft, was den normativen Aspekt dieser Deutung verdeutlicht. Man solle sich in dieser Lebensphase bestimmten Fragen stellen, die das Engagement, das Tätigwerden und weitere Aktivitäten betreffen. Dies beinhaltet implizit, dass Müßiggang bzw. Nicht-Vorbereitung keine legitime Lebensweise im Prozess des Älterwerdens sei. Die Gestaltung der Lebensphase und insbesondere das Vorsorgehandeln sei ein Auftrag für älter werdende Menschen.

Auch das folgende Zitat macht die Relevanz des Lebens vor ‚dem Alter‘ für den Alterszustand deutlich:

> I_10: Aber wenn ich auch so sehe, wie viele Menschen, wie alt die Menschen sind, wenn die ins Heim gehen, die sind ja schon wirklich sehr alt, ne? Also das ist/ Und dann ist natürlich die Frage, **wie haben die vorher gelebt**, ne? Und hätte man vorher/ Aber ich glaube, dass das auch was damit zu tun hat, dass eben halt das Alten/, dass das [die Altenhilfe, Anm. M.V.] ja immer noch eine freiwillige Aufgabe ist. Und auch da, glaube ich, müsste sich was ändern.

Die Sozialarbeiterin aus der Offenen Altenarbeit fordert, dass die Altenhilfe als Regelleistung in den Kommunen verankert wird, damit sich alle Älterwerdenden präventiv auf *das Alter* vorbereiten können, was wiederum die Deutung von Alter als etwas Risikoreiches verstärkt. Implizit zeigt sich hier ebenfalls ein Kontingenzbewusstsein, dass es möglicherweise auch anders sein könnte, abhängig von der individuellen Vorbereitung („und hätte man vorher").

5 Konsequenzen und Implikationen für die Soziale (Alten-)Arbeit

Im Zentrum der Forschungsarbeit stand die empirische Rekonstruktion von Sozialen Deutungsmustern zum Bezugsproblem ‚Alter' in Handlungsfeldern der Sozialen Altenarbeit. Dieser Beitrag möchte damit die Bedeutsamkeit der Rekonstruktion von Deutungsmustern für die Sozialarbeitsforschung aufzeigen und eine (Forschungs-)Haltung stark machen, die Alter nicht (nur) als Faktizität behandelt, sondern als Soziale Konstruktion, die die Praxis der Sozialen Altenarbeit wesentlich mitbestimmt.

Zunächst scheint es wenig überraschend, dass ein professionsbezogenes Deutungsmuster rekonstruiert wurde, das Alter als universelles Risiko versteht, da Soziale Arbeit in allen Handlungsfeldern verstärkt präventiv orientiert ist,[11] was sich auch im Selbstbild vieler Sozialarbeiter*innen zeigt (Kappeler 2005: 23). Dennoch ist dieses Deutungsmuster vor allem in Bezug auf den Themenkomplex ‚Alter' beachtenswert und muss an dieser Stelle kritisch reflektiert und problematisiert werden. Im Kern beinhaltet das Deutungsmuster die Annahme, dass das Alter *selbst* ein universelles Risiko für Problemlagen ist und durch Individuen bzw. deren ‚falsches' Verhalten noch verstärkt oder durch das ‚richtige' Handeln abgewendet werden kann. Der Imperativ dieses Deutungsmusters könnte also lauten: Bereite dich frühzeitig auf das Risiko ‚Alter' (mit Hilfe der Sozialen Arbeit) vor. Denn das Risiko-Deutungsmuster verweist auf die potenzielle Möglichkeit der Abwendung des „Noch-Nicht-Zustands" (Kessl 2005: 33) durch Präventionshandeln. Durch die Nicht-Nen-

11 Dieses Deutungsmuster findet sich auch im stationären Altenhilfebereich wieder, wenn auch nicht in solcher Deutlichkeit.

nung eines konkreten Alters, das diesen Zustand markiert, wird die Zeitspanne, in der die Vorbereitung möglich ist, flexibel ausgedehnt und spielt damit neoliberalen Aktivierungslogiken in die Hände. Mit Blick auf übergeordnete Diskurszusammenhänge findet man das Risiko-Deutungsmuster insbesondere im medizinischen Diskurs. Dort werden ältere Menschen als sogenannte Risikopatient*innen und das Alter an sich als Risikoindikator behandelt. Diese biomedizinische Sichtweise und Deutung von Alter scheint, wie die Ergebnisse zeigen, auch in der Praxis der Sozialen Altenarbeit bedeutsam. Neben der medizinischen Bedeutungszuweisung wird dem Alter auch im Altenhilfeparagrafen (§71 SGB XII) eine Risikokomponente zugeschrieben. Denn hier wird das Alter an einer zentralen Stelle als etwas Problematisches beschrieben, das es dann von der Sozialen Arbeit zu bearbeiten gilt. Dies zeigt sich in der Formulierung, dass „Schwierigkeiten, die durch *das Alter* entstehen" adressiert werden sollen. Darüber hinaus sollen Leistungen auch zur „Vorbereitung auf das Alter" erbracht werden, was Alter zu einer Tatsache macht, die potenziell durch Gefahren oder Herausforderungen geprägt ist. Eine gute Vorbereitung auf das Alter – wie auch immer diese aussehen mag – scheint hier offenbar der Weg für eine gelingende Risikoregulierung zu sein. Die Soziale Altenarbeit sieht als Lösung dafür vor allem die Arbeit am Verhalten der Individuen oder an lokalen Gemeinschaften vor, um Reziprozitätserwartungen zu erhöhen. Dies wiederum produziert sowohl ein Bild, das die Risikobearbeitung auf den*die Einzelne*n überträgt, als auch die Negierung des Einflusses struktureller Anteile auf die Art, wie Menschen im hohen Alter leben. Eine kritische Analyse der individualisierenden *Vorbereitungsnorm*, die sich an älter werdende Menschen richtet, wäre durchaus angebracht und sinnvoll insbesondere im Hinblick auf ihre ungleichheitsproduzierenden Folgen (vgl. Denninger et al. 2014: 21f.).

Die Soziale Altenarbeit könnte darüber hinaus reflektieren, ob die Fokussierung auf die Lebensphase ‚Alter' als Ganze sinnvoll ist, wenn man bedenkt, dass gerade diese Differenzziehung (zum mittleren Erwachsenenalter) daran beteiligt ist, dass alten Menschen gewisse Probleme wie selbstverständlich unterstellt werden. Auch Bemühungen, das Alter als positive und gestaltbare Lebensphase zu betonen, ändert an dessen Problematisierung nichts. Ganz im Gegenteil sind Positivbilder vom Alter im Kern defizitär und verändern nichts an der Binarität des Alters (vgl. van Dyk 2019). Auch die wiederholte Betonung der Vielfältigkeit des Alters unterstreicht nur, dass die Lebensphase ein ‚Spezifikum' ist, das es notwendig macht, dies immer wieder zu betonen (ebd.: 12). Die Soziale Arbeit ist daher selbst daran beteiligt, erstens die Binarität junges vs. altes Alter und zweitens die Binarität gestaltbares vs. verworfenes Alter aufrechtzuerhalten. Das gänzliche Fehlen einer Institution der Sozialen *Erwachsenenarbeit* betont darüber hinaus, dass das höhere Alter aus sozialarbeiterischer Sicht etwas Problematisches ist und untermauert die normative Orientierung an das scheinbar problemlose mittlere Erwachsenenalter.

Für eine kritische Auseinandersetzung (auch in der Lehre) ist es daher wichtig, ‚Alter' wie auch die Soziale Altenarbeit selbst als soziale Konstruktion zu verstehen. Aus dekonstruktivistischer Perspektive ließe sich fragen: Ist das Leben nicht an sich voll von Risiken, und zwar in jedem Lebensalter? Warum ist der Fokus auf Risiken im Alter besonders dominant? Wie kann die Beachtung der Vielfältigkeit von Lebenslagen in allen Lebensaltern in der Praxis nicht nur diskutiert, sondern auch umgesetzt werden? Ein Vorschlag für einen sinnvollen Umgang mit dem Thema Alter, der auch für die Soziale Arbeit wichtige Hinweise enthält, liefern Künemund und Vogel (2024: 18):

> Besser wäre es, z. B. von Vulnerabilität oder Gebrechlichkeit als konkret diagnostizierbaren Zuständen zu sprechen, statt diese Zustände auf ein Alter (oder auf ganze Altersgruppen) zu beziehen. […] Insofern sollte man u.E. am besten nicht unpräzise vom ‚Alter' und von ‚den Alten' sprechen, wenn z. B. konkret Unselbständigkeit, Vulnerabilität, Multimorbidität usw. angesprochen sind.

Deutungsmuster des Alterns und deren Übernahme in das eigene Altersbildrepertoire sollten daher stets kritisch reflektiert werden. Sonst bleibt es vermutlich auch in Zukunft dabei, dass das Alter als etwas Exklusives, als ‚Anderes', als ein Problem oder als Risiko angesehen wird, was es (sozialarbeiterisch) in irgendeiner Form zu bearbeiten gilt. Das schließt mit ein, die Institution Soziale Altenarbeit selbst kritisch zu reflektieren und zu überprüfen, inwieweit sie an Ausschlüssen von bestimmten Lebenslagen beteiligt ist. Damit soll keineswegs bestritten werden, dass ältere Menschen tatsächlich von sozialen Problemen betroffen sein können (z. B. Altersarmut, Einsamkeit etc.), jedoch ist es fatal, wenn diese sozialen Probleme dem Alter an sich zugeschrieben werden und dabei ihre gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen unterbelichtet bleiben.

Literatur

Aner, Kirsten (2019): Soziale Arbeit mit alten Menschen. In: Schroeter, Klaus R./Vogel, Claudia/Künemund, Harald (Hrsg.): Handbuch Soziologie des Alter(n)s. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–19.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2016 [1969]): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer. 26. Auflage.

Denninger, Tina/van Dyk, Silke/Lessenich, Stephan/Richter, Anna (2014): Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft. Gesellschaft der Unterschiede, Band 12. Bielefeld: Transcript.

Foucault, Michel (1994): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a.M.: Fischer. 2. Aufl.

Göckenjan, Gerd/von Kondratowitz, Hans-Joachim (1988): Altern – Kampf um Deutungen und um Lebensformen. In: Göckenjan, Gerd/von Kondratowitz, Hans-Joachim (Hrsg.): Alter und Alltag. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–31.

Göckenjan, Gerd (2000): Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kappeler, M. (2005). Vom Sozialstaat zum Präventionsstaat – Mit besonderer Berücksichtigung des Präventionsdenkens in der Sozialen Arbeit. In: Widersprüche, 25, 96, S. 23–34.

Kelle, Udo/Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich. 2. überarb. Auflage.

Keller, Reiner (2014a): Assoziationen. Über Subjektprobleme des Poststrukturalismus und die Perspektive der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In: Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (Hrsg.): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 67–94.

Keller, Reiner (2014b): Wissenssoziologische Diskursforschung und Deutungsmusteranalyse. In: Behnke, Beate Ilse Cornelia/Lengersdorf, Diana/Behnke, Cornelia/Scholz, Sylka (Hrsg.): Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Geschlecht & Gesellschaft, Band 54. Wiesbaden: Springer VS, S. 143–159.

Kessl, Fabian (2005): Soziale Arbeit als aktivierungspädagogischer Transformationsriemen. In: Dahme, Heinz-Jürgen/Wohlfahrt, Norbert (Hrsg.): Aktivierende Soziale Arbeit: Theorie – Handlungsfelder – Praxis, Band 12. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren, S. 30–43.

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialisationsforschung 37, S. 1–29.

Kühnert, Sabine/Ignatzi, Helene (2019): Soziale Gerontologie. Grundlagen und Anwendungsfelder. Stuttgart: Kohlhammer.

Künemund, Harald/Vogel, Claudia (2024): ‚Produktives', ‚aktives' und ‚erfolgreiches' ‚Alter(n)' – Begriffe und Szenarien. In: Pfaller, Larissa/Schweda, Mark (Hrsg.): „Successful Ageing"? Leitbilder des Alterns in der Diskussion. Wiesbaden: Springer VS, S. 13–38.

Lüders, Christian (1991): Deutungsmusteranalyse: Annäherungen an ein risikoreiches Konzept. In: Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 377–408.

Meuser, Michael/Sackmann, Reinhold (1992): Zur Einführung: Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie. In: Meuser, Michael/Sackmann, Reinhold (Hrsg.): Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 9–37.

Pichler, Barbara (2020): Aktuelle Altersbilder – ‚junge Alte' und ‚alte Alte'. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2. Auflage, S. 571–582.

Schroeter, Klaus R./Künemund, Harald (2020): ‚Alter' als soziale Konstruktion – eine soziologische Einführung. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 545–555.

Ullrich, Carsten G. (2020): Das Diskursive Interview. Methodische und methodologische Grundlagen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2. Auflage.

van Dyk, Silke (2019): Poststrukturalistisch-praxistheoretische Perspektiven auf das Alter(n). Zur Dekonstruktion der Norm der Alterslosigkeit. In: Schroeter, Klaus R./Vogel, Claudia/Künemund, Harald (Hrsg.): Handbuch Soziologie des Alter(n)s. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 1–19.

van Rießen, Anne/Bleck, Christian (2023): Alles eine Frage der Perspektive? Handlungsfelder und Adressierungen Sozialer Arbeit – zur Einführung. In: van Rießen, Anne/Bleck, Christian (Hrsg.): Handlungsfelder und Adressierungen der Sozialen Arbeit. Stuttgart: Kohlhammer, S. 11–16.

Zimmermann, Harm-Peer (2012): Über die Macht der Altersbilder: Kultur – Diskurs – Dispositiv. In: Andreas Kruse (Hrsg.): Potenziale im Altern. Chancen und Aufgaben für Individuum und Gesellschaft. Heidelberg: AKA Verlag, S. 75–85.

Alltagsrassismus – (K)ein Thema in den Kontexten des Alter(n)s?! Ein Beitrag zur Professionalisierung Sozialer Arbeit

Monique Ritter und Marlene Jänsch

1 Einleitung

Rassistische Wissensbestände, biologistische und kulturalisierende Kategorisierungen und ihre Hierarchisierungen, sind in der Gesellschaft nachweislich tief verankert (DeZIM 2022). Rassismus ist Teil des Alltäglichen und „Alltag in Deutschland" – eine Gewissheit, die mehr und mehr in das öffentliche Bewusstsein rückt, und die ein Großteil der Bevölkerung (61 %) nicht mehr bezweifelt (ebd.: 7).

Nehmen wir diese Einsicht ernst, dann können wir verstehen, dass sich machtvolle rassistische Strukturen auch in die Kontexte und kleinsten Bereiche des Alltäglichen der Sozialen Arbeit einschreiben. So glaubt noch immer die Hälfte der Bevölkerung (49 %), so etwas wie menschliche ‚Rassen' würde existieren. Dieser Glaube ist mit 65 Prozent besonders häufig bei älteren Menschen (über 65 Jahren) anzutreffen (ebd.: 6). Dies wirft nicht zuletzt vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung Fragen für die Soziale Arbeit in den Kontexten des Alter(n)s auf. Wie steht es um die Thematisierung von (Alltags-)Rassismus in Disziplin und Profession Sozialer Arbeit mit Bezug auf das Alter(n)? Sind die in diesen Handlungsfeldern tätigen Sozialarbeiter*innen für das Wirken rassistischer Strukturen sensibilisiert und befähigt, so zu handeln, dass sie der (Re-) Produktion von Rassismus entgegenwirken können?

Steinfort-Diedenhofen und Vinke (2014), die sich im deutschsprachigen Raum mit Fremdenfeindlichkeit im Alter beschäftigen und Implikationen für eine interkulturelle Geragogik vorschlagen, konstatieren, dass Fremdenfeindlichkeit im Alter zunehmen kann, während Bildungs- und Lernprozesse mit dem Ende der Berufstätigkeit abflachen (ebd.: 83, 85). Sie befürworten daher den Erwerb interkultureller Kompetenzen (auch) im Alter. Obwohl ‚interkulturelle Begegnungen' Vorurteile nachweislich abbauen und zum Aufbau von Beziehungen führen können, adressiert das in Lehre und Praxis Sozialer Arbeit prominent vertretene Interkulturalitätsparadigma häufig nicht die gesamtgesellschaftlich wirkenden Machtverhältnisse wie Rassismus, sondern befördert Kulturalisierungen (vgl. Balibar 2017; Ritter/Jänsch 2023; Moosmüller 2020).

Im deutschsprachigen Raum haben rassismuskritische Forschungsarbeiten, die die potenziell von älteren Menschen ausgehenden Rassismen bzw. die Kontexte des Alter(n)s in den Blick nehmen, Seltenheitswert (vgl. Ritter/Jänsch 2024,

2023; Ritter 2020, 2022) – dies gilt im Allgemeinen wie auch in der Sozialen Arbeit. An dieser Leerstelle setzt der vorliegende Beitrag an. Zunächst führen wir theoretisch in die Konzepte Alltagsrassismus und Rassismuskritik ein und verknüpfen diese mit einem kritisch-reflexiven Professionsverständnis der Sozialen Arbeit. Darauf aufbauend geben wir einen Einblick in unsere autoethnografisch orientierte Forschung zur Quartiersarbeit mit älteren Menschen, um die Notwendigkeit rassismuskritischer Perspektiven im Kontext des Alter(n)s herauszuarbeiten. Hierbei reflektieren wir die uns begegnenden Ausprägungsformen von Alltagsrassismus aus der Perspektive weiß und deutsch positionierter Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialarbeiterinnen.

Abschließend wird diskutiert, wie rassismuskritische Perspektiven zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit beitragen und welche Kompetenzen und Rahmenbedingungen in Lehre und Praxis nötig sind, um Sensibilität und Handlungsbefähigung gegenüber rassistischen Diskriminierungspraktiken zu fördern.

2 (Alltags-)Rassismus, Soziale Arbeit und Menschenrechtsorientierung

Mit unserem theoretischen Verständnis von Alltagsrassismus knüpfen wir an die frühen Ausführungen von Philomena Essed (1991) an. Im Anschluss an ihre Pionier*innenarbeit zu „Everyday Racism" ist festzustellen, dass alltagsrassistische Praktiken als „Praktiken der Exklusion [wirken], die keineswegs offenkundig in Erscheinung treten, sondern vielmehr subtil und geradezu verdeckt wirken" (Ritter 2020: 254). Es handelt sich um – nicht immer bewusst intendierte – Praktiken, die trotz ihrer Subtilität dennoch ver-andern und herabsetzen und die von den Nicht-Rassismuserfahrenden kaum als solche identifiziert und folglich unhinterfragt gelebt werden (können). Gegen alltagsrassistische Praktiken Widerspruch zu erheben, erscheint zumeist legitimationsbedürftig, da sie von den von Rassismus nicht Betroffenen in der Regel nicht als diffamierend wahrgenommen werden. Mitunter handelt es sich um Praktiken „so miniscule that I can't put them into words", berichtet eine Gesprächspartnerin in Esseds (1991: 152) Forschungsarbeit. Der Postkolonialitätstheoretiker Achille Mbembe bezeichnet derlei Praktiken – angesichts ihrer alltäglichen Banalität – als „Nanorassismus", der auf „dem Umweg über ein Nichts, eine scheinbar unbewusste Bemerkung, einen Scherz, eine Anspielung oder Andeutung, einen Lapsus, einen Witz [oder] eine Konnotation" (Mbembe 2020: 108) seine Wirkmächtigkeit entfalten kann. Vor diesem Hintergrund verstehen wir rassistische Strukturen und Prozesse als allgemein wirksame Zusammenhänge und als Strukturprinzipien gesellschaftlicher Wirklichkeit, die auf den unterschiedlichen Ebenen gesellschaftlicher Wirklichkeit wirken (Scharathow et al. 2011: 10).

Rassistische Strukturen, die sich, wie Mbembe (2020) betont, nicht zuletzt in Nanopraktiken ausdrücken, schließen an ein gesamtgesellschaftlich wirkendes „machtvolles, mit Rassekonstruktionen operierendes oder an diese Konst-

ruktionen anschließendes System von Diskursen und Praxen“ an, „mit welchen Ungleichbehandlungen und hegemoniale Machtverhältnisse erstens wirksam und zweitens plausibilisiert werden“ (Mecheril/Melter 2011: 15f.). Eine kritische Analyse potenziell als rassistisch zu bewertender Praktiken steht demnach in der Verantwortung, eine ihnen inhärente „Verbindung zu historischen, rassistischen Strukturen“ aufzunehmen, die „auch und gerade an verdrängte koloniale Imaginationen anknüpfen [und] diese aktualisieren“ (Friese 2021: 127). In diesem Sinne ist Rassismuskritik und ein Verstehen kontemporärer Ausschlussbegehren auf postkoloniale Perspektiven (vgl. Mbembe 2020; Said 2003) angewiesen. Étienne Balibar (2017) und Stuart Hall (2016) weisen zudem auf einen „Rassismus ohne Rassen“ hin, der an den kolonialen Rassismus historisch anschließt und der nun über den Signifikanten Kultur bzw. die Kategorie der Religion, genauer des Islams (Friese 2021: 126), eine neue Möglichkeit zur „Rassenkonstruktion“ (Miles 1991: 99) bietet.

Alle Gesellschaftsmitglieder – auch Sozialarbeiter*innen und Sozialwissenschaftler*innen – sind in einem gewissen Maß in ein rassistisches System verstrickt und von der „Schwierigkeit“ betroffen, „nicht rassistisch zu sein“ (Kalpaka/Räthzel 1986). Soziale Arbeit versteht sich als menschenrechtsorientiert und verpflichtet sich zu sozialer Gerechtigkeit in Theorie und Praxis. Staub-Bernasconi (2009) betont diese Verantwortlichkeit Sozialer Arbeit, gesellschaftliche Machtverhältnisse zu adressieren und so „den Menschen vor dem Würgegriff des Menschen [zu] schützen” (ebd.: 10). Insofern eröffnen rassismus- und machtkritische Perspektiven den Akteur*innen der Sozialen Arbeit das Potenzial, sozial gerechter zu handeln und ihr drittes – politisches – Mandat im Sinne Staub-Bernasconis (u. a. 2018) zu realisieren. Sie ermöglichen das Erkennen der (eigenen) Verstrickung in die (Re)-Produktion von Machtverhältnissen, Ungleichheiten, Herabsetzungs- und Diskriminierungspraktiken und befördern deren Abbau.

Rassismuskritische Perspektiven sind in der Disziplin und Profession Sozialer Arbeit sowie in den Hochschulcurricula nur unzureichend etabliert (Hunner-Kreisel/Wetzel 2018; DBSH 2014). Dies ist zu kritisieren, da Soziale Arbeit laut der Definition der International Federation of Social Work ausdrücklich damit beauftragt ist, auf den sozialen Zusammenhalt von Menschen hinzuwirken, sich von Prinzipien sozialer Gerechtigkeit leiten zu lassen und Diskriminierungspraktiken entgegenzutreten (IFSW 2018) – ein Selbstverständnis bzw. berufsethisches Prinzip, das auch im erläuternden Kommentar der internationalen Definition Sozialer Arbeit zum Ausdruck kommt, hier in der deutschen Übersetzung des DBSH (2014): „Die Entwicklung eines kritischen Bewusstseins durch Betrachtung der strukturellen Quellen für Unterdrückung und/oder Privilegien auf Grundlage von Kriterien wie [,]Rasse[‘], Klasse, Sprache, Religion, Geschlecht, Behinderung, Kultur und sexuelle Orientierung und die Entwicklung von Maßnahmen zur Beseitigung struktureller und persönlicher Hindernisse sind für eine emanzipatorische Praxis unverzichtbar“ (DBSH 2014, Einfg. d. Verf.).

3 Kontext, Methode und Analyse

In der diesem Beitrag zugrunde liegenden Forschungsarbeit wurden mithilfe autoethnografischer Feldnotizen (vgl. u. a. Adams et al. 2020) im Praxisalltag einer Quartiersmanagerin verschiedene Alltagssituationen mit älteren Menschen erhoben und reflektiert.

3.1 Kontext

Im hier fokussierten Stadtteil in Rheinland-Pfalz sind 40 Prozent der Bewohner*innen über 60 Jahre alt. Über die konzeptionelle Ausrichtung der Quartiersarbeit, die über sozialpolitische Altersprogramme finanziert wurde, sollten insbesondere ältere Menschen bei der Aneignung öffentlicher Räume und der partizipativen Gestaltung eigener Angebote begleitet werden. Die vor Ort wirkende Quartiersarbeit war damit beauftragt, Beteiligungsprozesse primär mit älteren Menschen und für sie zu initiieren und Begegnungs- sowie Beratungsangebote zu schaffen. Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, wurden Modelle gemeinschaftlicher und intergenerationaler Wohn- und Unterstützungsformen entwickelt und umgesetzt (Kricheldorff 2018: 113f.). Das Konzept der hier untersuchten Quartiersarbeit wurde später – im Rahmen der verstärkten Fluchtzuwanderung seit 2015 – für die Bedürfnisse geflüchteter Menschen ausgeweitet, wobei jedoch keine weiteren Beteiligungsprozesse initiiert wurden.

3.2 Methode

Autoethnografische Erhebungen ermöglichen es, persönliche Erfahrungen systematisch zu beforschen und so tiefere Einblicke in kulturelle, soziale und individuelle Dynamiken zu gewinnen (vgl. u. a. Adams et al. 2020). Der stark reflexive Anteil erlaubt einen kritischen Blick auf das eigene Handlungsfeld und hilft, soziale Ungerechtigkeiten und Machtstrukturen zu erkennen. Die folgenden dokumentierten Alltagssituationen mit älteren Menschen beinhalten Situationen, in denen Menschen mit Fluchterfahrung, die seit 2015 nach Deutschland kamen, herabgesetzt und ausgeschlossen werden. Diese Situationen irritierten die professionelle Soziale Arbeit vor Ort. Im Erhebungszeitraum (2020–2021) konnten jedoch kaum adäquate Herangehensweisen an dieses Phänomen etabliert werden. Die verschriftlichten autoethnografischen Feldnotizen wurden mit rassismuskritischen Perspektiven analysiert und kodiert.

3.3 Analyse

Die im nachfolgenden Beobachtungsausschnitt relevante Singgruppe älterer Menschen baute ihr Angebot, einschließlich der Organisation von Räumlichkeiten und einer Chorleitung, bereits vor 2015 mit Unterstützung der Quartiersmanagerin auf. Die älteren Teilnehmer*innen der Singgruppe nehmen hier im Sommer 2021 eine syrische Familie mit sechs Kindern, die seit einem halben Jahr im Haus des Begegnungszentrums wohnt, verächtlich in den Blick:

> *Ich sitze in meinem Quartiersbüro, höre aufgebrachte Stimmen und gehe nach nebenan. Es findet ein Singnachmittag für ältere Menschen statt, aber aktuell singt niemand mehr. Alle stehen an der langen Fensterfront und zeigen mit dem Finger nach draußen. Sie verfolgen die 16-jährige Anisa Karim*[1]*, die mehrere vollgefüllte, transparente Einkaufstüten in den Müllcontainern entsorgt. Ihre Familie wohnt im gleichen Haus. Dabei höre ich folgende Wortfetzen: „Die Ausländer schmeißen das Essen einfach weg. Die von dort unten haben doch keine Ahnung. Ich weiß, dass die das von der Tafel gekriegt haben. [Die] aus Syrien […] kriegen alles […]"* (Prot_20_08a_35–48)

In dieser Situation fällt zunächst auf, dass die neu hinzugezogene Anisa Karim von den älteren Menschen regelrecht inspiziert wird. Anisa Karims alltägliches „Müll-Hinausbringen" ist kein privater Akt mehr; vielmehr wird es zum öffentlichen Ereignis, auf einer Bühne, auf die die Singgruppe ihre Aufmerksamkeit fokussiert. Mit dem Satz „Die Ausländer schmeißen das Essen einfach weg" führt ein eigentlich ganz gewöhnliches Müllentsorgen, weil deutlich gefüllte Einkaufstüten zu erkennen sind, zu einer kollektiven Empörung. Mit der Zuschreibung „die Ausländer" – Anisa wird hier als geflüchtet und arabisch, wenn nicht gar muslimisch gelesen – werden Anisa und ihre Familie als nicht als der imaginierten Stadtteilcommunity zugehörig positioniert. Es scheint ein Konsens darüber zu bestehen, dass man mit dem Finger auf geflüchtete Menschen zeigen und was über die Familie geäußert werden kann, welche Rechte sie (nicht) haben und wie ihr alltägliches Handeln zu bewerten ist. Mit Mbembe (2020: 108) lassen sich hier die alltäglichen Nanopraktiken des Rassismus erkennen, die in Aussagen wie „die von dort unten haben doch keine Ahnung" rassistische Imaginationen einer vermeintlichen Rückschrittlichkeit geflüchteter, als ‚arabisch' gelesener Menschen aufwerfen (Said 2003: 206). Sie implizieren die Zuschreibung von Unkenntnis und Erziehungsbedürftigkeit (Messerschmidt 2018: 84) darüber, wann hierzulande Lebensmittel zu entsorgen seien. Zudem wird sogleich zu wissen geglaubt, dass es sich um (nicht verdorbene) Lebensmittel von der Tafel

1 Die im Rahmen dieses Beitrags verwendeten Personennamen sind Pseudonyme

handele. Um die eigene Empörung zu plausibilieren, wird schließlich das im Alltagsdiskurs verlässlich verfügbare Argument der Steuergeldverschwendung ergriffen: Geflüchtete Menschen seien nicht in der Lage, die ihnen gewährte und zugleich (vermeintlich ausschließlich) von weißen Deutschen erarbeitete Sozialhilfe in voller Dankbarkeit anzunehmen – so das Narrativ.[2]

Dieses Ereignis alarmierte und lähmte die Quartiersmanagerin zugleich. Welches Handeln ist angebracht, um der koordinierenden Funktion im Stadtteil und der Rolle als Vermittlerin zwischen Menschen unterschiedlichen Alters und heterogener Herkünfte gerecht zu werden?

> *Zunächst verbleibe ich handlungsunfähig. Mittlerweile fotografieren drei ältere Frauen das Innere der Mülltonne, was meinen innerlichen Aufruhr, aber auch meine Lähmung verstärkt. Am nächsten Tag treffe ich die Eltern von Anisa Karim, Mahmud Karim und Farisa Bari, und spreche sie auf die vermeintlich „weggeworfenen Lebensmittel" an. Sie erzählen mir, dass es gestern sehr heiß war. Es war das erste Mal, dass sie bei der Tafel waren. Sie mussten sehr lange laufen, weil die Bustickets so teuer sind. Die Lebensmittel wurden in der Essensausgabe ohne Erklärung in große Plastiktüten verpackt. Zu Hause angekommen, waren sie teilweise bereits vergoren. In den Tüten roch es bereits vergammelt. Sie hatten Bedenken, einige dieser Lebensmittel noch zu essen, sodass sie das Gute aussortierten und den Rest wegwarfen. Meine Hilflosigkeit und meinen Ärger über den Ausgang des Singgruppenachmittages spreche ich am darauffolgenden Tag im professionellen Team an. Meine Kolleginnen erscheinen jedoch weniger alarmiert. Sie schlagen vor, besser mit der syrischen Familie zu arbeiten und ihnen zu erklären, wie sie die Lebensmittel verwenden sollen.* (Prot_20_08a_49–60)

Der sich anschließende Austausch im Kollegium verdeutlicht, dass eine rassismuskritische Sensibilität in der professionellen Sozialen Arbeit, sowohl auf organisationaler, teambezogener als auch auf individueller Ebene, (noch) nicht selbstverständlich ist. Im Gegenteil lassen die Reaktionen der Kolleginnen erkennen, dass auch sie einer Überlegenheitshaltung folgen, indem sie die syrische Familie als Problem identifizieren. Da sie das Gespräch mit der geflüchteten Familie und nicht mit den älteren Menschen suchen wollen, schließen sie an die gleichen Rückschrittlichkeitsphantasmen und Anpassungserwartungen an, die bereits zuvor von den Singgruppenmitgliedern (re-)produziert wurden. Bereits die Tatsache, dass die Protagonistin zuerst die syrische Familie anspricht und nicht etwa

2 Dass derlei alltagsrassistische Praktiken und Rückschrittlichkeitsphantasmen, die von älteren Menschen ausgehen (können), keinen Einzelfall abbilden, veranschaulichen weitere Forschungsarbeiten, die im Bundesland Sachsen durchgeführt wurden (Ritter 2024, Ritter/Jänsch 2024).

als Erstes Empörung über das Verhalten der älteren Menschen äußert, verschiebt die Verantwortlichkeit. Die Verantwortung für ein gelingendes Zusammenleben wird einmal mehr den Neuzugewanderten zugewiesen, wodurch das sozialarbeiterische Angebot Alltagsrassismen verfestigt.

Diese empirischen Beispiele verdeutlichen zum einen, dass in den Kontexten des Alter(n)s Rassismen unreflektiert zirkulieren und sich Adressat*innen Sozialer Arbeit konsequenzlos und normalisiert (alltags-)rassistisch in (Quartiers-) Räumen, die wesentlich durch eine sich als menschenrechtsorientiert verstehende Profession gerahmt und vorgehalten werden, äußern (können). Die Soziale Arbeit verzeichnet gegenüber ihrem professionellen Mandat eine Schwäche – was sich an Gefühlen von Handlungsunfähigkeit auf Seiten der reflektierenden Sozialarbeiterin und (Re-)Produktion von Rassismen durch das Team zeigt.

Der hier ersichtliche Mangel an rassismuskritischer Sensibilität, professionsbezogener Handlungskompetenz und Handlungskonzepten kann sich auch außerhalb der direkten Interaktion mit den Adressat*innen fortsetzen. Zu diesem Außen, dem erweiterten professionellen Kontext, zählen wir beispielsweise die vielfältigen Kooperationspartner*innen Sozialer Arbeit, die ein breites Netzwerk sozialer Unterstützungsstrukturen aufspannen. Dass und wie sich Soziale Arbeit auch im Rahmen von Kooperationen und Netzwerkarbeit in rassistische Praktiken verstrickt, soll die nachfolgende Feldnotiz veranschaulichen, die ein Beratungsangebot für den 21-jährigen Djamal Al-Masri aus Syrien thematisiert. Djamal Al-Masri wandte sich an die Quartiersarbeiterin mit der Bitte, ihn auf der Suche nach einem Praktikumsplatz im Bereich Altenpflege zu unterstützen und als Vermittlungsperson mit ihm zu einzelnen Pflegeinrichtungen Kontakt aufzunehmen:

> *Am nächsten Tag rufe ich bei verschiedenen Pflegeeinrichtungen an und frage nach einem Praktikumsplatz. In allen Telefonaten werde ich zuerst mit der direkten Nachfrage konfrontiert, für „wen denn der Platz sei". Nachdem ich sodann kurz von Djamal Al-Masri berichte, wird mir wiederkehrend zu verstehen gegeben, dass keine Praktikumsplätze zu vergeben sind. Ich fühlte mich abgewiesen.* (prot_mk_215)

Auch wenn in diesen Situationen unklar verbleibt, ob tatsächlich keine freien Praktikumsplätze zur Verfügung standen, hinterlassen solche Erlebnisse eine gewisse Beklemmung. Es drängt sich die Frage auf, ob vielleicht doch Praktikumsplätze frei gewesen wären, wenn es sich um eine*n weiß und deutsch positionierte*n Interessierte*n gehandelt hätte. Die aufkommenden Gefühle, abgewiesen worden zu sein, stützen ein solches Unbehagen. Schließlich wurde als Erstes gefragt, *für wen denn der Platz sei*. Eine Annahme, dass es hätte Möglichkeiten geben können, jedoch nicht für einen syrischen jungen Mann, ist also nicht unbegründet.

Vor dem Hintergrund dieser ernüchternden Erfahrungswerte änderte ich meine Strategie. Ich versprach mir nun mehr Erfolg durch bestehende Beziehungen. In diesem Sinne telefonierte ich mit einer mir bekannten Altenpflegeheimleitung, mit der ich vorher bereits produktiv zusammengearbeitet hatte. Bemerkenswerterweise erzählte diese mir sogleich, dass ihr Konzept vorsehe, bevorzugt jüngere Menschen für Praktika und Ausbildung einzustellen. Auch wenn ich diese Ausrichtung älteren Pflegenden gegenüber als diskriminierend empfand, mutete diese doch an, mein Anliegen gerade zu befördern. So erzählte ich von Djamal Al-Masris Wunsch, ein Praktikum in der Altenpflege zu absolvieren und eine Pflegeausbildung anschließen zu wollen, dass er erst Anfang 20 sei und seit drei Jahren in Deutschland wohne, was ja ganz besonders gut passen würde. Meine Ausführungen führten jedoch nicht zu dem von mir erhofften Interesse. Die Leitungsperson betonte plötzlich, dass die Einrichtung sehr ländlich liege und nur sehr schlecht zu erreichen sei. Die Einrichtung sei demzufolge für Djamal Al-Masri nicht relevant. Daraufhin bemühte ich mich zu erklären, dass er einen Führerschein und ein Auto habe, sodass die Anbindung keine Schwierigkeit darstellen werde. Etwas ungehalten fragte dann die Einrichtungsleitung, wie denn Djamal Al-Masri als Geflüchteter, der erst wenige Jahre in Deutschland lebe, zu einem Führerschein und Auto käme. Obgleich ich diese Aussagen als übergriffig empfand, argumentierte ich mit seinem steten Bemühen um Arbeit, mit Ersparnissen und Unabhängigkeit. So versuchte ich das Gespräch aufrecht zu erhalten; von einem Interesse an seiner Bewerbung konnte ich die Einrichtungsleitung aber nicht mehr überzeugen. (prot_mk_215)

An dieser Beobachtungssequenz ist Folgendes festzustellen: Obwohl die Einrichtungsleitung explizit junge Menschen einstellen möchte, ist Djamal Al-Masri nicht adressiert. Seine mögliche Anstellung scheint Unbehagen auszulösen, was erklären könnte, warum die Einrichtungsleitung recht plötzlich mit dem ländlichen Raum als Ausschlusskriterium argumentiert. Als das von Seiten der Sozialarbeiterin mit dem Hinweis auf die Mobilität von Djamal Al-Masri entkräftet wird, öffnen sich die Türen dennoch nicht. Im Gegenteil, die Einrichtungsleitung zeigt sich gegenüber den erarbeiteten – vermeintlichen – Privilegien (Führerschein und eigenes Auto) brüskiert. Hier wird zum einen eine ähnlich hegemoniale Attitüde deutlich, wie sie auch die oben angesprochenen Singgruppenmitglieder zum Ausdruck bringen. Bestimmte Formen sozialer Teilhabe, Privilegien und nicht zuletzt finanzielle Ressourcen spricht die Mehrheitsgesellschaft bestimmten Personengruppen ab. Zum anderen wird das eigentliche Anliegen, die grundlegende Frage, ob ein Praktikumsplatz verfügbar sei, de-thematisiert. Das rassistische Begehren eröffnet einen neuen Schauplatz (Vereinbarkeit zwischen ‚Geflüchteten-Status' mit Führerschein und Kfz-Besitz), der zwar in der Sache irrelevant ist, auf den sich aber doch die Aufmerksamkeit richtet. Der Sozia-

len Arbeit gelingt es hier nicht, sich widerständig zu verhalten und die eigenen aufkommenden Gefühle von Unbehagen und Übergriffigkeit offen zu thematisieren. Stattdessen verbleibt das rassistische Narrativ ungebrochen und unkritisiert, indem die Sozialarbeiterin eine Rechtfertigungshaltung einnimmt und sich gezwungen sieht, den hier de-normalisierten Wohlstand geflüchteter oder als arabisch-muslimisch gelesener Menschen zu erklären.

> *Schließlich fügte die Leitung an, dass es ihr sehr leidtue, sie aber in ihrer Einrichtung sehr darauf achten, möglichst wenige Menschen zu beschäftigen, die „offensichtlich aus anderen Nationen" kommen. Ein nicht-deutsches Aussehen und Akzente bzw. sprachliche Ungenauigkeiten würden sofort auf einen anderen Kulturkreis verweisen, was die älteren Menschen, die im Zentrum der Arbeit stehen, zu sehr irritieren und verstören würde. Als Hausleitung versuche sie es zu vermeiden, dies älteren Menschen zu zumuten.* (prot_mk_215)

Im weiteren Gesprächsverlauf gibt nun die Einrichtungsleitung zu erkennen, was weitere oder eigentliche Gründe ihres Unbehagens gegenüber einer Zusammenarbeit mit Djamal Al-Masri sind. Möglicherweise als Vorwand für eigene Ängste, argumentiert sie mit einer vermeintlichen Nicht-Akzeptanz bzw. einem nicht tragbaren Störungserleben für ältere Menschen durch einen Mitarbeitenden wie Djamal Al-Masri (siehe auch van Dijk 1992: 91, der eine solche Argumentation als Leugnungshinweis für eine eigene rassistisch konnotierte Ablehnung identifiziert). Da sich die Leitung primär diesen verpflichtet fühlt, scheint ihr eine Ablehnung von Djamal Al-Masri nicht wegen mangelnder Kompetenz, Interesse etc., sondern aufgrund von Herkunft, Aussehen, Sprache und Kultur allzu plausibel. Der bereits oben thematisierte „Rassismus ohne Rassen" (Balibar 2017), der Kulturrassismus, und seine Wirkung lässt hier die mögliche Zusammenarbeit zum Problem werden. Ein Bedürfnis nach kultureller Homogenität, nach Abgrenzung von bestimmten Menschengruppen, wird als vermeintliche Schutzmaßnahme der älteren Bewohner*innen gerechtfertigt. Ob intendiert oder nicht, nutzt die Einrichtungsleitung über diese Argumentation ihre Machtposition, um rassistischen Ausschluss zu institutionalisieren.

Zudem werden ein bemerkenswert defizitäres Altersbild und eine offen ausgesprochene Altersdiskriminierung auf Seiten der Einrichtungsleitung augenscheinlich. Per se und a priori wird den älteren Menschen nicht zugetraut, dass sie mit Menschen aus anderen Kulturen adäquat umgehen und/oder entsprechende Kompetenzen entwickeln, kurz: dazulernen können – eine Tendenz, die in den Kontexten des Alter(n)s die kritische Auseinandersetzung mit Rassismus erschwert (Ritter/Jänsch 2024, 2023).

4 Rassismuskritische Kompetenz- und Organisationsentwicklung (in) der Sozialen Arbeit

Wir haben verdeutlicht, was unter Alltagsrassismus und einer rassismuskritischen Perspektive verstanden wird und warum es notwendig ist, rassistische Strukturen und Praktiken, auch in der Sozialen Arbeit in den Kontexten des Alter(n)s, zu kritisieren. Es wurde gezeigt, wie sich diese in den Alltag der Quartiersarbeit einweben und auf verschiedenen Ebenen manifestieren. Abschließend verbleibt zu reflektieren, welche Kompetenzentwicklungen und Rahmenbedingungen in Lehre und Praxis der Sozialen Arbeit notwendig sind, um Sensibilität und Handlungsbefähigung gegenüber rassistischer Diskriminierung zu fördern und so das Zusammenleben zu verbessern. Hierfür greifen wir verschiedene Ansatzpunkte in der Quartiersarbeit heraus, die praktisch nicht voneinander zu trennen sind.

4.1 Stärkung der eigenen professionellen Handlungskompetenz und Reflexion defizitärer Altersbilder

Eine zentrale Bedingung für eine rassismuskritische Haltung und gelebte Rassismuskritik ist die Schaffung von Möglichkeiten und Räumen für kontinuierliche Weiterbildung und (Selbst)Reflexion auf Seiten der Sozialen Arbeit. Diese ermöglichen es den Professionellen – nicht nur denen in der Sozialen Alten- oder Quartiersarbeit –, ihre Verstrickung in Machtverhältnisse und die Konstruktion stereotyper Gruppen zu hinterfragen sowie eigene (De-)Privilegierungen zu reflektieren. Solche Bildungs- und Reflexionsprozesse sollten durch die Curricula der sozialarbeiterischen Ausbildung, aber auch durch die Einrichtungen selbst angeregt und etabliert werden. Um alltagsrassistische Situationen offen anzusprechen und zu reflektieren, aus welchem Erfahrungshintergrund und welcher strukturellen Positionierung gesprochen wird, ist ein langfristiger Lernprozess notwendig. Hierzu müssen Einrichtungen der Sozialen Arbeit in Fortbildungen und Supervisionen investieren. Räume für Fallreflexionen und das Thematisieren eigener Rassismuserfahrungen sind zu schaffen. Zudem sollte proaktiv darauf hingewirkt werden, dass sich die Diversität der Bewohner*innenschaft auch in der Positionierung der angestellten Sozialarbeiter*innen abbildet.

Diese professionsbezogenen Herausforderungen sind auch an die Trägerstrukturen heranzutragen. Soziale Arbeit hat sich für ein rassismuskritisches Selbstverständnis und darauf aufbauende Konzeptionen einzumischen. Zudem ist professions- und einrichtungsübergreifend zu prüfen, wie ein geteilter Erfahrungs- und Reflexionsraum geschaffen werden kann. Sozialer Arbeit sollte es auch im Rahmen ihrer Netzwerkarbeit gelingen, für rassismuskritische Haltungen zu sensibilisieren.

Darüber hinaus ist die Reflexion potenziell wirkmächtiger defizitärer Altersbilder anzustoßen, die älteren Menschen die Lernbereitschaft und Auseinander-

setzung mit Alltagsrassismus absprechen und Marginalisierungen befördern. In den analysierten Situationen wurde das alternde Subjekt – entgegen dem Auftrag der hier vorgestellten Quartiersarbeit – in einem selbstbestimmten Alterungsprozess und seiner *agency* gerade nicht gefördert.

4.2 Stärkung der professionellen Handlungskompetenz mit Perspektive auf die etablierten Adressat*innen

Wenn Soziale Arbeit eine rassismuskritische Haltung als Selbstverständnis etablieren möchte, muss auch der Fokus auf die etablierten, hier: die weiß und deutsch positionierten, Adressat*innen der Sozialen (Quartiers-)Arbeit gerichtet werden. Bildungs- und Reflexionsaufträge müssen auch ältere Menschen mit einschließen. Kritisch-reflexive Auseinandersetzungen mit normalisierten Repräsentationen zu Flucht und Migration, beispielsweise über die Analyse medialer Darstellungen, können unterstützen, sich dem tendenziell unliebsamen Thema „Rassismus“ zu nähern.

Im Rahmen solcher Lern- und Reflexionsarrangements sind Erfahrungen von und mit Rassismus durch Soziale Arbeit angemessen zu thematisieren; es gilt, achtsam zu sein, Rassismus nicht (unnötig) zu (re-)produzieren und Gesprächsführungskompetenzen zu entwickeln, die zur Reflexion der Wirkmechanismen rassistischer Ausgrenzungen anregen. Dabei steht die Soziale Arbeit stets in der Verantwortung, sich unmissverständlich als menschenrechtsorientierte Profession zu positionieren (vgl. Staub-Bernasconi 2018; DBSH 2014) und gleichzeitig Moralisierungen zu vermeiden, die den Diskursraum schließen könnten. Hierbei kann es von Bedeutung sein, dass sich alle Teilnehmenden als Lernende und als Menschen, die auch Fehler machen, verstehen dürfen – ohne zu suggerieren, dass jegliche Aussagen oder Handlungen konsequenzenfrei akzeptiert werden. Verletzende Inhalte müssen als solche benannt und reflektiert werden.

Die Perspektiven der Menschen (etwa als professionelle Weiterbildner*innen, Repräsentat*innen von Migrant*innenorganisationen oder Sozialarbeiter*innen), die Rassismus selbst erleben, sollten Teil dieses Prozesses sein, jedoch sollte vermieden werden, sie vorzuführen, und ihre Ressourcen müssen respektiert werden.

Um eine inklusive Quartiersarbeit und partizipative Angebotsgestaltung für alle zu gewährleisten, sind die Perspektiven von Menschen mit Migrationserfahrung unabdingbar.

4.3 Abbau von Zugangsbarrieren und Reflexion von Hürden für Inanspruchnahme und Mitsprache

Dies bringt uns abschließend zu der Frage, ob und wie Menschen mit Migrationserfahrung (aus dem Stadtteil) die Angebote der Sozialen (Quartiers-)Arbeit wahrnehmen bzw. nutzen und ob sich Soziale Arbeit überhaupt mit Fragen wie „Welche Personengruppe erreichen wir (in der Nachbarschaft) nicht?“ beschäftigt. Welche Bemühungen erfolgen von Seiten der Sozialen Arbeit, die Menschen in ihrer Diversität zu adressieren und für eine Nutzung der Einrichtung und ihrer Angebote zu interessieren? Ein Mehr an aufsuchender bzw. zugehender Sozialer Arbeit könnte hier Wirksamkeit entfalten. Zugleich gilt es zu ergründen, wie die Räume der Sozialen (Quartiers-)Arbeit wahrgenommen werden. Als weiß und deutsch? Welche Positionierungen haben die Sozialarbeiter*innen bzw. werden ihnen zugeschrieben? Sind die marginalisierten Nachbar*innen in der Symbolik der Einrichtung sichtbar (etwa durch Mehrsprachigkeit, im Leitbild oder in Aushängen)?

Ein zielgruppenspezifisches Angebot, das Gestalten von (temporären) Schutzräumen (*safer spaces*), die eine Befreiung von Diskriminierungen versprechen, könnte eine Option bieten, Hürden der Partizipation für Menschen mit Migrationserfahrungen zu senken und ihrerseits Empowerment-Prozesse und Selbstwirksamkeitserleben anzuregen. Die Vernetzung und Bündnisse mit Migrant*innen-Organisationen sind hierfür zu stärken bzw. im Sinne einer inklusiven Quartiersarbeit aufzubauen.

Darüber hinaus empfehlen wir, in der längerfristigen Zusammenarbeit ein tatsächlich *transkategoriales Arbeiten* (Ritter/Jänsch 2025, 2023) im Stadtteil zu etablieren, also über (zunächst) separierte Zielgruppen hinausgehende Projekte zu initiieren. In diesen sollten geteilte Anliegen, Themen und Wünsche an das Quartier, Bewältigungsaufgaben oder Sport- und Freizeitvorlieben den Grund des Zusammenkommens bilden.

Literatur

Adams, Tony E./Ellis, Carolyn/Bochner, Arthur P./Ploder, Andrea/Stadlbauer, Johanna (2020): Autoethnografie in der Psychologie. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Heidelberg: Springer VS, 2., akt. u. erw. Aufl., S. 471–491.

Balibar, Étienne (2017): Gibt es einen „Neo-Rassismus“? In: Balibar, Étienne/Wallerstein, Immanuel (Hrsg.): Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg: Argument Verlag, S. 21–39.

DBSH – Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e. V. (2014): Kommentar zur „Global Definition of Social Work“. https://www.dbsh.de/media/dbsh-

www/down-loads/2014_DBSH_Dt_%C3%9Cbersetzung_Kommentar_Def_SozArbeit_02.pdf, [Zugriff: 21.06.2024].

DeZIM – Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (2022): Rassistische Realitäten: Wie setzt sich Deutschland mit Rassismus auseinander? Auftaktstudie zum Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitor (NaDiRa) des Deutschen Zentrums für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM). Berlin.

Essed, Philomena (1991): Understanding Everyday Racism. An Interdisciplinary Theory. Newbury Park/London/New Delhi: Sage Publications.

Friese, Heidrun (2021): Rassismus als Alltagspraxis. In: Migration und Soziale Arbeit 43, 2, S. 124–130.

Hall, Stuart (2016): Rassismus als ideologischer Diskurs. In: Kimmich, Dorothee/Bergmann, Franziska/Lavorano, Stephanie (Hrsg.): Was ist Rassismus? Kritische Texte. Stuttgart: Reclam, S. 172–188.

IFSM – International Federation of Social Workers (2018): Global Social Work Statement of Ethical Principles. https://www.ifsw.org/global-social-work-statement-of-ethical-principles/ [Zugriff: 21.06.2024].

Kalpaka, Annita/Räthzel, Nora (1986): Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. Berlin: EXpress Edition.

Kricheldorff, Cornelia (2018): Aktuelle Herausforderungen für die Profession Soziale Arbeit in der Altenhilfe und im Sozialraum. In Bleck, Christian/van Rießen, Anne/Knopp, Reinhold (Hrsg.): Alter und Pflege im Sozialraum. Wiesbaden: VS, S. 113–126

Mbembe, Achille (2020): Politik der Feindschaft. Berlin: Suhrkamp.

Mecheril, Paul/Melter, Claus (2010): Gewöhnliche Unterscheidungen. Wege aus dem Rassismus. In: Mecheril, Paul/Castro Varela, Marìa do Mar/Dirim, İnci/Kalpaka, Annita/Melter, Claus (Hrsg.): Migrationspädagogik. Weinheim/Basel: Beltz, S. 150–178.

Messerschmidt, Astrid (2018): Alltagsrassismus und Rechtspopulismus. In: Gomolla, Mechtild/Kollender, Ellen/Menk, Marlene (Hrsg.): Rassismus und Rechtsextremismus in Deutschland. Figurationen und Interventionen in Gesellschaft und staatlichen Institutionen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 80–92.

Miles, Robert (1991): Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs. Hamburg: Argument Verlag.

Ritter, Monique (2020): „Also, jeden Tag ist was!“ – Oder von der getarnten Ubiquität rassistischer Ausschlusspraktiken in der Pflegeausbildung. Migration und Soziale Arbeit, 42, 3, S. 251–259.

Ritter, Monique (2022): Rassismuskritik als Auftrag Sozialer (Alten-)Arbeit? Zum Handlungsfeld der Pflege von morgen. Zeitschrift für soziale und sozialverwandte Gebiete, 7, S. 242–249.

Ritter, Monique (2024): Rassismus und Altenpflege in Ostdeutschland. Zum ‚Unbehagen' in der beruflichen Zusammenarbeit mit Migrant*innen. Bielefeld: Transcript.

Ritter, Monique/Jänsch, Marlene (2023): #Transkategorial: Rassismuskritik (in) der Sozialen Arbeit mit älteren Menschen im Stadtteil – Ein Appell aus und an die Praxis. In: Friele, Boris/Kart, Mehmet/Kergel, David/Rieger, Jens/Schomers, Bärbel/Sen, Katrin/Staats, Martin/Trotzke, Patrick (Hrsg.): Soziale Arbeit und gesellschaftliche Transformation zwischen Exklusion und Inklusion. Wiesbaden: VS, S. 149–168.

Ritter, Monique/Jänsch, Marlene (2024): Ältere Menschen und Alltagsrassismus: Empirische Perspektiven in Kontexten sozialer Altenarbeit. In: Joseph-Magwood, Abigail M./Polat, Ayça (Hrsg.): Alltagsrassismus – Herausforderung für die Praxis sozialer und pädagogischer Arbeit. Stuttgart: Kohlhammer-Verlag, S. 125–135.

Ritter, Monique/Jänsch, Marlene (2025): #Transcategorical: A Critique of Racism (in) Social Work with Older People in the Neighborhood – An Appeal from and to Practice. In: Boris Friele et al. (Hrsg.): Social Work and Social Transformation between Exclusion and Inclusion. Analyses and Perspectives. Springer, S. 139–155.

Said, Edward (2003): Orientalism. London: Penguin Books.

Scharathow, Wiebke/Melter, Claus/Leiprecht, Rudolf/Mecheril, Paul (2011): Rassismuskritik. In: Melter, Claus/Mecheril, Paul (Hrsg.): Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung. Frankfurt am Main/Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag, S. 10–12.

Staub-Bernasconi, Silvia (2009): Den Menschen vor dem Würgegriff des Menschen schützen. Menschenrechte und ihre Relevanz für Mandat, Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit. In: SozialAktuell 7/8, S. 10–14.

Staub-Bernasconi, Silvia (2018): Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Soziale Arbeit auf dem Weg zu kritischer Professionalität. Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich, 2., vollst. überarb. und akt. Auflage.

Steinfort-Diedenhofen, Julia/Vinke, Holger (2014): Fremdenfeindlichkeit im Alter: Implikationen für eine sozialraumorientierte interkulturelle Geragogik. In: REPORT – Zeitschrift für Weiterbildungsforschung 3, S. 83–95.

van Dijk, Teun A. (1992). Discourse and the denial of racism. In: *D & S – Discourse & Society* 3 (1), S. 87–118.

Zum professionellen Selbstverständnis Sozialer Arbeit in der stationären Langzeitpflege: Reflexion von Funktion und Position

Kathrin Bieler, Christian Bleck, Susanne Frewer-Graumann und Yvonne Behrens

1 Einleitung

Seit Jahren wird kritisiert, dass es der Sozialen Arbeit in Handlungsfeldern der Altenarbeit und Langzeitpflege – auch im Vergleich mit weiteren dort tätigen Berufsgruppen – nicht gelingt, ein originäres professionelles Selbstverständnis zu entwickeln (Hirt 2008: 239; Schweppe 2012: 517; Bleck/van Rießen 2022: 4). Das professionelle Selbstverständnis beschreibt, wie Fachkräfte sich selbst und ihr Handeln sowie andere Personen und deren Handeln in der beruflichen Praxis verstehen (Schmidt 2012: 121). Davon nicht trennscharf verwendet wird der Begriff der professionellen Identität, den Karges und Lehner (2005) „als das Gefühl der Zugehörigkeit zu und der Einigkeit mit einer bestimmten Berufsgruppe, das Bewusstsein des eigenen berufsspezifischen Könnens, das Wissen um die Fähigkeit zur Bewältigung berufsspezifischer Anforderungen sowie berufsbezogener perspektivischer Überlegungen“ (ebd.: 450) definieren. Obwohl beide Begriffe Überschneidungen aufweisen, betont das Selbstverständnis stärker soziale Beziehungen und das Selbstverstehen in Auseinandersetzung mit anderen (Hirschhauer 2023: 1).

In Einrichtungen der Langzeitpflege ist dieser relationale Bezug, also das professionelle Selbstverstehen in Auseinandersetzung mit anderen Berufsgruppen, aufgrund der dortigen interprofessionellen Struktur mit einer Vielzahl unterschiedlicher Berufsgruppen und der potenziellen Dominanz der Pflege für die Soziale Arbeit von besonderer Relevanz. Zugleich sollte die interprofessionelle Struktur in der Langzeitpflege intendieren, die Kompetenzen der jeweiligen Berufsgruppen „so in Einklang zu bringen, dass möglichst positive Auswirkungen für Bewohner und Personal generiert werden“ (Brandenburg/Kricheldorff 2019: 10). Dies erfordert Verständigung über die jeweilige Funktion und Position der dort Tätigen. Für das professionelle Selbstverständnis und den vorliegenden Beitrag sind diese beiden Elemente der Funktion und Position deswegen zentral, weil sie Handlungsbeschreibungen in Relation zu anderen Berufsgruppen umfassen.

Der Funktionsbereich, in dem die Profession Soziale Arbeit in der stationären Langzeitpflege angesiedelt ist, verfügt nicht über eine eindeutig festgelegte Begrifflichkeit. Er variiert zwischen Bundesländern und Trägerstrukturen. Wäh-

rend manche landesrechtlichen Regelungen sowie Leistungs- und Qualitätsvereinbarungen den Begriff „Sozialer Dienst“ (SD) enthalten, schreiben andere von der „sozialen Betreuung“ oder von „betreuenden Tätigkeiten“. Im Beitrag wird der Terminus des Sozialen Dienstes bevorzugt, der als Funktionsbereich innerhalb der stationären Langzeitpflege mit Fachkräften verschiedener sozialer Berufe besetzt sein kann, einschließlich der Profession Soziale Arbeit, und der zugleich die sogenannte soziale Betreuung als eine Aufgabe impliziert.

Seit der Existenz des SD in der stationären Langzeitpflege sind sozialpolitische Entwicklungen beobachtbar, die das professionelle Selbstverständnis Sozialer Arbeit in diesem Feld potenziell beeinträchtigen. Das beginnt spätestens mit Einführung des SGB XI (Soziale Pflegeversicherung), die mit einer ökonomisierten Ausrichtung der pflegerischen Versorgung originäre Perspektiven Sozialer Arbeit in den Hintergrund gedrängt hat (Künzel-Schön 1996), und reicht bis zu den jüngeren Novellierungen des SGB XI seit 2008, die mit der sukzessiven Einführung von zusätzlichen Betreuungskräften die Funktion und Position von Fachkräften Sozialer Arbeit anteilig relativiert haben. Für die Soziale Arbeit sind solche veränderten Rahmensetzungen gerade in einem interprofessionellen Handlungsfeld wie der stationären Langzeitpflege besonders relevant, da ihr konkreter Aufgabenbereich im Vergleich zu denen anderer Berufsgruppen oft schwerer abzugrenzen ist.

Soziale Arbeit wird häufig als „weiche“ Profession bezeichnet, da ihre Konturen weniger klar umrissen sind als die der sogenannten „harten“ Professionen (Gildemeister/Robert 1997)[1]. Im Gegensatz zu den „harten“ Professionen, wie Medizin, die auf verallgemeinertes Wissen zurückgreifen, zielt sozialarbeiterische Intervention darauf ab, den individuellen „Fall“[2] durch Interaktion in seiner Herstellungslogik zu rekonstruieren und so „bearbeitbar“ zu machen (ebd.). Daher ist es relevant zu untersuchen, wie Fachkräfte der Sozialen Arbeit ihre Funktion und Position im Sozialen Dienst der stationären Langzeitpflege unter veränderten institutionellen Rahmenbedingungen und mit einem schwer abzugrenzenden Aufgabenprofil reflektieren.

1 Die Autor*innen zählen beispielsweise Jura und Medizin zu den sogenannten harten Professionen. Ihnen ist gemein, dass Professionalisierung häufig mit Expertisierung gleichgesetzt wird und sich in der Folge aus dem generierten disziplinären Wissen „ein auf Allgemeingültigkeit zielendes […] Sonderwissen herleitet“ (Gildemeister/Robert 1997: 27), was dazu führt, dass Interaktionen überwiegend von Professionellen bestimmt (exemplarisch Sacks 1987), Adressat*innen in institutionelle Settings „eingepasst“ und bestimmte Verhaltensweisen von ihnen erwartet werden (Gildemeister/Robert 1997), bspw. von Patient*innen, Bewohner*innen etc.

2 Als „Fall“ bezeichnen Gildemeister/Robert (ebd.) eine soziale Einheit (nicht eine Person oder eine problematische Lebenslage) mit je eigener Geschichte des Gewordensein (vgl. zur tieferen Auseinandersetzung ebd.)

Der vorliegende Beitrag untersucht das professionelle Selbstverständnis mittels Sekundäranalyse von zwei qualitativen Studien. Zunächst werden historische Entwicklungslinien stationärer Langzeitpflege in Deutschland beleuchtet, die für die hier fokussierten Elemente der Funktion und Position Sozialer Arbeit relevant sind. Anschließend werden die methodische Vorgehensweise der Sekundäranalyse skizziert, ihre Ergebnisse dargestellt sowie im Hinblick auf aktuelle Bedarfe zur Stärkung der Funktion und Position Sozialer Arbeit in der Langzeitpflege diskutiert.

2 Entwicklungslinien der Sozialen Arbeit im Kontext der stationären Langzeitpflege

Altenheime entstanden erst Ende des 19. Jahrhunderts, als die sogenannten Armenhäuser in ihrer bisherigen Form aufgelöst wurden (Gnewekow 1997: 51). In den darauffolgenden Jahrzehnten differenzierten sich diese Einrichtungen in Altenwohnheime für ‚rüstige' Rentner*innen und Altenpflegeheime für alte Menschen mit Pflegebedarf aus (Bloech 2013: 36). Bis Ende der 1950er Jahre gab es für Altenhilfeeinrichtungen jedoch keine originären Wohn- oder Pflegekonzepte; ihre primäre Funktion war, alten Menschen Schlaf- und Essplätze zu bieten (Michell-Auli/Sowinski 2012: 11). Soziale Bedingungen und Prozesse des Alter(n)s spielten bis zu diesem Zeitpunkt in professioneller Hinsicht noch keine Rolle.

Erst mit Entwicklung der Altenpflege und ihrer Ausbildung Ende der 1960er Jahren kam auch dem Sozialen Dienst und damit der Sozialen Arbeit in Altenwohn- und Altenpflegeeinrichtungen allmählich eine Funktion zu, die „Aufgaben der sozialen Gestaltung des Alltags, des Zusammenlebens und der Gewährleistung sozialer Integration" beinhalten sollte (Schmidt/Klie 1998: 305). Formal war die Funktion der Sozialen Arbeit jedoch nicht verankert. Das 1974 erstmals in Kraft getretene Heimgesetz sowie die Heimmindestbauverordnung (1978) sicherten primär die pflegerische Versorgung der Bewohner*innen und legten den Fokus größtenteils auf formale und bauliche Anforderungen. Konturen zur strukturellen und konzeptionellen Positionierung der Sozialen Arbeit waren demnach weder in der beruflichen Praxis zu erkennen noch wurden sie in der wissenschaftlichen Literatur diskutiert.

In der Breite wurden der Soziale Dienst als eigener Funktionsbereich und Stellen für Fachkräfte Sozialer Arbeit aber erst eingerichtet, als sich ab Ende der 1970er Jahre ein Paradigmenwechsel in der Altenpflege vollzog (Steiner 1998: 344). Die an der Krankenpflege orientierten Konzepte wurden von Grundsätzen einer ganzheitlichen und aktivierenden Pflege abgelöst. Das „Heim" wurde nicht mehr als reine Versorgungseinrichtung, sondern als Lebensort betrachtet. So lag der Fokus potenziell stärker auf dem handelnden Subjekt und seiner Lebenswelt. Obwohl Abhängigkeiten seitens der Bewohner*innen bestanden, sollten ihre Autonomie und Selbstbestimmung fokussiert werden (Bloech

2013: 45). Damit wurde auch Soziale Arbeit als eine relevante Berufsgruppe stärker diskutiert. Dies spiegelte sich in der wissenschaftlichen Literatur, in der zunehmend die Funktion und Position Sozialer Arbeit thematisiert wurde (z. B. Baumanns 1980; Frischling 1984). So wurde ihr in den frühen 1980er Jahren ausdrücklich die Funktion einer „gemeinwesenorientierten Sozialarbeit" zugeschrieben, die zur Öffnung der Heime beitragen sollte (Hummel 1982). Zugleich war aber weiterhin eine Dominanz des medizinisch-pflegerischen Paradigmas zu konstatieren, neben dem Konzepte und Aufgabenbereiche der Sozialen Arbeit eine Randstellung einnahmen (Schweppe 2012: 515). Vor diesem Hintergrund formulierte die „Arbeitsgruppe Sozialarbeit in der Stationären Altenhilfe" 1989 explizit Argumente für die Ausgestaltung und Absicherung von Sozialer Arbeit in der stationären Altenhilfe.

Formal wurden Sozialarbeiter*innen (zusammen mit anderen sozialen und therapeutischen Berufen) erst seit den 1990er Jahren in vielen Heimgesetzen der Länder funktional aufgenommen – in NRW etwa 1990 im Heimgesetz unter dem Begriff des sogenannten „gruppenübergreifenden Dienstes". In der Wissenschaft wurde weiterhin reflektiert, welche spezifischen Funktionen die Soziale Arbeit in der stationären Langzeitpflege hat. Hammer (1995, zit. nach Schweppe 2012: 515) etwa verortet die besonderen Kompetenzen Sozialer Arbeit an den Schnittstellen von Vergangenheit und Gegenwart (Identitätserhalt), Individuum und Gesellschaft (Milieugestaltung/Organisationsentwicklung) sowie Institution und Umfeld (Öffnung der Institution/Gemeinwesenarbeit).

Mitte der 1990er Jahre gerieten die Funktion und Position der Sozialen Arbeit jedoch durch veränderte Rahmensetzungen grundlegend ins Wanken. Mit Einführung der Pflegeversicherung (SGB XI) 1995 wurden primär die Leitprinzipien Rationalisierung und Rationierung etabliert (Schmidt/Klie 1998: 307). Auch wenn im Jahr 1996 die Aufgabe der „Sozialen Betreuung" im SGB XI nachträglich als Leistungsbereich eingeführt wurde, führten die grundlegenden Veränderungen der Pflegefinanzierung und -landschaft dazu, dass der SD und damit auch die Berufsgruppe der Sozialen Arbeit „als eigenständiger Funktionsbereich in Frage gestellt wurden" (Erlemeier/Kühn 2006: 91). In der Wissenschaft wurde der Konflikt zwischen den Ausrichtungen der Pflegeversicherung und der Funktion Sozialer Arbeit ausdrücklich diskutiert, wie dies exemplarisch am Beitragstitel: „Sozialarbeit – trotz Pflegeversicherung. Profile und Perspektiven sozialer Arbeit mit älteren Menschen" von Künzel-Schön (1996) zum Ausdruck kommt. In der beruflichen Praxis führten diese veränderten Vorzeichen aber auch dazu, dass das professionelle Selbstverständnis einiger Sozialarbeiter*innen sich in den Bereich des betriebswirtschaftlichen Managements bewegte (Schmidt/Klie 1998: 308).

Im Jahr 2008 wurde durch das Pflegeweiterentwicklungsgesetz eine neue Form von Betreuungsleistungen implementiert, indem Stellen für zusätzliche Betreuung geschaffen wurden, für die keine Ausbildung, sondern ein Fortbildungskurs von 160 Stunden vorausgesetzt wird (GKV-Spitzenverband 2022). Die Position der Fachkräfte Sozialer Arbeit bleibt seitdem unverändert offen bis

prekär. So werden heute zusätzliche Betreuungskräfte strukturell und fachlich oft dem SD zugeordnet, für die er Leitungsaufgaben bei gleichbleibendem Personalschlüssel übernimmt. Gleichzeitig unterstehen die Betreuungskräfte weisungsrechtlich der Pflegedienstleitung gemäß der Betreuungskräfterichtlinie (ebd.).

Darüber hinaus hat sich eine veränderte Bewohner*innenstruktur auf die Funktion des SD ausgewirkt, indem etwa Aufgaben der Sterbebegleitung an Bedeutung gewinnen. Und schließlich stellt sich mit der über die jüngere Pflegegesetzgebung eingeführten Personalbemessung (Rothgang et al. 2020) erneut und verschärft die Frage nach der Position und Funktion von Fachkräften Sozialer Arbeit in der stationären Langzeitpflege, weil sie eine Neuverhandlung der Aufgabenbereiche der unterschiedlichen Personalgruppen notwendig macht und inhaltlich bislang auf die Pflege fokussiert ist.

3 Methodik

Methodisch basiert der Beitrag auf einer qualitativen Sekundäranalyse, für die die qualitativen Daten aus zwei Primärstudien im Sinne der *supra analysis* mit einer neuen, über den Fokus der ursprünglichen Untersuchungen hinausgehenden Forschungsfragen konfrontiert werden (Richter/Mojescik 2021: 4). Die Forschungsfrage „Wie beschreiben Fachkräfte Sozialer Arbeit ihr professionelles Selbstverständnis mit Fokus auf ihre Funktion und Position als Mitarbeitende des SD in der stationären Langzeitpflege?“ wird mithilfe von Interviewdaten der folgenden beiden Studien beantwortet:

a) *„Qualitätsanalyse: Aufgaben und Abläufe des SD in der stationären Altenhilfe – veränderte Anforderungen und Bedeutung des Selbstverständnisses“:* Zwischen 2018 und 2020 wurden in acht Langzeitpflegeeinrichtungen Expert*inneninterviews mit Leitungskräften des SD, die alle über einen Studienabschluss in Sozialer Arbeit verfügten, geführt. Diese wurden mit der zusammenfassenden Inhaltsanalyse ausgewertet. Ziel war es, auf der einen Seite die Situation und Qualität des SD in den einzelnen Einrichtungen zu erfassen und auf der anderen Seite ein Profil und damit verbunden ein Selbstverständnis Sozialer Arbeit in der Langezeitpflege in den Blick zu nehmen.
b) *„Gegenwart und Zukunft des SD in der stationären Altenhilfe. Eine qualitative Analyse von Aufgaben und Kompetenzen angesichts sozialer und sozialpolitischer Transformationen“:* Im Jahr 2023 wurden drei Fokusgruppen und fünf Einzelinterviews als Expert*inneninterviews mit Mitarbeitenden des SD von Langzeitpflegeeinrichtungen unterschiedlicher Träger geführt, die wiederum mehrheitlich (72 %) einen Studienabschluss der Sozialen Arbeit hatten.[3]

3 Im Rahmen der Sekundäranalyse wurde auf die Aussagen der Fachkräfte Sozialer Arbeit fokussiert.

Die explorative Studie wurde strukturierend inhaltsanalytisch ausgewertet. Sie zielte auf Aufgaben sowie Kompetenzen des SD in der stationären Langzeitpflege und beleuchtete diese vor dem Hintergrund in diesem Handlungskontext wirkender sozialer und sozialpolitischer Transformationsprozesse.

Orientiert an der Forschungsfrage wurde das Interviewmaterial aus den oben genannten Studien über eine qualitative Inhaltsanalyse anhand der Technik der Strukturierung nach Mayring (2022: 96) ausgewertet. Im Rahmen der deduktiven Kategorienbildung erfolgte eine Aufschlüsselung der Frage nach dem professionellen Selbstverständnis in die folgenden drei Hauptkategorien, die sich auf die eingangs benannte begriffliche Rahmung zum professionellen Selbstverständnis beziehen und die Reflexion der Funktion und Position sowie – in ergänzender Perspektive – die Reflexion von Alleinstellungsmerkmalen des SD als Funktionsbereich in der stationären Langzeitpflege fokussieren:

1. *Reflexion zur Funktion:* Aussagen, in denen Aufgaben des SD aus Sicht Sozialer Arbeit reflektiert werden
2. *Reflexion zur Position:* Aussagen, in denen die Einbindung des SD aus Sicht Sozialer Arbeit reflektiert wird
3. *Reflexion zu Alleinstellungsmerkmalen:* Aussagen, die sich auf Situationen, Entwicklungen, Voraussetzungen etc. beziehen, die ohne einen SD aus Sicht Sozialer Arbeit anders wären.

4 Ergebnisse

Im Folgenden werden Ergebnisse der qualitativen Sekundäranalyse, orientiert an den drei Hauptkategorien, wiedergegeben. Ausgangspunkte der Betrachtung waren also Reflexionen von Funktion, Position und Alleinstellungsmerkmalen des SD in der stationären Langzeitpflege aus Sicht von Fachkräften Sozialer Arbeit.

4.1 Reflexionen zur Funktion

Bezogen auf das professionelle Handeln mit Bewohner*innen ist zunächst festzustellen, dass die Funktion des SD mit *Werteorientierungen* gerahmt wird. Hier werden somit weniger einzelne Aufgaben in funktionaler Hinsicht reflektiert als vielmehr ihre grundlegende normative Ausrichtung: „Eine zentrale Aufgabe besteht darin, die Würde jedes Bewohners zu wahren […]“ (IP2). In inhaltlicher Nähe hierzu wird einerseits auf die Bedeutung von individualisiertem Handeln (IP2) abgehoben, bei dem es letztendlich darum gehe, „diversitätssensibel zu sein“ (GD2), mit „Wertschätzung“ (GD1) sowie „Toleranz, Akzeptanz“ (E1) allen zu begegnen. Andererseits wird die Relevanz menschenrechtlich begrün-

deter Werte betont, wenn hervorgehoben wird, dass die „Menschenwürde […] immer an oberster Stelle stehen" (GD3) sollte oder dass es wichtig ist, „erstmal grundsätzlich menschenfreundlich" (E5) zu sein und „gleichberechtigt" (GD3) zu agieren. Ferner werden mehrfach Verbindungen zu Handlungsprinzipien wie „Ressourcenorientierung" (GD2) und Autonomieförderung benannt: „was der Mensch selber kann, das tut er auch selber. Auch wenn es länger dauert, auch wenn es vielleicht nicht so schön ist" (GD1). Zudem lassen sich Bezüge zu stellvertretendem Deuten und anwaltschaftlichem Handeln der Fachkräfte finden, wenn sie äußern, eine „Stimme" für diejenigen zu sein, „die keine Stimme mehr haben" (GD3). In einem Interview werden diese Ausrichtungen im professionellen Handeln auch mit einem Handlungskonzept Sozialer Arbeit verbunden. So wird „Empowerment" als „originäre sozialarbeiterische Denkweise/Theorie, die uns sehr vertraut ist und uns vielleicht dann auch ein bisschen von der Pflege abhebt" (GD2) betont.

In der konkreten Ausführung der Funktion kommt die für Soziale Arbeit charakteristische *Allzuständigkeit* zum Ausdruck, wenn sich die Interviewten als „Ansprechpartner […] für ganz viele Belange für Mitarbeiter oder für alles" betrachten. Mehrfach wird hierfür die Umschreibung „Mädchen für alles" (GD1) verwendet.

Dies kann zu einem *diffusen Aufgabenprofil* und Zuständigkeitsfragen bei Fachkräften Sozialer Arbeit in den Einrichtungen führen, auch weil demgegenüber die Aufgabenbereiche der Pflege klarer definiert zu sein scheinen:

> „ist halt nicht so klar definiert, immer für den Sozialdienst und da kann es auch passieren […] dass man sich […] ganz verlieren kann, in dem, wo man für zuständig ist und auch nicht zuständig […] ich denke, da ist die Pflege nochmal klarer definiert als der Sozialdienst, was die Aufgabenbereiche angeht" (GD2).

Fragen der Zuständigkeit stellen sich auch *innerhalb des sogenannten SD* zwischen den Fachkräften und den zusätzlichen Betreuungskräften:

> „In vielen Bereichen lässt sich die Unterscheidung so wirklich nicht treffen. Das sind einzelne Dinge, dass man sagt, gut, wir übernehmen zum Beispiel diese Amtsgerichtsgeschichten, das machen nur wir […] ich könnt mir auch fast vorstellen, dass das hausintern ist […] also nur wir drei organisieren schon die übergreifenden Angebote […] Da ja, sind wir im Prinzip die Organisatoren" (GD2).

Trotz mangelnder Trennschärfe in einigen Aufgabenbereichen ist eine grundlegende Veränderung der Funktion erkennbar, die sich von *einer Betreuungs- zu Leitungs- und Koordinationsfunktionen* entwickelt hat:

> „Hat sich massiv geändert, […] da habe ich die Arbeit gemacht, die jetzt Betreuungskräfte machen. […] bin eben jetzt Leitung SD. Und eben jetzt auch für die Betreuungskräfte zuständig“ (GD3).

Diese Verlagerung wird auch als *Professionalisierungstendenz* betrachtet:

> „Der Fokus liegt tatsächlich stärker auf […] den sozialpädagogisch, sozialarbeiterisch, fachlichen Tätigkeiten, was halt auch weniger dann der unmittelbare Kontakt zu den Bewohnenden ist, sondern eher die Koordination, Steuerung und Beratung, Begleitung und Personalentwicklung […] Also, schon eine klare Professionalisierung“ (GD2).

Zugleich wird kritisiert, dass für diese gravierende Veränderung in der Funktion *keine Fortbildungen* angeboten werden*:* „Es gibt für den Bereich kaum Fortbildungen. Wenn ich mir die Fortbildungsinstitute, die Angebote da ansehe, es ist alles Pflege, Pflege, Pflege […] also es gibt da wirklich wenig. Also ich weiß noch, als ich die Leitungsposition übernehmen sollte, da habe ich gesagt, ‚Kann ich mich denn jetzt irgendwie fortbilden?‘ […] ich habe von Personalführung keine Ahnung, ich habe keine betriebswirtschaftlichen Kenntnisse. Das haben wir im Studium ja überhaupt nicht vermittelt bekommen“ (E5).

4.2 Reflexion zur Position

Die Reflexion der Position – im Sinne der strukturellen Einbindung – des SD innerhalb der stationären Langzeitpflege stellt das professionelle Selbstverständnis der Fachkräfte Sozialer Arbeit in das Gesamtgefüge der Einrichtung.

Dem SD kommt dabei eine facettenreiche und zentrale Rolle zu. Er agiert als flexibles Team, das sich dynamisch den individuellen Bedürfnissen der Bewohner*innen anpasst (IP1). Zusätzlich sieht der SD sich als treibende Kraft der Weiterentwicklung, indem er innovative Lösungen entwickelt und das Team zur aktiven Mitgestaltung motiviert (IP6). Die Atmosphäre im Haus wird durch den SD geprägt, er schafft eine positive Umgebung, die das Wohlbefinden der Bewohner*innen unterstützt und ihre Lebensqualität erhöht (IP7, IP8). So ist das Selbstverständnis des SD stark von der Rolle als Bindeglied zwischen Bewohner*innen, anderen Berufsgruppen und Angehörigen geprägt.

Gleichzeitig wird die Position in Relation zur Pflege als „[…] Pflege entlastende Unterstützung“ (IP5) beschrieben, was auch kritisch reflektiert wird. Die Interviewten nehmen wahr, dass der Stellenwert von Betreuung und Hauswirtschaft innerhalb der Einrichtungen im Vergleich zur Pflege als geringer wahrgenommen wird, was zu Herausforderungen führt: „Die Betreuung hat es in manchen Bereichen so schwer wie die Hauswirtschaft. Der Stellenwert in der Einrichtung liegt bei der Pflege. Betreuung und Hauswirtschaft sind die kleine-

ren Bereiche, denen dann weniger Bedeutung zukommt. Die Pflege macht viel und die Betreuung redet nur“ (IP4).

Die eigene Professionalisierung ist für die Fachkräfte ein zentrales Thema im Kontext der strukturellen Einbindung von zusätzlichen Betreuungskräften im Team. Der SD und die zusätzlichen Betreuungskräfte arbeiten eng zusammen und sehen sich als ein Team (IP4). Gleichzeitig wird betont, dass klare Abgrenzungen und Qualifikationsniveaus notwendig sind, um die Qualität der Betreuung zu gewährleisten. Es ist eine zukünftige Aufgabe, die zusätzlichen Betreuungskräfte als eigene Gruppe zu definieren und entsprechende Qualifikationsniveaus festzulegen (GD2).

Doch auch die Möglichkeit einer Deprofessionalisierung wird diskutiert, insbesondere vor dem Hintergrund von Sparmaßnahmen: „[…] man muss überall sparen, dann kann man ja auch daran sparen, denn wieviel Akademiker hat man in so einer Einrichtung. Die sind wirklich an der Hand abzuzählen und muss es dann in der, gerade in der Betreuung, Pädagogen geben […] Oder könnte man da vielleicht anders Qualifizierte. I: Also, dass man dann ganz auf Alltagsbegleiterinnen vielleicht zurückgreift, zum Beispiel, oder? E1: Ja, vielleicht. Gut, das ist ja keine Ausbildung, vielleicht jemand, der eine Ausbildung im Gesundheitswesen hat. Ja, ich weiß nicht, ob Ergotherapeuten et cetera, ja“ (E1).

4.3 Reflexion zu Alleinstellungsmerkmalen

Die Interviewten beider Studien heben in ihrer professionellen Selbstwahrnehmung *Alleinstellungsmerkmale* des SD in der stationären Langzeitpflege hervor und beziehen sich auf Situationen, Entwicklungen und Voraussetzungen, die ohne den SD anders wären.

So stehe beispielsweise die Empathie für die Bedürfnisse der Bewohner*innen im Mittelpunkt der Arbeit des SD: „Wenn es keinen SD mehr geben würde, würde die Empathie fehlen, Bedürfnisse zu erkennen und zu reagieren“ (IP1). Der SD fördere aktiv die soziale Interaktion und biete emotionale Unterstützung: „Ohne den SD würden die Bewohner, glaube ich, ganz schön einsam werden. SD ist manchmal auch der Kummerkasten und bekommt die Dinge eher mit als die Pflege“ (IP4).

Wie bereits erwähnt, ist eine zentrale Aufgabe des SD die Bereitstellung vielfältiger Angebote der Alltagsgestaltung und Teilhabeförderung, die nicht von anderen Einrichtungsbereichen geleistet wird: „Ohne SD gäbe es keine Angebote mehr. Es ist nicht die Fachlichkeit der Pflege. Dann wäre es eine Verwahranstalt, denn die Pflege hätte keine Zeit für die Angebote, vielleicht würde man versuchen, ehrenamtlich etwas zu tun, das hätte aber keine Qualität“ (IP2). Eine weitere Interviewte ergänzt: „Kein SD bedeutet Satt- und Saubervariante. Der SD gibt dem Alltag Leben. Durch den SD ist das Ganze mit Leben gefüllt“ (IP5).

Darüber hinaus spiele der SD eine zentrale Rolle bei der Integration von Angehörigen: „Auch die Angehörigenkontakte würden anders aussehen“ (IP2). Diese Integration hilft, eine Brücke zwischen dem Leben in der Einrichtung und den familiären Beziehungen aufrechtzuerhalten.

Schließlich wird der SD auch als Anlaufstelle für bereichsübergreifende Unterstützung beschrieben: „Eigentlich läuft alles über den SD und es besteht die Chance, alles in der Einrichtung zu vernetzen. Anlaufstelle für alle Bereiche in der Einrichtung“ (IP 1). Damit ist auch eine kompensatorische Funktion verbunden: „Vieles, was wir auffangen. Sogar auch, was dann im pflegerischen Bereich aus Sicht der Angehörigen vielleicht nicht ganz so rund läuft“ (E1). Eine andere Interviewte ergänzt: „Alle kommen zum SD […] Die kommen alle hoch und sie wollen die Probleme lösen […] Das hör ich halt auch immer so Flur entlang, dann fragt ein Bewohner irgendwas. ‚Gehen Sie doch mal ein paar Zimmer weiter, da ist der Soziale Dienst‘“ (GD1).

5 Diskussion

Die Interviews illustrieren, dass die unscharfen Konturen des Gegenstandbereichs Sozialer Arbeit, wie Gildemeister und Robert (1997) ihn beschreiben, auch in der Praxis von den Mitarbeitenden des SD erlebt werden. Besonders uneindeutig ist die Abgrenzung von Funktion und Position des SD gegenüber der Pflege (GD2); er wird häufig durch die Adressierung als „Mädchen für alles“ (GD1) beschrieben. Zugleich scheinen den Fachkräften professionstheoretische Einordnungen der Sozialen Arbeit zu fehlen, welche die Unschärfen in ihrer Funktion und Position als professionstypisch – z. B. Allzuständigkeit Sozialer Arbeit – fassen könnten. Daran anknüpfend lassen sich im professionellen Selbstverständnis mehrere Spannungsfelder identifizieren.

Interessant ist, dass die Mitarbeitenden des SD die Übernahme von Leitungs- und Steuerungsaufgaben durch die Koordination der zusätzlichen Betreuungskräfte und weniger Kontakte mit den Bewohner*innen als Professionalisierung beschreiben (GD2). Damit folgen sie teilweise einem Professionsparadigma, wie es eher von „harten“ Professionen genutzt wird. Gleichzeitig formulieren die Interviewten auch Aspekte, die genuin für den professionstypischen individualisierten Fallbezug Sozialer Arbeit stehen (ebd.), z. B., dass sie den Bewohner*innen mit ihrem subjektiven Eigensinn „gleichberechtigt“ (GD3), „wertschätzend“ (GD1) und „empathisch“ (IP1) begegnen. Diese dynamische Ausrichtung der Fachkräfte an den individuellen Bedürfnissen der Bewohner*innen (IP1, IP2, E1, GD1, GD2) einerseits und die institutionelle Ausrichtung am medizinisch-pflegerischen Paradigma andererseits tragen dazu bei, dass sich die Mitarbeitenden des SD in ihrem beruflichen Alltag in einem Spannungsverhältnis zwischen ihrem offeneren fallbezogenen Selbstverständnis und der engeren Logik der Institution sowie anderer Professionen wiederfinden. Aus Perspektive der

Interviewten bleibt die Position der Sozialen Arbeit in den Einrichtungen auch deswegen hinter jener der Pflege zurück, weil deren Funktion und Position klarer bestimmt sind (IP 4).

Demgegenüber wird die Relevanz der eigenen Funktion für die Bewohner*innen nicht hinterfragt. Hier entsteht ein Spannungsfeld zwischen dem Empfinden der eigenen Position im professionellen und organisationalen Gefüge der Einrichtung auf der einen und der Sicht auf die Bedeutung der eigenen Funktion bei der individuellen Begleitung der Bewohner*innen auf der anderen Seite. Wie wichtig die Funktion des SD aus Sicht der Fachkräfte Sozialer Arbeit ist, wird deutlich, wenn die Interviewten beschreiben, dass es ohne SD eine Konzentration auf die „Satt- und Saubervariante" (IP5) gäbe. Zugleich beschreiben sie ihr anwaltschaftliches Handeln im Interesse der Bewohner*innen und sich selbst als intermediäre Vermittlungsinstanz zwischen den Bewohner*innen, der Pflege und den Angehörigen. Für sie stehen dabei die Würde und Selbstbestimmung der Bewohner*innen im Vordergrund. In diesem Zusammenhang wird auch die Relevanz der Zusammenarbeit auf Basis eines gemeinsamen Pflege- und Betreuungsprozesses angedeutet. Bewertet wird diese Zusammenarbeit mit der Pflege jedoch weniger als konstruktiv und wechselseitig, sondern vielmehr als kompensatorisch und einseitig, wenn die Funktion des SD als „Pflege entlastende Unterstützung" (IP5) beschrieben wird und die Fachkräfte Aufgaben übernehmen, die in der Pflege aus Sicht von Angehörigen nicht adäquat umgesetzt werden (GD1).

Auf der Ebene des Teams des SD zeigt sich als Spannungsfeld, dass sich die Fachkräfte Sozialer Arbeit und die zusätzlichen Betreuungskräfte einerseits zwar als Team verstehen, andererseits aber in ihren Funktionen nicht klar unterschieden werden – trotz des deutlich abweichenden Qualifikationsniveaus. Auch die (Leitungs-)Position der Fachkräfte des SD gegenüber zusätzlichen Betreuungskräften scheint einrichtungsabhängig zu sein.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Alleinstellungsmerkmale des SD in Einrichtungen der Langzeitpflege den Interviewten bewusst zu sein scheinen, es ihnen aber gleichzeitig – bei unzureichenden strukturellen Voraussetzungen – schwerfällt, die Funktion und Position des SD nach innen eindeutig zu bestimmen sowie nach außen konzeptionell zu begründen.

6 Ausblick

Die geschichtliche Einordnung zu Beginn dieses Beitrags zeigt, dass seit den 1980er Jahren ein Diskurs u. a. über die Funktion und Position der Sozialen Arbeit im Kontext der Langzeitpflege existiert. Dabei haben politische Rahmensetzungen wie die Einführung der Pflegversicherung nicht nur zu Veränderungen, sondern auch dazu geführt haben, diese in Frage zu stellen. Die dargestellten Ergebnisse zeigen, dass die Bedingungen, unter denen Soziale Arbeit in diesem Kontext tätig ist, weiterhin als prekär einzuschätzen sind, da es dem Funktionsbereich des

SD und der Profession Soziale Arbeit an strukturellen Einbindungen auf verschiedenen Ebenen zu mangeln scheint. Offenbar führen die unzureichenden rechtlichen Regelungen in der Pflegeversicherung und in den Heimgesetzen zu heterogenen Positionierungen der Fachkräfte in Bezug auf die Funktion des SD in der stationären Langzeitpflege auf Einrichtungsebene. Dabei besteht ein problematisches Spannungsfeld zwischen individualisiertem Fallbezug und institutionellen Restriktionen bei diffuser Funktionsbestimmung und schwacher Position des SD – insbesondere in Relation zur Pflege. Zugleich führen unzureichende Regelungen zu Unsicherheiten innerhalb von Teams, weil die Position von Fachkräften des Sozialen Dienstes gegenüber zusätzlichen Betreuungskräften ungeklärt ist. Es ist davon auszugehen, dass sich diese Situation unter der neuen Personalbemessung noch verschärft, da diese eine Neuverhandlung der Aufgaben der unterschiedlichen Einrichtungsbereiche in der stationären Langzeitpflege erfordert und zugleich die Gefahr besteht, dass Aufgaben und Qualifikationen auf Anforderungen der Pflege reduziert werden. Soziale Arbeit täte daher gut daran, ihr professionelles Selbstverständnis in der Langzeitpflege insbesondere mit Blick auf ihre Funktion und Position im Rahmen der Disziplin zu schärfen und die Profession zu stärken. Für die Schärfung der Funktion bedarf es theoretisch und empirisch fundierte Ausdifferenzierungen des Aufgabenprofils der Sozialen Arbeit als zentrale Profession des Sozialen Dienstes durch die Disziplin Soziale Arbeit. Dafür gilt es u. a. zu klären, was originäre Aufgaben von Fachkräften Sozialer Arbeit und was die Aufgaben von zusätzlichen Betreuungskräften sind. Für die Stärkung der Position Sozialer Arbeit in der beruflichen Praxis sind darauf aufbauend (landes) rechtliche Regelungen zu schaffen, die Aufgabenzuordnungen auf unterschiedlichen Qualifikationsniveaus innerhalb des Sozialen Dienstes, der dann auch formal ein Team von Fachkräften und zusätzlichen Betreuungskräften bilden sollte, festhalten. Dafür wäre aber endlich ein politisches Bekenntnis zur Relevanz Sozialer Arbeit in der Langzeitpflege vonnöten, wobei ihre originären Aufgaben auch im Leistungsrecht der Pflegeversicherung Eingang finden sollten.

Literatur

Arbeitsgruppe Sozialarbeit in der Stationären Altenhilfe (1989): Soziale Arbeit in der stationären Altenhilfe: Argumente für ihre Ausgestaltung und Absicherung. Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe.

Baumanns, Ludwig (1980): Sozialarbeit im Altenheim. In: Mitteilungen zur Altenhilfe (3), S. 33–45.

Bleck, Christian/van Rießen, Anne (2022): Soziale Arbeit mit alten Menschen und ihre Grundlagen: Eine Hinführung. In: Bleck, Christian/van Rießen, Anne (Hrsg.): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden. Wiesbaden: Springer VS, S. 3–25.

Bloech, Julia (2013): Soziale Arbeit in der stationären Altenhilfe – Implementierung, Degeneration und Perspektive. Diss. Universität Bielefeld/Fakultät für Erziehungswissenschaft.

Brandenburg, Hermann/Kricheldorff, Cornelia (2019): Einleitung. In: Brandenburg, Hermann/Kricheldorff, Cornelia (Hrsg.): Multiprofessioneller Personalmix in der Langzeitpflege. Stuttgart: Kohlhammer, S. 9–20.

Erlemeier, Norbert/Kühn, Dietrich (2006): Soziale Arbeit und stationäre Altenhilfe. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der Sozialen Arbeit 37 (2), S. 90–103.

Gildemeister, Regine/Robert, Günther (1997): „Ich geh da von einem bestimmten Fall aus …". Professionalisierung und Fallbezug in der Sozialen Arbeit. In: Jakob, Gisela/Wensierski, Hans-Jürgen von (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis. Weinheim: Juventa, S. 23–38.

Gnewekow, Dirk (1997): Soziale Dienste für alte Menschen: Anmerkungen zu Ursachen, Geschichte und Funktionen der Altenhilfe. In: Arbeit und Sozialpolitik 51 (1/2), S. 45–55.

GKV-Spitzenverband (2022): Richtlinien nach § 53b SGB XI zur Qualifikation und zu den Aufgaben von zusätzlichen Betreuungskräften in stationären Pflegeeinrichtungen (Betreuungskräfte-RL) vom 19. August 2008 zuletzt geändert durch Beschluss vom 21.Oktober 2022. https://www.gkv-spitzenverband.de/media/dokumente/pflegeversicherung/beratung_und_betreuung/betreuungskraefte/20221121_Richtlinien_nach_53b_SGB_XI_Betreuungskraefte-RL_nach_Genehmigung_BMG.pdf [Zugriff: 07.07.2024].

Frischling, Frieda (1984): Soziale Arbeit im Alten- und Pflegeheim. In: Altenheim 23 (9), S. 251–252.

Hirschauer, Stefan (2023): Wozu Identität? Zur Identarisierung von Selbstverständnissen. In: Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Polarisierte Welten. Verhandlungen des 41. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2022. https://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2022/article/view/1679/1828 [Zugriff: 07.07.2024].

Hirt, Rainer (2008): Soziale Arbeit in stationären Einrichtungen der Altenhilfe. In: Chassé, Karl August/Wensierski, Hans Jürgen von (Hrsg.): Praxisfelder der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. München: Juventa, 4. Auflage, S. 229–242.

Hummel, Konrad (1982): Öffnet die Altersheime! Gemeinwesenorientierte ganzheitliche Sozialarbeit mit alten Menschen. Weinheim/Basel: Beltz.

Karges, Rosemarie/Lehner, Ilse M. (2005): Zum Berufsbild der Sozialen Arbeit: das berufliche Selbstverständnis und seine Unschärfen. In: Soziale Arbeit, 54 (12), S. 449–456. http://doi.org/10.5771/0490-1606-2005-12-449

Künzel-Schön, Marianne (1996): Sozialarbeit – trotz Pflegeversicherung. Profile und Perspektiven sozialer Arbeit mit älteren Menschen. Die Stichworte: Wirtschaftlichkeit, Kundenorientierung, Abgrenzung zu anderen Arbeitsfeldern, Förderung bürgerschaftlichen Engagements. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 143 (10), S. 280–283.

Mayring, Philipp (2022): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Weinheim/Basel: Beltz. 13., überarb. Auflage.

Michell-Auli, Peter/Sowinski, Christine (2012): Die fünfte Generation: KDA-Quartiershäuser – Ansätze zur Neuausrichtung von Alten- und Pflegeheimen. Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe.

Richter, Caroline/Mojescik, Katharine (2021): Einleitung. In: Richter, Caroline/Mojescik, Katharina (Hrsg.): Qualitative Sekundäranalysen. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–14. http://doi.org/10.1007/978-3-658-32851-1_1

Rothgang, Heinz/PeBeM-Team (2020): Entwicklung und Erprobung eines wissenschaftlich fundierten Verfahrens zur einheitlichen Bemessung des Personalbedarfs in Pflegeeinrichtungen nach qualitativen und quantitativen Maßstäben gemäß § 113c SGB XI (PeBeM). Abschlussbericht. http://doi.org/10.26092/elib/294

Sacks, Oliver (1987): Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schmidt, Carla (2021): Risiko und Vertrauen. Risikoorientierung und deren Umwandlung in strategisches Vertrauen in der Praxis der Bewährungshilfe. Wiesbaden: Springer VS. http://doi.org/10.1007/978-3-658-35385-8

Schmidt, Roland/Klie, Thomas. (1998): Neupositionierung Sozialer Arbeit mit alten Menschen? Wirkungen von Wettbewerbselementen und neuen Steuerungsmodellen auf die Gestalt einer Profession. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 31 (5). S. 304–312. http://doi.org/10.1007/s003910050051

Schmidt, Friederike (2012): Implizite Logiken des pädagogischen Blickes. Wiesbaden: Springer VS. http://doi.org/10.1007/978-3-531-18752-5_5

Schweppe, Cornelia (2012): Soziale Altenarbeit. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden: Springer VS, 4. Auflage, S. 331–348. http://doi.org/10.1007/978-3-322-91357-9_17

Steiner, Barbara. (1998). Profilierung Sozialer Arbeit in der stationären Altenhilfe. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 31(5), S. 343–347.

„Wer bin ich denn, dass ich hier den Schlüssel umdrehen kann?" – Reflexion professionstheoretischer Handlungsansätze sozialer Altenarbeit in stationären Altenhilfeeinrichtungen im Zuge der Corona-Pandemie

Yvonne Rubin

1 Einleitung

Ältere Menschen, deren Lebenslagen durch Krankheit und/oder Behinderung gekennzeichnet sind, sind häufig strukturell in den Möglichkeiten zur Gestaltung ihrer Lebensentwürfe eingeschränkt. Als Wohn- und Versorgungsmöglichkeit bleibt ihnen bei steigendem Hilfebedarf – auch heute noch – oftmals nur ein Umzug in eine stationäre Altenhilfeeinrichtung. Der Umzug in eine solche Einrichtung wird hierbei zumeist als letzte und einzige Option verstanden und erfolgt somit selten wirklich ‚freiwillig'. Zu zentral sind auch heute noch die diskursiven Elemente des ‚Abgeschoben-Werdens' und einer fremdbestimmten Lebensführung. Stationären Altenhilfeeinrichtungen haftet noch immer der Makel einer totalen Institution an, deren reglementierenden Innenwelten sich hauptsächlich am medizinischen Pflegeverständnis orientiert.

Dem stehen seit mittlerweile Jahrzehnten die Bemühungen sowohl der Einrichtungen und Träger als auch der an der Versorgung und Kontextgestaltung beteiligten Professionen gegenüber. Sie setzen der Kritik an dem Versorgungskonzept ‚stationäre Altenhilfeeinrichtung' eine Reihe von konzeptionellen Überlegungen zur Reformierung entgegen, die sich im Wesentlichen unter den Stichwörtern Lebensweltorientierung subsumieren lassen und die in der Sozialen Arbeit mit älteren Menschen in der stationären Pflege „einen wichtigen Stellenwert" (Schweppe/Horn 2022: 32). Diese Ansätze sind u. a. gekennzeichnet durch die Konzipierung eines Alltags, der sich an den Bedürfnissen der Bewohner:innen orientiert und ihnen Autonomie und Mitbestimmung zusichert. Für sie liegen die Aufgaben Sozialer Arbeit mit älteren Menschen „in einer Lebensbegleitung zur Lebensgestaltung und Lebensbewältigung, um ältere Menschen in ihren je individuellen Lebensentwürfen zu unterstützen und sie bei der Bewältigung der damit verbundenen lebenszyklischen Ambivalenzen sowie der sozialen und gesellschaftlichen Begrenzungen und Hindernisse zu unterstützen" (ebd.: 30).

Mit der Umsetzung der Corona-Maßnahmen scheint es in Bezug auf solche Ansätze ein Rollback gegeben zu haben: So wurden die Einrichtungen bspw. für An- und Zugehörige geschlossen, die Sozialkontakte der Bewohner:innen

– nicht nur nach außen, sondern auch innerhalb der Einrichtung – reglementiert und neben ihren Handlungsspielräumen wurden auch ihre Bewegungsräume eingeschränkt. Die im Zuge der Corona-Pandemie umgesetzten Regelungen haben „wesentlich dazu beigetragen, dass selbstverständliche Formen professionellen Handelns fraglich wurden“ (Engelbracht/Hünersdorf/Täubig 2023: 15). Stattdessen mussten alternative Formen erprobt werden, um unter den gegebenen – und sich kontinuierlich ändernden – Bedingungen „handlungsfähig zu bleiben“ (ebd.:16). Den Umgang der Sozialarbeiter:innen mit den Corona-Maßnahmen und das Aufzeigen der daraus resultierenden Spannungsfelder und Handlungsstrategien waren das Erkenntnisinteresse des Forschungsprojekts „Soziale Altenarbeit in stationären Altenhilfeeinrichtungen während der Corona-Pandemie“. In diesem Projekt wurden im Zeitraum von September 2020 bis April 2022 in drei Bundesländern insgesamt acht narrative, leitfadengestützte Interviews mit in der stationären Altenhilfe tätigen Sozialarbeiter:innen und eine Gruppendiskussion mit zusätzlichen Betreuungskräften durchgeführt und rekonstruktiv ausgewertet (GTM).

Im folgenden Beitrag erfolgt – unter Bezugnahme auf die Raumtheorie von Henry Lefebvre – eine sozialräumliche Analyse der kontextualisierenden Rahmenbedingungen und der hieraus resultierenden Spannungsfelder und Handlungsstrategien der Sozialarbeiter:innen. Nach einer raumtheoretischen Betrachtung der Versorgungsform ‚stationäre Altenhilfeeinrichtung‘ werden exemplarisch drei Kategorien zur Diskussion gestellt, die für das Handeln der Sozialarbeiter:innen als relevant ermittelt werden konnten. Anschließend wird die Relevanz der hier vorgestellten Ergebnisse für Soziale Arbeit mit älteren Menschen zur Diskussion gestellt.

2 Stationäre Altenpflegeeinrichtungen – raumtheoretische Zugänge

„Soziale Isolation, Vereinsamung, Multimorbidität und das Leiden unter chronischen Erkrankungen“ (Falkenroth 2009: 347) führen – so eine etwas in die Jahre gekommene, jedoch immer noch aktuelle Annahme – nach Ausschöpfung ambulanter Hilfen zur Notwendigkeit der Inanspruchnahme stationärer Versorgungskontexte für ältere Menschen. Die Arbeitsinhalte Sozialer Arbeit in diesem Bereich sind vielfältig: Sie übernimmt die Formalitäten zur Aufnahme neuer Bewohner:innen in die Einrichtung und ist darüber hinaus sowohl für die Beratung und Begleitung der Bewohner:innen als auch von deren Angehörigen zuständig sowie bspw. für die Organisation von Freizeitaktivitäten und die Gemeinwesenarbeit, verstanden als die „Öffnung des Heimes nach *außen*“ (ebd.: 349; Hervorhebung im Original). Soziale Arbeit soll das „Leben und Wohnen im Heim positiv gestalten“ (ebd.: 354) und den Bewohner:innen „ein weitgehend selbstbestimmtes Leben […] ermöglichen“ (ebd.). Diese Forderung ist bis heute aktuell. Ältere Menschen sollen – auch bei Pflegebedürftigkeit – selbstbestimmt

leben können, wenngleich das Leben in stationären Einrichtungen „immer noch regelmäßig eine nicht unerhebliche Einschränkung persönlicher Freiheiten" (Hammerschmidt/Löffler 2020: 22) bedeutet.

Dieser widersprüchliche Soll-Ist-Abgleich wurde mit den Maßnahmen zur Corona-Pandemie zunehmend relevant. Zur Rekonstruktion des Handelns der Sozialarbeiter:innen und um eine weitergehende Analyse des Kontextes ‚stationäre Altenhilfeeinrichtung' zu ermöglichen, wird im Folgenden ein raumtheoretischer Zugang gewählt. In Anlehnung an Henri Lefebvre wird eine Raumanalysefolie verwendet, in der davon ausgegangen wird, dass „der *(soziale) Raum ein (soziales) Produkt* ist" (Lefebvre 2006: 330; Hervorhebung im Original). Für die Analyse „muss die Erkenntnis diese Produktion reproduzieren und darstellen" (ebd.: 333). Hierfür legt Lefebvre eine „doppelt bestimmte und dementsprechend auch doppelt benannte" (Schmid 2003: 223) „Dreiheit" (Lefebvre 2006: 333) zugrunde: Er unterscheidet zwischen einer *räumlichen Praxis (pratique spatiale)* (1), die die Produktion und Reproduktion spezieller Orte umfasst, durch die Kontinuität und ein relativer Zusammenhalt gesichert werden. Hierfür bedarf es sowohl bestimmter Kompetenzen als auch einer bestimmten Performanz (vgl. ebd.). Die räumliche Praxis wird auch als *wahrgenommener Raum (espace perçu)* verstanden und bezieht sich auf „sinnlich wahrnehmbare Aspekte des Raumes […] auf die Materialität der ‚Elemente', die einen ‚Raum' konstituieren" (Schmid 2003: 224). Die *Raumrepräsentationen (représentations de l'espace)* (2) sieht Lefebvre als mit „den Produktionsverhältnissen verbunden, mit der ‚Ordnung', die sie durchsetzen" (Lefebvre 2006: 333). Um Räume wahrnehmen zu können, müssen sie zuvor gedanklich *konzipiert* worden sein und die Konzeption der Räume fasst Lefebvre unter diesem Punkt als *espace conçu*. Hierunter lassen sich Konstruktionen und Konzeptionen des Raumes verstehen, die auf gesellschaftlichen Konventionen fußen. Diese Konventionen werden ‚gelernt', sind aber nicht unabänderlich. Sie beruhen auf einem gesellschaftlichen Produktionsprozess, der mit Wissen und Machtstrukturen verbunden ist. Es handelt sich hierbei um eine „Darstellung, die einen Raum abbildet und definiert und damit um eine Repräsentation des Raumes" (Schmid 2003: 224), die auf der Ebene von Sprache und Diskursen entsteht. Der dritte Aspekt umfasst die *Repräsentationsräume (espaces de représentation)* (3), also die „terminologische Umkehrung" (ebd.) der Raumrepräsentationen, den *gelebten Raum (espace vécu)*. Dieser Aspekt verweist nicht auf den Raum selbst, sondern auf „etwas anderes, Drittes" (ebd.): Er rekurriert auf einen Bedeutungsprozess, auf „komplexe Symbolisierungen" (ebd.), die sich an der materiellen Symbolik festmachen. Hier werden Bedeutungen produziert, die zu einer symbolischen Ordnung führen. Diese Räume werden in der Alltagspraxis erlebt, bzw. erfahren und „sind mit der verborgenen und unterirdischen Seite des sozialen Lebens […] verbunden" (Lefebvre 2006: 333).

Mit dieser Analysefolie lässt sich der Kontext ‚stationäre Altenhilfeeinrichtung' sowohl auf unterschiedlichen Ebenen als auch aus der Perspektive unter-

schiedlicher Akteur:innen betrachten. Eine solche weitergehende Analyse des Kontexts ist in diesem Forschungsprojekt notwendig, da im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie das Handeln der Sozialarbeitenden maßgeblich auch durch gesellschaftliche Thematisierungsweisen – also Raumrepräsentationen und räumliche Praxen – beeinflusst wurde. Zudem ist für diese Analyse notwendig, ein Verständnis des Begriffs ‚Pandemie‘ zu Grunde zu legen, das diese nicht als ein unabänderliches Naturereignis versteht. Dem Begriff ‚Pandemie‘ liegt hier ein politisches Verständnis zugrunde, das gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsprozesse berücksichtigt und somit versucht, Fragen in Bezug auf die Maßnahmen in diesem Kontext theoretisch und empirisch fundiert zu beantworten.

Des Weiteren liegt diesem Beitrag die zentrale Annahme zugrunde, dass stationäre Altenhilfeeinrichtungen einen Sozialraum darstellen, der aus einer Gemengelage verschiedener politischer Interessen, gesellschaftlicher Setzungen und Akteur:innen vor Ort (z. B. Bewohner:innen, Mitarbeitende und An- und Zugehörige) produziert und reproduziert wird. Dies ist wichtig zu verdeutlichen, da mitunter der Eindruck entstehen kann, dass der Sozialraum bzw. das Gemeinwesen etwas sei, das *draußen* ist, also außerhalb der Einrichtungen stattfindet: So wird bspw. mitunter die Notwendigkeit einer Öffnung der Einrichtungen von Innen nach Außen formuliert, „um das Da-Draußen in das Innen zu holen“ (Schulz-Nieswandt 2021: 34), worunter „zum Sozialraum hin geöffnete Heime“ (ebd.) verstanden werden. Demgegenüber werden im vorliegenden Beitrag stationäre Altenhilfeeinrichtungen als Sozialräume verstanden, die von *außen* wesentlich (mit-)konstituiert werden. Hierdurch kann „Räumlichkeit als konstitutive Dimension“ (Kessl/Reutlinger 2018: 1075) Sozialer Arbeit mit älteren Menschen verstanden werden, die – wie abschließend gezeigt werden kann – eine zentrale Rolle bei der Ausgestaltung von Bildungsräumen spielt.[1]

3 Handlungsleitende Aspekte der Sozialarbeiter:innen – sozialräumliche Analysen

Im folgenden Abschnitt werden handlungsleitende Aspekte sozialarbeiterischen Tuns in stationären Altenhilfeeinrichtungen aufgezeigt. Deutlich werden hierbei Brüche und Widersprüche, die sich während der Corona-Pandemie durch den Alltag professioneller Praxis zogen. Der Fokus liegt auf den rechtlichen Vorgaben (1), mit denen stationäre Altenhilfeeinrichtungen konfrontiert wurden und Ängsten und Unsicherheiten der Sozialarbeitenden in Bezug auf das eigene sozi-

1 Sozialräumlich informierte Lesende werden an dieser Stelle zu Recht überlegen, ob es ein *außen* von Sozialräumen geben kann. Diesbezüglich sei darauf verwiesen, dass es sich bei dieser Formulierung (der Einfachheit halber) um eine analytische Trennung handelt, die empirisch wahrscheinlich nicht standhalten können wird.

alarbeiterische Handeln (2). Abschließend werden Handlungen dargestellt, die unter Verweis auf einen *ethischen Kompass* als professionelle sozialarbeiterische Handlungen diskutiert werden können (3).

(1) Rechtliche Vorgaben als Begründung für professionelles Handeln: „Es ist aber immer noch ein Bundesgesetz"[2]

Entlang bestimmter kontinuierlich veränderter Messwerte (R-Wert, Verdopplungszahl, der sogenannten Inzidenz) sahen sich die Mitarbeitenden und die Bewohner:innen stationärer Altenhilfeeinrichtungen mit unterschiedlichen sogenannten Corona-Schutzmaßnahmen konfrontiert. Zu Beginn der Corona-Pandemie im Frühjahr 2020 waren diese Maßnahmen weitgehend einheitlich: Die Einrichtungen wurden ‚geschlossen'. Das bedeutete, dass die Bewohner:innen keinen Besuch mehr empfangen durften bzw. dass Besuche in Bezug auf die Personenanzahl und/oder die Besuchsdauer nur eingeschränkt möglich waren. Nach der anfänglichen Einheitlichkeit waren diese Vorgaben im weiteren Verlauf der Pandemie abhängig von den o. g. Messwerten und Kriterien, die je nach Bundesland, Kommune, Träger und Einrichtungsleitung variierten und subjektiv angepasst und ausgelegt wurden.

Eine Erklärung der Sozialarbeitenden für ihr Handeln war der Verweis auf die jeweils geltenden rechtlichen Vorgaben. Diese wurden in allen Interviews als Begründung angeführt, insbesondere (aber nicht ausschließlich) wurden mit dieser Argumentation Besuchsverbote von An- und Zugehörigen und Verbote, die das Verlassen der Einrichtungen durch die Bewohner:innen betrafen, begründet:

> „Der erste Lockdown war ja ähm da im März, ab März. Es galt ein striktes Besucherverbot, es durfte niemand rein. Ähm keiner von Außenstehenden, nur das Personal und die Bewohner. Das ist etwas, was viele nicht wussten, die durften das Haus nicht verlassen." (Frau Lehmkuhl, Zeile 188–192).

Die verordneten Maßnahmen – hier am Beispiel des Verbots von Besuchen und des Verlassens der Einrichtung – wurden umgesetzt, die Umsetzung wurde als alternativlos interpretiert: „Da waren uns ja auch die Hände gebunden, ne?" (Frau Lehmkuhl, Zeile 483–484). Die Maßnahmen wurden umgesetzt, trafen aber nicht bei allen Bewohner:innen auf Zustimmung:

> „Es gab ein paar [Bewohner:innen], die wirklich rebellisch waren, und es gab auch zwei, drei, wo die Leute wirklich äh rausgegangen sind und die mussten dann in Quarantäne. Und die mussten wir dann in Quarantäne

2 Frau Klein, Zeile 656–657. Die Namen der Interviewpartner:innen sind pseudonymisiert.

> packen. Das heißt, die durften das Zimmer nicht mehr verlassen. *Das war vom Gesetzgeber her so vorgeschrieben.* Das mussten wir dann halt auch durchziehen … […]. Das war schon ein Problem. Äh, die eine Bewohnerin hat das dann, ja, hm, äh dann sehr zu spüren gekriegt, was das heißt 14 Tage Quarantäne und hat es dann auch nicht nochmal gemacht, ne?“ (Frau Lehmkuhl, Zeile 472–483)

Die Vorgaben der Verordnungsgeber wurden als ausschlaggebender für das Handeln erachtet als der zum Teil massive Widerstand der Bewohner:innen. Raumtheoretisch betrachtet, lässt sich hieran eine *räumliche Praxis* aufzeigen, in der die beteiligten Akteur:innen in einer „dialektischen Interaktion“ (Lefebvre 2006: 335) sowohl den Raum setzen als auch ihn „gleichzeitig voraussetzen“ (ebd.). Aus diesen Handlungen – sowohl derjenigen, die die Maßnahmen angeordnet, als auch derjenigen, die sie umgesetzt bzw. nicht umgesetzt haben – lassen sich bestimmte Annahmen herauslesen, die den Handlungen raumkonstituierend und/oder voraussetzend zugrunde liegen. Diese Annahmen gehen zurück auf einen gesellschaftlichen Produktionsprozess – sowohl in Bezug auf die Bewohner:innen als auch in Bezug auf den Kontext stationärer Altenhilfeeinrichtungen – und sind nicht nur *in* der Institution stationäre Altenhilfeeinrichtung begründet.

Zur Ausgestaltung der rechtlichen Vorgaben für die Bewohner:innen und Mitarbeitenden stationärer Altenhilfeeinrichtungen lassen sich beispielhaft folgende Aspekte diskutieren: Zum einen lässt sich hier der Fokus auf die Konstruktion der Gruppe der ‚älteren Menschen‘ richten. Hier wurden vormalige Setzungen brüchig bzw. aufgehoben. Während der Corona-Pandemie wurden ältere Menschen – die zuvor mitunter noch als ‚Best Agers‘ oder ‚aktive Alte‘ wahrgenommen wurden – „quasi über Nacht zu Objekten eines ‚Totalitarismus der Fürsorglichkeit‘, bei dem Fürsorge und Vorwurf, Schutz und Paternalismus fließend ineinander übergehen“ (Graefe/Haubner/van Dyk 2020: 409 unter Bezugnahme auf Martenstein). Graefe et al. machen im Laufe der Pandemie eine Verschiebung der Etikettierung älterer Menschen von „Schutzobjekten“ (ebd.) hin zu „riskanten Subjekten“ (ebd.) aus. Als eine besondere Gruppe älterer Menschen wurden Bewohner:innen stationärer Altenhilfeeinrichtungen adressiert: Sie wurden als „Hochrisikogruppe“ (Hasseler/Hartleb 2021: 47) stilisiert, für die die „drastischen Maßnahmen“ (ebd.:43) z. B. von Hassler und Hartleb als „nachvollziehbar“ (ebd.) angesehen wurden. Die „leicht zugängliche Altersklassifikation“ (Hirschauer 2020: 223) wurde zwar als schlechter Ersatz für „die ärztlich festzustellende und individuelle Zugehörigkeit zu Risikoklassen“ (ebd.: 224) problematisiert, gleichwohl schien sich diese Problematisierung aber nur auf „[r]üstige Siebzigjährige und längst immunisierte Senioren“ (ebd.) zu beziehen, da weitergehend angenommen wurde, dass „man allen Risikogruppen *(sofern sie nicht in Heimen wohnen)* nicht verwehren [kann], über ihr sozialräumliches Verhalten selbst zu entscheiden“ (ebd.; Hervorhebung YR). Neben

der für alle älteren Menschen vorgenommenen „stereotypen Homogenisierung“ (Graefe/Haubner/van Dyk 2020: 410), fanden bei den Bewohner:innen stationärer Altenhilfeeinrichtungen die Zuschreibungen ‚Schutzobjekte‘ und ‚riskante Subjekte‘ parallel statt. Bewohner:innen stationärer Altenhilfeeinrichtungen sollten sowohl vor einer Corona-Infektion geschützt werden, zugleich stellten sie ein (Infektions-)Risko für die Mitbewohner:innen und die Mitarbeitenden dar. Für Soziale Arbeit mit älteren Menschen bedeutet dies, dass sich ihr Tun nicht nur in direkten Interaktionen mit den Adressat:innen vollzieht, sondern dass zudem auch gesellschaftliche Zuschreibungen und Etikettierungen berücksichtigt werden müssen.

Diese Zuschreibungen ermöglichten die Adressierung der Bewohner:innen als homogene Gruppe. Darüber hinaus wurden die in den Einrichtungen aktiven Akteur:innen – Bewohner:innen, Mitarbeitende, An- und Zugehörige – mehr oder weniger implizit dafür verantwortlich gemacht (Corona-)Virusübertragungen zu verhindern. Die Angst davor, dieser Verantwortung nicht gerecht zu werden, zeigt sich in den Ausrichtungen der Handlungen der Sozialarbeiter:innen.

(2) Angst & (befürchtete) Kritik von außen als handlungsleitendes Kriterium

Angst vor einer Verbreitung von Corona-Infektionen und vor Kritik von Außenstehenden als handlungsleitende Kriterien ließen sich an unterschiedlichen Aspekten aufzeigen. (1) In Bezug auf das Auftreten und die Weitergabe von Corona-Infektionen in der Einrichtung: Infektionen von Bewohner:innen ließen sich – diese Erkenntnis setzte sich im Laufe der Pandemie durch – nicht vermeiden, es sollte aber zumindest vermieden werden, dass sich Infektionen innerhalb der Einrichtung verbreiteten. Hierfür erschien es den Sozialarbeiter:innen mitunter ratsam, die vorgegebenen Maßnahmen auch auszuweiten:

> „…, wenn jemand aus dem Krankenhaus kam, erst sieben Tage in seinem Apartment geblieben. Da haben wir immer Coronatests gemacht. Auch wenn er negativ war, muss er trotzdem im Zimmer bleiben. Weil wir einfach nicht sicher waren.“ (Frau Klein, Zeile 550–553)

Hieran lässt sich als handlungsleitend die Adressierung der Bewohner:innen als ‚riskante Subjekte‘ erkennen, die potenziell andere Bewohner:innen oder Mitarbeitende infizieren könnten. Dies galt insbesondere für Bewohner:innen, die von außen in die Einrichtung kamen, bspw. nach einem Krankenhausaufenthalt oder als neu Zugezogene. Eine Herausforderung stellten hierbei Bewohner:innen dar, die sich nicht an Quarantäneauflagen halten konnten oder wollten: „Und die Dame konnten wir ja nicht einsperren, die ist immer umhergelaufen. Was heißt einsperren ... in Quarantäne ins Zimmer gehen“ (Frau Klein, Zeile 565–567). In dieser Situation wurde es als nicht möglich beschrieben, eine an Demenz erkrankte

Bewohnerin in ihr Zimmer „einzusperren“ (ebd. Zeile 567), weshalb die anderen Bewohner:innen der Hausgemeinschaft in ihre Apartments verwiesen wurden:

> „Und da war es umgedreht. Da mussten alle im Apartment bleiben und nur die Dame ist umhergelaufen. Die hatte dann die ganze Hausgemeinschaft für sich.“ (Frau Klein, Zeile 568–570)

In diesem Fall wurden die nicht positiv getesteten Bewohner:innen in ihre Zimmer verwiesen, um die Vorgaben zur Quarantäne einzuhalten. Für diese Bewohner:innen wurden Maßnahmen zur Anwendung gebracht, die nicht für sie konzipiert waren.

Ein Aspekt, bei dem Angst vor Kritik von außenstehenden Personen als handlungsleitendes Kriterium erkennbar wurde, ließ sich am Beispiel von Gruppenangeboten (2) erkennen. So fragte sich Frau Franke z. B.:

> „welches Bild geben wir nach *außen*, wenn wir jetzt den Raum so voll machen, wenn jetzt dann wirklich 20 Leute vorne in der Cafeteria drin sind, was geben wir da für ein Bild ab.“ (Frau Franke, Zeile 745–747)

Sie spricht hier über die Durchführung eines in der Einrichtung geplanten Gottesdienstes, der formal erlaubt, also nicht per Verordnung verboten war: „also die Gottesdienste durften ja wieder sein“ (Frau Franke, Zeile 734–735). Dennoch war sie zum Zeitpunkt des Interviews unsicher, ob sie den Gottesdienst durchführen soll, da ihre Handlungen immer auch den Bewertungen durch Außenstehende unterlagen. Als Erklärungsmuster hierfür wurden Narrative zugrunde gelegt, die auf homogenisierte Zuschreibungen gegenüber der Gruppe der Bewohner:innen hindeuten. Das Tun der Sozialarbeiter:innen wurde vor dem Hintergrund dieser Zuschreibungen bewertet: „Das ist die Risikogruppe, wird es auch bleiben, aber es ist die durchgeimpfte Gruppe“ (Frau Franke, Zeile 747–748). Als mögliche Kritik durch außenstehende Personen nahm Frau Franke vorweg, dass es sich bei den Bewohner:innen zwar um die ‚Risikogruppe‘ handelte, diese aber zum Zeitpunkt des Angebotes bereits geimpft war. Als problematisch an einer vermeintlichen Kritik durch Außenstehende wurde nicht die homogene Zuordnung der Bewohner:innen zur Risikogruppe ausgemacht, sondern der Aspekt, dass die Impfung der Bewohner:innen nicht dazu zu führen schien, dass Zusammenkünfte mehrerer Bewohner:innen durch Außenstehende wieder als legitim erachtet wurden.

Während Frau Franke noch unsicher war, ob sie das Angebot durchführen solle, führte die (vermutete) Kritik von An- und Zugehörigen in einer anderen Einrichtung dazu, dass Angebote nicht stattfanden:

> „Ja oben durften die ja singen […]. Da wurde aber gesagt, es wird nicht gesungen, weil wir hatten Angst, dass Angehörige hörten, hier wird gesun-

> gen. Und da braucht nur einer irgendwo was sagen, die hatten keinen Mundschutz an und haben gesungen, aber es sollte nicht gesungen werden. Aber das ging nie auf, die haben immer wieder gesungen. Das war einfach schwierig, die haben das nicht umsetzten können. So jetzt hatten wir keinen Gottesdienst mehr." (Frau Klein, Zeile 376–383)

Bei diesem Angebot des Gottesdienstes handelte es sich um eine etwas komplizierte Vorgabe: Der Gottesdienst fand in Präsenz in der – von außen einsehbaren – Kapelle der Einrichtung statt. Da sich die Bewohner:innen der Einrichtung nur innerhalb ihrer Hausgemeinschaften, nicht aber darüber hinaus begegnen durften, konnten jeweils nur die Bewohner:innen *einer* Hausgemeinschaft an dem Gottesdienst in der Kapelle teilnehmen. Für die anderen Bewohner:innen wurde der Gottesdienst in die Hausgemeinschaften gestreamt. Während in den Hausgemeinschaften gesungen werden durfte, war das Singen im präsenten Teil des Gottesdienstes, in der Kapelle verboten. Diese Regelung war den Bewohner:innen allerdings nicht zu vermitteln: „Aber das ging nie auf, die haben immer wieder gesungen" (Frau Klein, Zeile 381). Von Seiten der Einrichtung wurde dann entschieden, dass die Bewohner:innen nicht mehr in der Kapelle an dem Gottesdienst teilnehmen durften, sondern ausschließlich den Stream in ihren Wohnungen verfolgen sollten. Das wiederum war für die Pfarrer keine gangbare Lösung. Sie wären allein in der Kapelle der Einrichtung gewesen und entschieden daraufhin, keinen Gottesdienst mehr anzubieten, da sie nicht „vor leeren Stühlen […] ihren Gottesdienst halten" (Frau Klein, Zeile 372) wollten. Für die Bewohner:innen der gesamten Einrichtung wurde also kein Gottesdienst mehr angeboten – weder in Präsenz noch als Stream.

Wie einleitend ausgeführt, werden soziale Räume in einer bestimmten Art und Weise produziert und reproduziert und als Raum wahrgenommen. Ihnen liegen konzipierte Ordnungen zugrunde, die sie gleichzeitig auch durchsetzen. Diese Konzeptionen fußen auf hegemonial hergestellten gesellschaftlichen Konventionen. Dabei lassen sich keine kausalen Handlungslogiken aufzeigen, sondern diese räumlichen Aspekte werden als gelebter Raum angeeignet und nutzbar gemacht. Es findet eine Produktion von Bedeutungen statt, anhand derer Alltagspraxen konstituiert werden. An diese Analysefolie anschließend, ist es notwendig, die damaligen politisch gesetzten und medial kommunizierten sozialräumlichen Konzeptionen zu rekonstruieren: Neben den Maßnahmen zum Umgang mit der Corona-Pandemie „war das Hauptmittel […], die Angst, die seit Einsetzen der gesellschaftlichen Krise die Lebensstimmung der Menschen permanent bestimmt[e]" (Bernhard 2021: 50f.). Grundlegend hierfür waren u. a. die Annahmen aus dem „Strategiepapier des Bundesministeriums des Innern (BMI): „Wie wir Covid-19 unter Kontrolle bekommen"[3]. Als Ziel dieses Papiers galt es,

3 Das Strategiepapier ist auf den Seiten des Bundesministeriums nicht mehr abrufbar, zu

die „Durchsetzung der zur Eindämmung der viralen Infektion für erforderlich gehaltenen extraordinären Maßnahmen“ (Bernhard 2021: 51) möglichst sicherzustellen. Dazu sollte zum einen Angst erzeugt werden, zum anderen sollte ‚Solidarität‘ erzeugt werden (kritisch zur geforderten Solidarität Rubin 2021). Die Sozialarbeiter:innen in den stationären Altenhilfeeinrichtungen waren diesen Aufforderungen besonders ausgesetzt, da sie mit einer als besonders vulnerabel homogenisierten Personengruppe arbeiteten. Dennoch haben sie die verordneten Maßnahmen angepasst und nicht ausschließlich übernommen.

(3) Eigene Grenzen in der Umsetzung von Maßnahmen: „... das ist schon unmenschlich“[4]

Trotz der oben genannten Kommunikationsstrategie – Bernhard verstand deren Elemente als teilweise aus der „Schwarzen Pädagogik“ (Bernhard 2021: 59) entlehnt – lassen sich professionelle, ethisch begründete Handlungen finden:

> „Da muss man auch selber denken und ab einem bestimmten Punkt muss man auch seiner eigenen Verantwortung oder seinem eigenen ethischen Kompass gerecht werden.“ (Frau Petersohn, Zeile 533–536)

Einige Maßnahmen, die gegen den eigenen ethischen Kompass verstießen, wurden nicht umgesetzt:

> „Also diese komplette Distanzierung und im Zimmer einsperren, im Zimmer essen, so in der Art, also nicht einsperren, aber im Zimmer essen, separieren, dieses ganze Separiergeschichten.“ (Frau Petersohn, Zeile 537–540)

Bzgl. dieses Vorgehens bestand Einigkeit im Leitungsteam, das neben der Sozialarbeiterin aus der Einrichtungsleitung und der Pflegedienstleitung bestand. Ethische Probleme bei der Umsetzung der Maßnahmen entstanden bspw. auch, wenn Sozialarbeiter:innen bemerkten, dass Situationen, die durch die Maßnahmen für die Bewohner:innen entstanden bzw. entstanden wären, für diese nicht auszuhalten waren bzw. gewesen wären, und deshalb die Maßnahmen nicht wie vorgegeben umgesetzt wurden:

> „Das ist völlig unverhältnismäßig und das sind Auflagen und da weiß ich nicht, ob wir die auch hatten oder ob wir die ignoriert haben oder so. Aber das war uns von Anfang an klar: Das geht nicht.“ (Frau Franke, Zeile 828–830)

finden ist es noch auf der Seite ‚Abgeordnetenwatch‘: https://www.abgeordnetenwatch.de/recherchen/informationsfreiheit/das-interne-strategiepapier-des-innenministeriums-zur-corona-pandemie. Zugriff 19.06.2025

4 Frau Schmied, Zeile 167.

Bei den beschriebenen Vorgaben ging es um die Beschränkung der Besuche von Angehörigen und Seelsorger:innen bei sterbenden Personen. Besuchsverbote wurden als *unverhältnismäßig* bewertet, die Maßnahme wurde zunächst zwar umgesetzt, „Ich glaube, im ersten Lockdown wurde das noch gemacht, weil Angst und Sorge und weiß ich nicht" (Frau Franke, Zeile 830–832), im weiteren Verlauf der Pandemie aber nicht mehr. Um die Vorgaben umgehen zu können, wurden transversale Strategien entwickelt. So wurde bspw. argumentiert, dass es sich bei den Angehörigen um sogenannte ‚pflegende Angehörige' handelte, also um Personen, die mit in die Pflege ihrer Angehörigen eingebunden waren. Für Personen die als ‚pflegende Angehörige' kategorisiert wurden, galt eine Ausnahme von den Besuchsbeschränkungen. Eine solche Anpassung der Verordnungen konnte von den Sozialarbeiter:innen dem Verordnungsgeber gegenüber argumentiert werden, nicht aber gegenüber anderen Angehörigen:

> „Klar, man muss halt auch immer aufpassen, die anderen sehen es ‚Warum ich nicht?' und so und das muss gut erklärt werden auch." (Frau Franke, Zeile 835–837)

Dieses Zitat verdeutlicht erneut, dass unterschiedliche Akteur:innen maßgeblich für die Konstitution des Sozialraums waren, unter anderem auch die An- und Zugehörigen anderer Bewohner:innen. Hier geht die Umsetzung der eigenen ethischen Ansprüche einher mit Aushandlungsprozessen mit An- und Zugehörigen, die für sich dann ebenfalls Ausnahmeregelungen einforderten.

Ein weiterer Aspekt der Verordnungen, der aufgrund seiner interpretierten *Unmenschlichkeit* nicht umgesetzt wurde, war die Einhaltung der geforderten Abstände.

> „Also den Abstand einhalten können wir gar nicht, sonst kriegten wir das schon gar nicht hin, dass die Bewohner entsprechend an ihren Plätzen, wo sie immer sitzen, essen können. Dann müsste ja bald jeder in seinem Zimmer essen und das äh das ist ja schon unmenschlich." (Frau Schmied, Zeile 164–167)

Die Bewohner:innen mussten untereinander einen Mindestabstand einhalten, was im Alltag der Einrichtung nicht möglich war. Bei der Einrichtung, in der Frau Schmied tätig ist, handelt es sich um eine Einrichtung, die in Wohngemeinschaften organsiert ist und über einen zentralen Speiseraum verfügt, in dem Bewohner:innen aller Wohnbereiche gemeinsam mittagessen. Das Einhalten des geforderten Mindestabstands war weder in dem Speiseraum noch in den Essensräumen der Wohnbereiche möglich.

> „Also da äh das findet natürlich dann statt. Mhm. Da sitzen die zusammen, wie es eh und je dann so war." (Frau Schmied, Zeile 167–168)

Anhand dieser Ausführungen zeigt sich, dass bestimmte Maßnahmen der sozialen Distanzierung als nicht durchführbar bewertet und nicht umgesetzt wurden. Der gelebte Raum konnte und wurde durch die Anpassungen der Sozialarbeiter:innen in entscheidender Art und Weise mitgestaltet.

4 Soziale Arbeit mit älteren Menschen in stationären Kontexten: Resümee und Ausblick

Raumtheoretische Betrachtungen der Handlungen von Sozialarbeiter:innen können nicht auf die konkrete Ebene des Tuns, auf die Interaktionen im beruflichen Alltag beschränkt werden, sondern es bedarf einer darüber hinausgehenden Analyse räumlicher Konstitutionsprozesse. Der Sozialraum ‚stationäre Altenhilfeeinrichtung‘ beschränkt sich – wie sich im Zuge der Corona-Maßnahmen besonders deutlich gezeigt hat – nicht nur auf das gebaute Haus (Altenheim), sondern geht darüber hinaus. Wenn die Konzeptionierung *(expace conçu)* des Sozialraums – am Beispiel der Corona-Maßnahmen – als handlungsleitend mitberücksichtigt wird, lassen sich Aspekte erkennen, die umfangreich Einfluss auf den Alltag der Bewohner:innen, ihrer An- und Zugehörigen und der Mitarbeitenden genommen haben und – auch ohne Corona-Maßnahmen – weiterhin nehmen. Eine solche Einflussnahme ist in der Zusammenarbeit mit älteren Menschen in stationären Kontexten zumeist stärker ausgeprägt als in ambulanten Settings. Die Maßnahmen zum Umgang mit der Corona-Pandemie haben diese Einflussnahme besonders deutlich werden lassen und ermöglichen deshalb eine weitergehende Analyse professionellen sozialarbeiterischen Tuns. So zeigte sich, dass das Handeln der Sozialarbeiter:innen nicht ausschließlich durch rechtliche Vorgaben determiniert wurde, sondern weitere Einflussgrößen den gelebten Raum *(espace vécu)* hergestellt haben. Dies waren insbesondere die Angst vor einer Ausbreitung von Corona-Infektionen innerhalb der Einrichtungen und vor negativen Bewertungen des Handelns durch Außenstehende. Darüber hinaus wurden Handlungen professionell – im Sinne eines *ethischen Kompasses* – begründet. Diese Einschätzungen ermöglichten die Ausrichtung des Tuns auf vermutete Bedürfnisse der Bewohner:innen und standen mitunter im deutlichen Kontrast zu den rechtlichen Vorgaben. Was können diese Erkenntnisse für professionelles Handeln Sozialer Arbeit im Kontext stationärer Altenhilfeeinrichtungen und für die Lehre bedeuten? Zwei Aspekte werden im Folgenden besonders hervorgehoben:

Initiierung von Bildungsprozessen

Hassler und Hartleb weisen darauf hin, dass „Pflegeheimbewohner:innen […] umfassende Informationen über die COVID-19 Pandemie und die daraus resultierenden Infektionsschutzmaßnahmen“ (2021: 49) benötigten, um „verhandeln und

entscheiden zu können“ (ebd.). Das deutet auf die Notwendigkeit von Bildungsprozessen hin, die in das Arbeitsgebiet sozialer Altenarbeit fallen, wenn auch Bildungsprozesse im „[vierten] Lebensalter, das sich weniger über das kalendarische Alter, als vielmehr über den Grad der Hilfebedürftigkeit und durch nachlassende Autonomie definiert“ (Kricheldorff 2020: 144), bisher keinen Schwerpunkt im Aufgabenbereich der Sozialarbeiter:innen in stationären Einrichtungen bildeten. Bildung könnte verstanden werden als „ein Verhältnis des Menschen zu sich und zur Welt, das die Menschwerdung des Menschen von jeder Entwicklung, die bloß Naturnotwendigkeiten folgt, abgrenzt und als eine ‚Selbstbestimmung in Freiheit‘ vorstellt, […] die dem Menschen eigene Möglichkeiten erst gefunden und verwirklicht werden muss“ (Breinbauer 2020: 228). Es geht dabei also nicht um eine „freiwillige Selbstunterwerfung mit der Aussicht auf Autonomieerhalt“ (ebd.: 233), sondern um die Möglichkeit, dass sich Bewohner:innen eigenständige Positionen erarbeiten können, die dann in dialogischen partizipativen Aushandlungsprozessen münden. Neben der Unterstützung solcher Bildungsprozesse könnte ein weiterer Bestandteil Sozialer Arbeit mit älteren Menschen sein, einen Raum zu entwickeln und zu organisieren, in dem „ein Subjekt als Subjekt […] leben und sich entwickeln kann [und der] auch als Lebensbedingung vom Subjekt kontrolliert wird“ (Winkler 2021: 262).

Hierfür scheint es notwendig, Annahmen, die sich bislang zumeist auf Handlungsfelder der sogenannten offenen Altenarbeit bezogenen, auf den Lebenskontext in stationären Einrichtungen zu übertragen und auch hier davon auszugehen, dass es sich bei dem Leben um ein „zu ‚gestaltendes Leben im Alter‘“ (Schweppe/Horn 2022: 31) handelt.

Reflexion von Zuschreibungs- und Etikettierungsprozessen

Dafür ist es notwendig, Zuschreibungsprozesse als konstitutiv für die Ausprägung von Sozialräumen wahrzunehmen, zu analysieren und die Etikettierung der Bewohner:innen als homogene Risikogruppe als biopolitisch motiviert und zu wenig differenziert zu rekonstruieren. Hierfür eignet sich die Auseinandersetzung mit dem in der Sozialen Arbeit vorgeschlagenen Begriff der ‚Adressat:innen‘: In diesem „drückt sich ein sozialpolitisch kontextualisiertes und spezifisch präfiguriertes Verhältnis zwischen Institutionen/Programmen Sozialer Arbeit und den ‚Betroffenen‘ aus, denn nur wenn Hilfe- oder Angebotsbedarf gewissermaßen institutionell festgestellt wird, werden Personen zu Adressaten“ (Bitzan/Bolay 2015: 44). Bewohner:innen stationärer Altenhilfeeinrichtungen sind in dieser Lesart also nicht aufgrund individueller Merkmale *Bewohner:innen stationärer Altenhilfeeinrichtungen*, sondern aufgrund des Umstandes, dass keine ausreichenden ambulanten Unterstützungsmöglichkeiten vorgehalten werden, um sie auch bei zunehmendem Unterstützungsbedarf in ihrem gewohnten Umfeld begleiten zu können. Bedingt durch diese nicht ausreichenden Versorgungan-

gebote wurden sie zu Bewohner:innen stationärer Altenhilfeeinrichtungen und durch die damit verbundene Etikettierung im Laufe der Corona-Pandemie objektiviert und mit besonders drastischen Maßnahmen belegt.

Auch wenn Soziale Arbeit als Profession in stationären Kontexten bislang „nur eine marginale Bedeutung ein[nimmt]“ (Schweppe/Horn 2022: 32), kommt ihr als Disziplin in der Analyse der gesellschaftspolitischen Rahmung eine zentrale Rolle zu: Hier könnten stationäre Altenhilfeeinrichtungen als „Institutionen legitimierter sozialer Ausschließung“ (Cremer-Schäfer/Lutz 2019: 39) und die Legitimation gradueller Ausschließung aufgrund von Krankheit kritisch zur Diskussion gestellt werden und so den (immer noch) eher defizitären und affirmativen Perspektiven auf die Kategorie ‚Bewohner:innen‘ eine analytische zur Seite gestellt werden.

Die hier vorliegende Analyse bestätigt die Relevanz der Fragestellung: „Wer bin ich denn, dass ich hier den Schlüssel umdrehen kann?“[5] Neben den ausgeführten Handlungsmöglichkeiten und Perspektiven Sozialer Arbeit verfügt diese über konzeptionelle Grundlagen wie bspw. Empowerment oder Partizipation, die den Blick auf die Perspektiven der Adressat:innen richten lassen. Inwiefern konzeptionelle und theoretische Grundlagen Sozialer Arbeit – sowohl bei Krisen als auch im Alltag – stärker handlungsleitend berücksichtigt werden können, zeigt sich sowohl als Fragestellung der Profession als auch der Disziplin.

Literatur

Bernhard, Armin (2021): Lockdown und soziale Distanzierung – Anmerkungen zu einem (unfreiwilligen?) gesellschaftspädagogischen Experiment und seine Folgen. In: Kniffki, Johannes/Lutz, Ronald/Steinhaußen, Jan (Hrsg.): Soziale Arbeit nach Corona. Neue Perspektiven und Pfade. Weinheim: Juventa Verlag. S. 49–60.

Bitzan, Maria/Bolay, Eberhard (2015): Adressatin und Adressat. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 5., erw. Aufl. München: Reinhardt. S. 42–48.

Breinbauer, Ines M. (2020): Alter und Bildung aus bildungsphilosophischer Perspektive. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS. S. 227–237.

Cremer-Schäfer, Helga/Lutz, Tilman (2019): Über die Relevanz der Etikettierungsperspektive heute – ein Gespräch. In: Widersprüche e. V. (Hrsg.): Die Macht von Bezeichnungen. Zur Aktualität von Etikettierungstheorien. Münster: Westfälisches Dampfboot.

5 Frau Lehmkuhl, Zeile 433–434.

Engelbracht, Mischa/Hünersdorf, Bettina/Täubig, Vicki (2023): Sozialpädagogische Professionalisierung in der Krise? Zur Einführung. In: Sozialpädagogik, Kommission (Hrsg.): Sozialpädagogische Professionalisierung in der Krise? Weinheim: Juventa Verlag. S. 10–23.

Falkenroth, Anemone (2009): Soziale Arbeit in stationären Pflegeeinrichtungen – von der Versorgungseinrichtung zum Lebens- und Wohnort. In: Zippel, Christian (Hrsg.): Soziale Arbeit für alte Menschen. Ein Handbuch für die berufliche Praxis. Frankfurt am Main: Mabuse-Verlag. S. 347–359.

Graefe, Stefanie/Haubner, Tine/van Dyk, Silke (2020): „Was schulden uns die Alten?" Isolierung, Responsibilisierung und (De-)Aktivierung in der Corona-Krise. In: Leviathan 48, H. 3, S. 407–432.

Hammerschmidt, Peter/Löffler, Eva Maria (2020): Soziale Altenhilfe als Teil kommunaler Sozial(hilfe)politik. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS. S. 11–27.

Hasseler, Martina/Hartleb, Birgit (2021): Stationäre Langzeitpflege unter Covid-19 Bedingungen – ein reflektiert-kritischer Blick auf die derzeitige Situation und zukünftige Entwicklungen. In: Bonacker, Marco/Geiger, Gunter (Hrsg.): Pflege in Zeiten der Pandemie. Wie sich Pflege durch Corona verändert hat. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 43–59.

Hirschauer, Stefan (2020): Pandemische Humandifferenzierung. In: Volkmer, Michael/Werner, Karin (Hrsg.): Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft. Bielefeld: Transcript. S. 217–225.

Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (2018): Sozialraumorientierung. In: Böllert, Karin (Hrsg.): Kompendium Kinder- und Jugendhilfe. Wiesbaden: Springer VS. S. 1067–1093.

Kricheldorff, Cornelia (2020): Soziale Arbeit im Kontext von Bildung und Lernen im Alter. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS. S. 133–146.

Lefebvre, Henri (2006): Die Produktion des Raums (1974). In: Dünne, Jörg/Günzel, Stephan (Hrsg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 330–342.

Rubin, Yvonne (2021): Zur Biologie der Solidarität. Oder: Fehlende theoretischen Perspektiven Sozialer Arbeit während der Corona-Pandemie. In: Kniffki, Johannes/Lutz, Ronald/Steinhaußen, Jan (Hrsg.): Soziale Arbeit nach Corona. Neue Perspektiven und Pfade. Weinheim: Juventa Verlag. S. 342–353.

Schmid, Christian (2003): Raum und Regulation. Henri Lefebvre und der Regulationsansatz. In: Brand, Ulrich/Raza, Werner G. (Hrsg.): Fit für den Postfordismus? Theoretisch-politische Perspektiven des Regulationsansatzes. 1. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 217–242.

Schulz-Nieswandt, Frank (2021): Der alte Mensch als Verschlusssache. Corona und die Verdichtung der Kasernierung in Pflegeheimen. Bielefeld: Transcript.
Schweppe, Cornelia/Horn, Vincent (2022): Handlungsfelder und Perspektiven der Sozialen Arbeit mit alten Menschen. In: Bleck, Christian/van Rießen, Anne (Hrsg.): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden. Wiesbaden: Springer VS. S. 27–40.
Winkler, Michael (2021): Eine Theorie der Sozialpädagogik. Neuausgabe mit einem neuen Nachwort. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

ADRESSAT:INNENBEZOGENE FORSCHUNG

Ist Angehörigenpflege (noch) genderkonstruiert? Männer vereinbaren Pflege und Beruf

Erna Dosch

1 Einleitung

Die Mehrzahl der älteren Menschen mit Pflegebedarf – zwei Drittel von ihnen – wird in der häuslichen Umgebung von Frauen betreut (vgl. Rebaudo et al. 2021: 15ff.), allerdings belegen Daten, dass sich Männer zunehmend an der Versorgung beteiligen (vgl. Schneekloth et al. 2017: 56f.; Rothgang et al. 2017: 145). Männer leisten bisher vor allem intragenerative und Frauen intergenerative Pflege (vgl. ebd.: 146). Meist wird die häusliche Versorgung von mehreren Personen sichergestellt, so dass nach Schätzungen ca. 3 bis 5 Millionen Angehörige in Pflegetätigkeiten involviert sind (vgl. Kuhlmey/Budnick 2023: 550). Immer mehr Menschen mit Pflegebedarf stehen einer abnehmenden Anzahl an Pflegepersonen gegenüber. Ursachen dafür sind u. a. in der Verknüpfung von demografischem Wandel, höheren Erwerbsquoten (vor allem bei Frauen), einem späteren Eintritt in die Rente und den größeren Wohnentfernungen der Familienmitglieder zu sehen (vgl. Nowossadeck et al. 2016: 3).

Insgesamt sind ca. zwei Drittel der pflegenden Angehörigen unter 65 Jahre alt bzw. erwerbstätig (vgl. ebd.). Die Daten des Sozioökonomischen Panels zeigen, dass 44 Prozent der pflegenden Männer in Vollzeit arbeiten, 10 Prozent erwerbslos und 33 Prozent in Rente sind. Im Vergleich dazu gehen nur 19 Prozent der pflegeleistenden Frauen einer Erwerbstätigkeit in Vollzeit und 24 Prozent in Teilzeit nach; 16 Prozent sind erwerbslos und ca. 30 Prozent befinden sich im Ruhestand (vgl. Fischer/Müller 2020: 855). Hieraus resultiert, dass informell pflegeleistende Männer vorwiegend in Vollzeit arbeiten oder sich eine große Anzahl sogar im Ruhestand befindet. Dies liegt auch daran, dass bereits ab einer Stunde Übernahme von Pflegetätigkeiten Einschränkungen in der Erwerbsarbeit auftreten (vgl. Kuhlmey/Budnick 2023: 551).

Um zu einer egalitären Aufteilung von Pflege- und Sorgearbeit beizutragen und um mehr Männer für die informelle Pflege zu gewinnen (vgl. Geyer et al. 2024: 103), ist ein umfassendes Verständnis des Pflegeverhaltens bzw. Bewältigungshandelns von Männern im erwerbsfähigen Alter vor dem Hintergrund des „Doing Gender“ unter Betrachtung der Lebenslagen (vgl. Voges 2002) notwendig. Deshalb beschäftigt sich der folgende Beitrag mit den Fragen, wie Männer im erwerbsfähigen Alter ihre Pflegearrangements gestalten, Beruf und Pflege vereinbaren, inwiefern sie ihre Pflegetätigkeiten bzw. ihr Bewältigungshandeln

in ihrer Handlungslogik als vergeschlechtlicht wahrnehmen und ob sich daraus geschlechtsspezifische Bedarfe der Unterstützung ergeben. Zur Beantwortung der genannten Fragestellungen erfolgen in Kapitel 2 Befunde zu geschlechtsspezifischen Charakteristika und Erklärungsansätzen; anschließend werden in Kapitel 3 die Ergebnisse der Studie zur entwickelten Typologie der Arrangements der Pflegetätigkeiten dargelegt und reflektiert. In Kapitel 4 erfolgt eine Betrachtung der Befunde hinsichtlich der Konsequenzen für die Soziale Arbeit in der Praxis.

2 Befunde zur genderkonstruierten Pflege- und Sorgearbeit

Die bisherige Befundlage zu geschlechtsspezifischem Pflegeverhalten bzw. Bewältigungshandeln von Männern im erwerbsfähigen Alter bzw. häuslich pflegenden, berufstätigen Männern ist heterogen (vgl. Auth et al. 2020: 164; Sharma et al. 2016). Sharma et al. konstatieren in ihrem systematischen Review, dass die unterschiedlichen Studien und deren Aussagen auf den verschiedenen Forschungsdesigns basierten sowie Kontextfaktoren, z. B. zu wenig Männer bzw. nur ältere Männer im Sample, kultureller und sozialer Hintergrund, Betreuungskontext sowie familiäre Beziehung, zu wenig berücksichtigt wurden (vgl. Sharma et al. 2016: 7f., 13). Zudem sei es in der Vergangenheit zu einem Gender-Bias bzw. zu Verzerrungseffekten gekommen, „in denen grundsätzlich eine arbeitsteilig angelegte Polarisierung der Geschlechterrollen" (Langehennig 2012: 18) zu einer Bildung von Geschlechterstereotypen geführt habe.

In vielen Studien wird das Pflegeverhalten von berufstätigen Männern meist delegierend, organisatorisch, managerhaft beschrieben bzw. als körperferne Aufgaben, d. h. indirekte Pflegetätigkeiten, ausführend (z. B. Schneekloth 2006: 408). Frauen hingegen übernähmen eher emotionale sowie körpernahe Pflegetätigkeiten (z. B. Keck 2012; Reichert 2022: 203f.). Vor allem qualitative Untersuchungen bestätigen, dass Männer sich auch an direkter, körpernaher und emotionaler Pflege beteiligen (z. B. Dosch 2016; Langehennig 2012: 34f.); so auch die qualitative Studie von Auth et al. (2020: 167) mit berufstätigen pflegenden Söhnen. Allerdings identifizierten sie nur marginal geschlechtsspezifische Prägungen, indem die Söhne die Pflege eher „rund um die Erwerbsarbeit herum durch die Unterstützung von informellen Helfer_innen und den Zukauf professioneller Dienste" (ebd.: 167f.) gestalten. Hinsichtlich der geschlechtsspezifischen Unterstützungsleistungen seien sie, so wie alle Erwerbstätigen, auf pflegesensible Arbeitsbedingungen angewiesen (ebd., vgl. Reichert 2022: 219ff.), z. B. Homeoffice, flexible Arbeitszeiten, verständnisvolle Vorgesetzte.

Andere qualitative Studien speziell zur Geschlechtsidentität von älteren pflegenden Männern in der Nacherwerbsphase bestätigen, dass sie im Sinne von Doing Gender (vgl. West/Zimmermann 1987) ihre Pflegeaufgaben hinsichtlich ihrer Genderidentität geschlechtsspezifisch durchführen. Männer gestalten also aus ihrem Selbstverständnis heraus die Pflege eher „männlich", auch indem sie

verstärkt technische und organisatorische Aufgaben erledigen (vgl. Calasanti/Bowen 2006; Calasanti/King 2007; Langehennig 2012: 36). Zudem fördere der von Männern akzentuierte Pflegestil in Orientierung an ihre ehemalige Erwerbsarbeit ihre Genderidentität (ebd.). Dabei trägt „[d]ie in biografischer Kontinuität in der Pflege aufrechterhaltene Arbeitsorientierung" (ebd.) dazu bei, durch „die nötige Sicherheit, [.] als ‚Mann' emotionale Kompetenzen erweitern zu können und gegebenenfalls die ansozialisierten Geschlechter-Grenzen zu überschreiten" (Langehennig 2012: 39). Untersuchungen[1] zur Herausbildung von Rollenidentitäten mit verheirateten Paaren beiderlei Geschlechts, die Doppelverdienende sind, zeigen, dass Männer und Frauen durch ihre jeweiligen Rollen aufgrund von intensivem Engagement, zeitlicher Eingebundenheit und Verantwortung etc. eine spezifische Familien- oder Erwerbsidentität entwickeln (vgl. Bielby/Bielby 1989). Dieser „identity formation process" (ebd.: 786) ist durch einen geschlechtsspezifischen, strukturellen und kulturellen Kontext geprägt (ebd.). Tritt bei einem Familienmitglied Pflegebedarf ein, so hat dies eine Veränderung der bisherigen Lebensgestaltung zur Folge. Nach Jabsen und Blossfeld (2008) haben Frauen größere Probleme, beide konfligierenden Rollen miteinander zu vereinbaren, sodass nach dem Ansatz von Bielby und Bielby (1989) die Familienidentität der Frau verstärkt wird und sie deshalb ihre Berufstätigkeit verringert. Für Männer ist es einfacher, Erwartungen der Pflege von Familienmitgliedern mit der Rolle als erwerbstätiger Mann zu verbinden, da sie durch die Berufstätigkeit ihre Geschlechtsidentität bestätigen können (vgl. Jabsen/Blossfeld 2008: 302, 316f.; Brines 1994). Der beschriebene Kompensationsmechanismus erweist sich für Männer als stärker wirksam als für Frauen. Männer entwickeln laut Brines bereits in ihrer Sozialisation Abgrenzungsstrategien gegen die Mutter bzw. gegen die „weibliche" Geschlechterrolle, da „Männlichkeit" in der Gesellschaft häufig durch eine Abgrenzung zum „Weiblichen" definiert wird (Brines 1994: 682f.). Die Nicht-Erwerbstätigkeit des Mannes kommt einer Normverletzung gleich. Aus diesem Grund wird ein geschlechtskonformes Verhalten angestrebt (Brines 1994: 665), das Greenstein (2000) auch als „deviance neutralization" bezeichnet (ebd.: 332).

Obwohl aus Untersuchungen hervorgeht, dass Männer und Frauen sich mittlerweile hinsichtlich der Erwerbs- bzw. Familienorientierung annähern (vgl. Boll 2017: 60), belegen einige Befunde noch bestehende Traditionalisierungstendenzen: Trotz des gesellschaftlichen Wandels durch den höheren Bildungsgrad und die zunehmende Erwerbsbeteiligung von Frauen überwiegt (noch) eine traditionell geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in Bezug auf Haushaltsführung, Kinderbetreuung und Pflegetätigkeiten (vgl. Sachverständigenkommission zum Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung 2017: 21f.; 36; Geyer et al.

1 Die nachfolgend dargelegten Studien können nur verkürzt dargestellt werden und stammen zum Teil aus der Untersuchung von Dosch 2018: 63–70 (umfassende Erklärungsansätze vgl. Boll 2017).

2024). Studien bestätigen die (noch) bestehende starke Berufsorientierung von Männern (vgl. Paulus/Stiehler 2020: 87) und dass sie über Generationen hinweg keine Erfahrungen zur Bewältigung von Vereinbarkeit von Familie und Beruf sammeln konnten, sodass es an alternativen Rollenvorgaben mangele. Auch aufgrund des zum Teil fehlenden Selbstbezugs durch „den Mechanismus der Externalisierung" und Außenorientierung falle es ihnen schwer, Emotionen auszudrücken (Böhnisch 2019: 39) bzw. bezögen sie sich auf ihr „sachliches und effektives Handeln", um „störende, verunsichernde" Emotionen bei Pflegetätigkeiten fernzuhalten (Langehennig 2012: 36).

Neben der Wirkung von (egalitären) Geschlechterrollenbildern (vgl. Boll 2017: 33) spielen bei der Pflegeübernahme und Erwerbstätigkeit u. a. auch der höhere sozioökonomische Status sowie die Berufstätigkeit eine wichtige Rolle, so dass die Geschlechtszugehörigkeit dann gleichermaßen bei Frauen in den Hintergrund tritt und auch sie die Pflege delegieren und organisieren (vgl. Auth et al. 2020: 168). Es wird auch von anderen Studien bestätigt, dass ein höherer Bildungsabschluss bei Männern dazu beiträgt, sich mehr im Haushalt zu beteiligen, und bei Frauen, die Hausarbeit zu reduzieren (vgl. Boll 2017: 37f.). Nach Meuser und Scholz (2012: 38) bedienen sich Männer aus dem akademischen Milieu mit hohem sozioökonomischem Status zukünftig reflexiv „differente[n] Stile[n] des intrafamilialen Engagements" im Tenor einer „modernisierten hegemonialen Männlichkeit" (ebd.) und beteiligen sich deshalb vermehrt egalitär an häuslichen Pflegeaufgaben. Damit entwickeln sie einen eigenen „Stil der Familienarbeit" zur Sicherung ihrer Identität und perzipieren „diesen als positives Distinktionsmerkmal gegenüber dem tradierten ‚weiblichen' Stil" (vgl. ebd.).

Die Studienlage zur Gesundheit von pflegenden Angehörigen ist ebenfalls heterogen (vgl. Sharma et al. 2016). Bekannt ist, „dass Pflegende im Vergleich zu nicht pflegenden Personen eine vulnerable Gesundheit aufweisen" (Kuhlmey/Budnick 2023: 550), da sie diese vernachlässigen und aufgrund der kontinuierlichen Belastungen u. a. verstärkt an Erschöpfungszuständen leiden (ebd.). Die Befunde zu geschlechtsspezifischen Belastungen seien bisher eher tendenziell und anzweifelbar, jedoch sollte die Thematik weiterverfolgt werden (vgl. Zwar et al. 2020).

Aufgrund der vorliegenden Befunde zielt die Studie von Dosch (2018) darauf ab, ein vielschichtiges Bild von pflegenden Männern im erwerbsfähigen Alter bzw. der Vereinbarkeit von Pflege und Beruf bei ihnen herauszuarbeiten.

3 Typologie der Arrangements der Pflegetätigkeiten informell pflegender Männer

Nachfolgend wird die Typologie aus der Untersuchung von Dosch (2018) zum Bewältigungshandeln bzw. Pflegeverhalten von Männern im erwerbsfähigen Alter vor dem Hintergrund des Doing Gender unter Einbeziehung des Konzep-

tes der Lebenslagen mit den Dimensionen Erwerbsstatus, wirtschaftliche sowie gesundheitliche Lage (vgl. Voges 2002) dargestellt. Es wird untersucht, inwiefern geschlechtsspezifisches Pflegeverhalten in den Arrangements von Bedeutung ist. Dabei werden die Inhalte vorwiegend auf die berufstätigen Männer bezogen, um das Thema Vereinbarkeit von Pflege und Beruf zu fokussieren.[2]

3.1 Forschungsdesign

Die Studie basiert auf 30 biografisch-narrativen Interviews (vgl. Schütze 1983) mit informell pflegenden Männern im erwerbsfähigen Alter (zwischen 31 und 64 Jahren; Altersdurchschnitt 53,7 Jahre). Die Auswahl der Interviews orientierte sich an der Theoretical-Sampling-Strategie (Glaser/Strauss 1967) und erbrachte folgende Interviewpartner: 21 Söhne, sieben Ehegatten, ein Lebenspartner und ein Mann, der einen Freund versorgt. 18 Männer waren berufstätig, davon zwölf in Vollzeit (35 bis 40 Stunden/Woche), fünf in Teilzeit (20 bis 30 Stunden pro Woche) und ein Mann studierte. Zwölf Pflegepersonen waren nicht erwerbstätig: Davon gaben vier ihre Berufstätigkeit aufgrund der Pflegeübernahme auf; acht Pflegeleistende befanden sich zu Beginn der Pflegeübernahme im Vorruhestand, in Altersteilzeit oder Arbeitslosigkeit (zur spezifischen Analyse vgl. Dosch 2018: 249f.). Eine Person verfügt über Migrationserfahrungen.

Es wurden häuslich pflegende Männer befragt, die sich selbst als „Hauptpflegeperson“ bezeichnen und eine Person ab mindestens Pflegegrad 2 (ehemals Pflegestufe 1) versorgen. Um einem Gender-Bias (vgl. Langehennig 2012: 18f.) entgegenzuwirken, wurden nur Männer in das Sample einbezogen. Mittels empirisch begründeter Typenbildung nach Kelle und Kluge (2010) wurden anhand eines mehrdimensionalen Merkmalsraumes vier Typen entwickelt (vgl. Dosch 2018: 175–248; 273–277), die nachfolgend vorgestellt werden.

3.2 Ergebnisse

Typ 1, „organisierende Pflegetätigkeit“, zeichnet sich dadurch aus, dass die Pflegeaufgaben vorwiegend „organisierend“ ausgeführt werden und fast vollständig an Dritte delegiert wird. Bei den pflegeleistenden Männern des Typs 1 (n = 4) handelt es sich um vier in Vollzeit erwerbstätige Söhne, die einem akademischen Beruf nachgehen und über ein überdurchschnittliches Einkommen verfügen. Aus ihren Narrationen geht hervor, dass sie sich stark mit ihrem Beruf identifizieren, ihre Lebensgestaltung intensiv von diesem geprägt ist und sie sich vorwiegend

2 Ausführliche Ergebnisse zur Studie und Informationen zu den nicht mehr berufstätigen Pflegenden, vgl. Dosch 2018.

als beruflich erfolgreiche Männer definieren. Zur Sicherstellung der Versorgung der zu Pflegenden werden vor allem formelle Dienste beauftragt, da diese Zuverlässigkeit bieten. Diese Männer sind zum Teil stark mit der Organisation der Pflegesituation befasst, nehmen ihre Belastungsgrenzen meist wahr und leisten auch emotionale Unterstützung in Form von Beziehungspflege bei ihren Müttern.

Die Männer des Typs 2, „supplementäre Pflegetätigkeit" (n = 16), bewältigen ihre Pflegeaufgaben, indem sie die Pflegetätigkeit zur Sicherstellung der häuslichen Versorgung während der Berufstätigkeit von einmal täglich bis mehrmals pro Tag an Dritte, vorwiegend formelle Pflegedienste aufgrund der Zuverlässigkeit, delegieren. Bei den berufstätigen Männern handelt es sich um (Ehe-)Partner (n = 6) und Söhne (n = 5). Diese Gruppe kann als heterogen in Bezug auf die Art der Erwerbstätigkeit und wirtschaftliche Lage bezeichnet werden, da sich darunter sowohl Akademiker als auch Handwerker befinden; mehr als die Hälfte besitzen Immobilien (n = 10). Bevor und nachdem sie ihrer Erwerbstätigkeit nachgehen bzw. nachgegangen sind, führen sie sowohl direkte als auch indirekte Pflegeaufgaben aus, z. B. Körperpflege, An- und Auskleiden und organisatorische (indirekte) Tätigkeiten, beispielsweise Antragstellungen und Medikamentenversorgung. Aus den Narrationen resultiert, dass sie sich trotz starker Involvierung in die Pflege mit ihrer Erwerbstätigkeit identifizieren, da diese einen festen Bestandteil der Lebensgestaltung und zum Teil auch eine Abwechslung darstellt. Einige nicht mehr erwerbstätigen Männer (n = 5) deklarieren unabhängig vom sozioökonomischen Status ihre Pflegetätigkeit als „Weiterführung ihrer Erwerbstätigkeit". Charakteristisch für die berufstätigen Männer dieses Typs ist, dass sie sich in einer Sandwichposition befinden und aufgrund der starken Inanspruchnahme zum Teil schwer belastet sind.

Die Männer des Typs 3, „prävalente Pflegetätigkeit", leisten zur Sicherstellung der häuslichen Versorgung des bzw. der Angehörigen sowohl direkte als auch indirekte Pflege, die zweimal wöchentlich bis einmal monatlich delegiert wird. Typ 3 wird durch zwei in Teilzeit erwerbstätige (n =2) und durch nicht mehr berufstätige, pflegende Söhne (n = 6) repräsentiert. Von den erwerbstätigen Söhnen hat einer einen akademischen Beruf und der andere eine Meisterausbildung. Das durch Teilzeit reduzierte Einkommen wird u. a. durch die günstige finanzielle Lage der zu pflegenden Person kompensiert. Das Bewältigungshandeln zielt darauf ab, dass die Berufstätigkeit zugunsten der Pflegetätigkeit reduziert oder aufgegeben wird. Die erwerbstätigen Männer orientieren ihre Berufstätigkeit zwar an den Pflegeaufgaben, dennoch identifizieren sie sich mit ihrer Erwerbstätigkeit, da sie die Pflege als Möglichkeit begreifen, nach neuen beruflichen Freiräumen zu suchen. Auch einige nicht mehr erwerbstätige Pflegende verstehen ihre Pflegetätigkeit als „Weiterführung ihrer ehemaligen Erwerbstätigkeit" und/oder verfolgen im Rahmen der Freizeitgestaltung eigene Interessen. Dieser Typ verfügt über die größten Freiräume und ist am wenigsten belastet.

Die Männer des Typs 4, „solitäre Pflegetätigkeit", versorgen ihre Angehörigen, indem sie die gesamte Pflege mit ihren direkten und indirekten Aufgaben

eigenständig bzw. ohne Unterstützung dritter Personen leisten. Bei diesen Männern (n=2) handelt es sich um einen berufstätigen Gesundheits- und Krankenpfleger (Leiter einer Demenzstation, 35 Std./Woche) und einen pflegenden Ehemann, der Erwerbsminderungsrente bezieht. Diese Männer richten ihr Leben nach der Pflege aus, sie sind am Stärksten von allen Typen belastet und identifizieren sich dennoch mit ihrer aktuellen bzw. früheren Erwerbstätigkeit, indem sie ihre Pflegetätigkeit als Berufstätigkeit deklarieren.

Die Ergebnisse zeigen, dass diese Typologie der Arrangements der Pflegetätigkeiten ein großes Spektrum an Bewältigungshandeln von Männern aufweist und dass dieses heterogener ist als bisher angenommen.

Typ 1 entspricht dem Typus, der häufig in Studien erwähnt wird (z. B. Schneekloth 2006: 408; Reichert 2022: 203f.). Er organisiert die Pflege vorwiegend, ist in indirekte Pflegeaufgaben eingebunden und delegiert direkte Pflegetätigkeiten, z. B. Körperpflege, an Dritte. Er leistet auch emotionale Pflege und organisiert die Versorgungsaufgaben eher um seine Erwerbstätigkeit herum (vgl. Auth et al. 2020: 167f.) bzw. bedient sich eines reflexiven Stils des intrafamilialen Engagements im Sinne einer „modernisierten hegemonialen Männlichkeit" (Meuser/Scholz 2012: 38).

Typ 2 befindet sich in einer Sandwich-Position, ähnlich wie Männer, die stark in die Kindererziehung eingebunden sind (vgl. Paulus/Stieler 2020). Die Typen 3 und 4 werden in wissenschaftlichen Studien kaum berücksichtigt, was wahrscheinlich auf die quantitativ geringe Ausprägung zurückzuführen ist. Deutlich ist, dass sich die Typen 2 und 4 an den Grenzen ihrer Belastbarkeit befinden und sich schwer von der Pflegesituation distanzieren können.

Als geschlechtsspezifisches Merkmal lässt sich bei allen Typen eine starke Berufsidentität durch ihre Erwerbsorientierung trotz Pflege nachweisen, unabhängig von den Dimensionen der Lebenslagen bzw. dem Erwerbsstatus (vgl. Bielby/Bielby 1989; Jabsen/Blossfeld 2008; Brines 1994). Es wird deutlich, dass Männer durch die Pflegetätigkeit in ein Spannungsfeld geraten: zwischen ihrer „männlichen" Arbeitsorientierung einerseits und andererseits ihrem emotionalen Erleben durch die Pflegetätigkeit in einem eher weiblich konnotierten Bereich (vgl. Langehennig 2012: 39). Diese Spannungen versuchen sie auszugleichen bzw. in ihre Identität zu integrieren, indem sie die Pflegetätigkeiten im Sinne von Doing Gender entweder entsprechend performativ gestalten (besondere Darstellung der eigenen Pflegeaufgaben), ihre aktuelle Berufstätigkeit in den Vordergrund stellen oder die Pflegetätigkeit bei nicht (mehr) vorhandener Erwerbstätigkeit als berufliche Tätigkeit deklarieren (Dosch 2018: 295).

Dies bedeutet im Umkehrschluss, dass pflegende Männer wahrscheinlich auch deshalb eher in Vollzeit berufstätig sind, um ihre Geschlechtsidentität zu wahren. Daraus lässt sich ableiten, dass Männer stärker Pflegeaufgaben übernehmen, wenn sie Berufstätigkeit und Pflege günstiger vereinbaren können.

4 Konsequenzen für die Soziale Arbeit in der Praxis

Die Rahmung der Beratung für pflegende An- und Zugehörige, die Beratungspraxis und darauf basierende Konzeptionen erfolgen vor allem durch das Pflegeversicherungsgesetz (SGB XI). Hinzu kommen weitere bzw. ergänzende Leistungen in Bezug auf andere Sozialgesetzbücher (z. B. SGB V, SGB VI, SGB IX, SGB XII). Dabei ist die Einbeziehung der Kategorie „Geschlecht" nicht explizit vorgesehen (vgl. SGB XI), jedoch notwendig, um egalitäre Pflegeverantwortung zwischen Frauen und Männern auch im Hinblick auf nachfolgende Generationen zu fördern. Soziale Arbeit befasst sich zumeist mit von sozialer Ungleichheit betroffenen Menschen, z. B. Menschen mit Multimorbidität, Pflegebedarf, Behinderungen und deren (pflegenden) An- sowie Zugehörigen bzw. deren spezifischen Bedarfen. Sie leistet Beratung, Case Management und Unterstützung in besonderen Lebenslagen bzw. im weiteren Sinne „Hilfe zur Lebensbewältigung" (vgl. Böhnisch 2019), z. B. in Pflegestützpunkten, Senioren- und Familienberatungsstellen sowie Betrieben.

Die Einbeziehung von Geschlecht und Intersektionalität erfordert spezielle Kompetenzen und Haltungen der Profession Sozialer Arbeit in der Beratungspraxis: Konzepte der Geschlechter- bzw. Diversitätssensibilität dienen als reflexives Instrumentarium der Berücksichtigung von und Verknüpfung mit Wechselwirkungen verschiedener Zugehörigkeiten und Positionierungen, z. B. Geschlecht, Alter, Klasse, Behinderung, Gesundheit sowie ethnische Herkunft. Ebenfalls bezieht Soziale Arbeit unterschiedliche Analyseebenen mit ein, z. B. Individuum und Interaktionen, Institutionen sowie strukturelle Rahmenbedingungen von Beratung, rechtliche Grundlagen und die konzeptionelle Ausgestaltung der Angebote (vgl. Kupfer/Sickendiek 2022). Hierbei sind eine differenz-, zuschreibungssensible sowie dekonstruierende Grundeinstellung und Anerkennung von Diversität von Bedeutung. Dies impliziert eine Beratung zu Ansprüchen, Rechten, Förderung der Autonomie zur Erweiterung der eigenen Entscheidungs- und Handlungsfreiheit. Deshalb sind die individuellen Lebenslagen und Bedürfnisse der Ratsuchenden zu berücksichtigen (ebd., vgl. Rogers 2004).

Da Geschlecht in jeglichen Interaktionen (vgl. West/Zimmermann 1987), also auch in der Beratung, erzeugt wird, sind ebenfalls eine reflexive Akzeptanz von Geschlechterrollenbildern notwendig, die aber auch von der Fachkraft der Sozialen Arbeit selbst reflektiert und auf eigene Vorurteile überprüft werden müssen (vgl. Böhnisch 2019). Dies sollte in Weiterbildungen und der Supervision berücksichtigt werden.

In diesem Rahmen kann das oben aufgezeigte Modell der Arrangements der Pflegetätigkeiten einen Beitrag zu einer differenzierten Betrachtungsweise und Einschätzung bei der Unterstützung in der Beratungstätigkeit durch Soziale Arbeit und zur geschlechterreflexiven Hilfeplangestaltung bei der Vereinbarkeit von Pflege und Beruf bieten sowie die Heterogenität des Bewältigungshandelns von Männern aufzeigen (vgl. Dosch 2016; 2018).

Die dargestellten Ergebnisse zu geschlechtsspezifischem Bewältigungshandeln und daraus resultierenden Unterstützungsbedarfen von Männern sind heterogen. Eindeutig ist, dass alle Erwerbstätigen pflegesensible Arbeitsbedingungen benötigen (vgl. Auth et al. 2020, Reichert 2022: 219ff.) und die Bedarfe stets individuell zu betrachten sind (vgl. Auth et al. 2020; Rogers 2004). Aus den Studien von Dosch (2018) und Langehennig (2012) resultiert, dass das beschriebene Spannungsfeld von Männern zwischen der Arbeits- und der Familienorientierung, das durch die Pflegetätigkeit entsteht, beachtenswert ist (vgl. Langehennig 2012; Dosch 2018). Männern fehle es an alternativen Rollenangeboten, an denen sie sich „neben und außerhalb der Arbeit sozial orientieren könnten" (Böhnisch 2019: 39). Es bestünden für sie in Krisensituationen kaum Räume des Ausdrucks (ebd.; vgl. Langehennig 2012). Deshalb sei es Aufgabe der Sozialen Arbeit, ein „Beziehungsfeld" für Männer herzustellen, in dem diese Ermutigung und Anerkennung für das Überschreiten von nicht stereotypem Verhalten bekommen und dadurch ihre eigene Selbstwirksamkeit auch im Umfeld entdecken können (ebd.).

Dies bedeutet, dass auch häuslich pflegende, erwerbstätige Männer Räume benötigen, in denen sie ihre Geschlechtsidentität bestätigt wissen und sie dadurch das „Crossgender-Tabu", d. h., ihre Geschlechtergrenzen, durchbrechen können. Hier kann die Akzeptanz eines sog. „maskulinen" Pflegestils Männer dabei unterstützen, Geschlechtergrenzen trotz geschlechtsstereotypischer Identität zu überschreiten (vgl. Langehennig 2012; Dosch 2018: 287f.). Zudem sollte in der Beratung Raum geschaffen werden, in dem sie ihre Emotionen wahrnehmen und auch Belastungen ausdrücken können (vgl. Böhnisch 2019: 39; Langehennig 2012). Des Weiteren empfiehlt Langehennig Angehörigengruppen zum Austausch, die „maskulin" im Sinne ihrer Arbeitsorientierung gestaltet werden sollten. Hierbei scheint es angemessener zu sein, diese nicht als „Gesprächsgruppen", sondern im Rahmen von niedrigschwelligen Angeboten als „Arbeitskreis" oder „Gesprächswerkstatt" zu bezeichnen (ebd.: 41). Allerdings bedürfen diese Gruppen einer klaren Zielsetzung (vgl. Betz 2012), die in übliche Informationsthemen eingebunden werden kann.

Da die Beratung durch Soziale Arbeit auf leistungsrechtlichen Rahmenbedingungen basiert, ist die Chance einer geschlechtergerechten Beratung auch an sozialpolitische Entscheidungen und Sozialgesetzgebungen gebunden. Deshalb sollen hier ergänzend sozialpolitische Maßnahmen zur egalitären Aufteilung der Pflege- und Sorgearbeit reflektiert und angesprochen werden, die auch für Männer attraktiv sein können und deren Pflegebeteiligung fördern.

Es existieren bereits eine Reihe von Empfehlungen zu strukturellen Maßnahmen, die auch für Männer Anreize schaffen können. Der „Unabhängige Beirat zur Vereinbarkeit von Pflege und Beruf" (2022) empfiehlt u. a., die derzeit bestehenden Gesetze (PflegeZG und FPfZG) in einem Gesetz zusammenzuführen und für Freistellungen (Familienpflegezeit) und Regelungen eine Entgeltersatzleistung (Familienpflegegeld) analog zum Elterngeld bereitzustellen. Hierdurch sol-

len pflegende Angehörige mehr Zeitsouveränität erhalten und durch die Lohnersatzleistung finanzielle Nachteile reduziert werden.

Die bestehenden gesetzlichen Regelungen „ambulant vor stationär" gemäß § 3 SGB XI stützen das konservative familiäre Leitbild des deutschen Wohlfahrtsstaates auf Kosten von Frauen, da es die Versorgung älterer Angehöriger in der Familie favorisiert (vgl. Klaus/Vogel 2021: 70). „Das deutsche Pflegesystem wäre ohne den Beitrag pflegender Angehöriger [meist Frauen] nicht denkbar" (Nowossadeck et al. 2016: 21).

Deshalb empfahl bereits der Zweite Gleichstellungsbericht der Bundesregierung (2017: 110), das aktuelle „familienbasierte" Pflegesystem nicht weiter zu favorisieren, sondern ein „servicebasiertes" Pflegesystem nach skandinavischem Vorbild einzuführen, das mehr Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Sorgearbeit ermöglicht. Es besteht aus professionellen, ambulanten und (teil-)stationären Angeboten und ist allen informell Pflegeleistenden zugänglich (ebd.). Diese Art der Pflegeorganisation könnte auch für häuslich pflegende Männer attraktiv sein, da sie häufig in Vollzeit erwerbstätig sind. Zudem wird in der Studie von Geyer et al. (2024: 102) konstatiert, dass der Gender Care Gap in Ländern kleiner ist, in denen das formelle Pflegesystem der Langzeitpflege finanziell stärker staatlich gefördert wird (ebd.).

Die Realisierung der aufgeführten Maßnahmen würde zu einer gender- und diversitätssensiblen Kommune beitragen sowie die Pflegerollen von Männern und Frauen gleichermaßen unterstützen. Hierdurch erweitert sich auch das Beratungsspektrum der Sozialen Arbeit hinsichtlich der Förderung und Ausweitung von Handlungsspielräumen für die Adressat:innen in der Beratungspraxis.

Literatur

Auth, Diana/Leiber, Simone/Sigrid, Leitner (2020): Bedarfe und Bewältigungshandeln von sorgenden Angehörigen: Welche Rolle spielt Geschlecht in Wechselwirkung mit anderen Differenzkategorien? In: Sozialer Fortschritt 69 (3), S. 163–181. https://doi.org/10.3790/sfo.69.3.163

Betz, Detlef (2012): Praxisbeispiele. In: Langehennig, Manfred/Betz, Detlef/Dosch, Erna (Hrsg.): Männer in der Angehörigenpflege. Weinheim: Beltz Juventa. S. 105–137.

Bielby, William T./Bielby, Denise D. (1989): Family Ties: Balancing Commitments to Work and Family in Dual Earner Households. In: American Sociological Review 54 (5), S. 776–789. https://doi.org/10.2307/2117753

Böhnisch, Lothar (2019): Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. 2. Aufl.

Boll, Christina (2017): Die Arbeitsteilung im Paar: Theorien, Wirkungszusammenhänge, Einflussfaktoren und exemplarische empirische Evidenz. Berlin:

Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e. V., Geschäftsstelle Zweiter Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. https://doi.org/10.25595/1362

Brines, Julie (1994): Economic Dependency, Gender, and the Division of Labor at Home. In: American Journal of Sociology 100 (3), S. 652–688. https://doi.org/10.1086/230577

Calasanti, Toni/Bowen, Mary Elizabeth (2006): Spousal caregiving and crossing gender boundaries: Maintaining gendered identities. In: Journal of Aging Studies 20 (3), S. 253–263. https://doi.org/10.1016/j.jaging.2005.08.001

Calasanti, Toni/King, Neal (2007): Taking ‚Women's Work' ‚Like a Man': Husbands' Experiences of Care Work. In: The Gerontologist 47 (4), S. 516–527. https://doi.org/10.1093/geront/47.4.516

Dosch, Erna C. (2016): „Neue Männer hat das Land": Männer vereinbaren Pflege und Beruf. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 49 (8), S. 679–684. https://doi.org/10.1007/s00391-016-1145-7

Dosch, Erna (2018): Wie Männer pflegen. Pflegearrangements häuslich pflegender Männer im erwerbsfähigen Alter. Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22704-3

Fischer, Björn/Müller, Kai-Uwe (2020): Bessere Vereinbarkeit von Beruf und Pflege kann Zielkonflikt zwischen Renten- und Pflegepolitik lösen. In: DIW Wochenbericht 87 (46), S. 853–860. https://doi.org/10.18723/DIW_WB:2020-46-1

Geyer, Johannes/Haan, Peter/Teschner, Mia (2024): Ausbau der Pflegeversicherung könnte Gender Care Gap in Deutschland reduzieren. In: DIW Wochenbericht 91 (7), S. 95–103. https://doi.org/10.18723/DIW_WB:2024-7-1

Greenstein, Theodore N. (2000): Economic Dependence, Gender, and the Division of Labor in the Home: A Replication and Extension. In: Journal of Marriage and Family 62 (2), S. 322–335. https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2000.00322.x

Jabsen, Annika/Blossfeld, Hans-Peter (2008): Die Auswirkungen häuslicher Pflege auf die Arbeitsteilung in der Familie. In: Zeitschrift für Familienforschung 20 (3), S. 293–321.

Keck, Wolfgang (2012): Die Vereinbarkeit von häuslicher Pflege und Beruf. Bern: Verlag Hans Huber.

Kelle, Udo/Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2. Aufl.

Klaus, Daniela/Vogel, Claudia (2021): Geht das stärkere Engagement von Frauen in Pflege und Unterstützung auf ihre geringere Arbeitsmarktbeteiligung zurück? Ein Beitrag zur Gleichstellungsdebatte. In: Sozialer Fortschritt 70 (2), S. 53–74. https://doi.org/10.3790/sfo.70.2.53

Kuhlmey, Adelheid/Budnick, Andrea (2023): Pflegende Angehörige in Deutschland: Vereinbarkeit von Pflege und Erwerbstätigkeit. In: Bundesgesund-

heitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 66 (5), S. 550–556. https://doi.org/10.1007/s00103-023-03687-3

Kupfer, Annett/Sickendiek, Ursel (2022): Beratung. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. 2. Aufl., S. 68–72.

Langehennig, Manfred (2012): In der Angehörigenpflege seinen „Mann" stehen – Einblicke in die gender-konstruierte Sorge-Arbeit pflegender Männer. In: Langehennig, Manfred/Betz, Detlef/Dosch, Erna (Hrsg.): Männer in der Angehörigenpflege. Weinheim: Beltz Juventa. S. 9–43.

Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2012): Herausgeforderte Männlichkeit. Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie. In: Baader, Meike Sophia/Bilstein, Johannes/Tholen, Toni (Hrsg.): Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 23–40. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19112-6_1

Nowossadeck, Sonja/Engstler, Heribert/Klaus, Daniela (2016): Pflege und Unterstützung durch Angehörige (= Report Altersdaten). Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen. https://www.dza.de/fileadmin/dza/Dokumente/Report_Altersdaten/Report_Altersdaten_Heft_1_2016.pdf [Zugriff: 08.06.2024].

Paulus, Stefan/Stiehler, Steve (2020): Switchen – eine (verdeckte) Bewältigungsform zur Vereinbarung von Erwerbs- und Sorgearbeit. In: Dinges, Martin (Hrsg.): Männlichkeiten und Care. Weinheim: Beltz Juventa, S. 86–108.

Rebaudo, Mara/Calahorrano, Lena/Hausmann, Kathrin (2021): Daten zur Informellen Pflege – Pflegebedürftige und Pflegende. In: Fraunhofer FIT – Daten zur Informellen Pflege. https://doi.org/10.24406/PUBLICA-FHG-301234

Reichert, Monika (2022): Vereinbarkeit von Pflege und Erwerbstätigkeit in Deutschland – Stand und Perspektiven. In: Waldenberger, Franz/Naegele, Gerd/Kudo, Hiroko/Matsuda, Tomoo (Hrsg.): Alterung als kommunale Aufgabe. Wiesbaden: Springer VS. S. 201–227.

Rogers, Carl R. (2004): Die notwendigen und hinreichenden Bedingungen für Persönlichkeitsentwicklung durch Psychotherapie. In: Rogers, Carl R./Schmid, Peter F.: Person-zentriert. Grundlagen von Theorie und Praxis. Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag. S. 165–184.

Rothgang, Heinz/Müller, Rolf/Runte, Rebecca/Unger, Rainer (2017): BARMER Pflegereport 2017. Schriftenreihe zur Gesundheitsanalyse/5, Siegburg: Asgard. https://www.barmer.de/resource/blob/1028610/ac141c44b72fe5a24a6d453c6fda9bf0/barmer-pflegereport-2017-band-5-data.pdf [Zugriff: 24.06.2024].

Sachverständigenkommission zum Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung (2017): Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten. Gutachten für den Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Berlin. https://www.bmfsfj.de/resource/blob/116926/003c4e01eb4c43b925318434f61483a8/zweiter-gleichstellungsbericht-gutachten-data.pdf [Zugriff: 24.05.2024].

Schneekloth, Ulrich (2006): Entwicklungstrends und Perspektiven in der häuslichen Pflege. Zentrale Ergebnisse der Studie Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie. 39 (6), S. 405–412. http://doi.org/10.1007/s00391-006-0413-3

Schneekloth, Ulrich/Geiss, Sabine/Pupeter, Monika/Rothgang, Heinz/Kalwitzki, Thomas/Müller, Rolf (2017): Studie zur Wirkung des Pflege-Neuausrichtungs-Gesetzes (PNG) und des ersten Pflegestärkungsgesetzes (PSG I). Abschlussbericht. Bundesministerium für Gesundheit. München: TNS Infratest Sozialforschung. https://www.bundesgesundheitsministerium.de/fileadmin/Dateien/5_Publikationen/Pflege/Berichte/Abschlussbericht_Evaluation_PNG_PSG_I.pdf [Zugriff: 08.06.2024].

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13 (3), S. 283–293.

Sharma, Nidhi/Chakrabarti, Subho/Grover, Sandeep (2016): Gender differences in caregiving among family – caregivers of people with mental illnesses. In: World Journal of Psychiatry, 6 (1), 7–17. http://doi.org/10.5498/wjp.v6.i1.7

Unabhängiger Beirat für die Vereinbarkeit von Pflege und Beruf (Hrsg.) (2022): Empfehlungen zur Familienpflegezeit und zum Familienpflegegeld. Teilbericht des unabhängigen Beirats für die Vereinbarkeit von Pflege und Beruf (Zweite Berichtsperiode) Stand 01.07.2022, Berlin. https://www.bmfsfj.de/resource/blob/200056/42abf8d95c281661058caaf581d10a97/empfehlungen-zur-familienpflegezeit-und-zum-familienpflegegeld-data.pdf. [Zugriff: 05.05.2024].

Voges, Wolfgang (2002): Perspektiven des Lebenslagenkonzeptes. In: Zeitschrift für Sozialreform 48 (3), S. 262–278.

West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender & Society 1 (2), S. 125–151. https://doi.org/10.1177/0891243287001002002

Zwar, Larisa/König, Hans-Helmut/Hajek, André (2020): Psychosocial consequences of transitioning into informal caregiving in male and female caregivers: findings from a population-based panel study. Soc Sci Med 264:113281. https://doi.org/10.1016/j.socscimed.2020.113281

Distance Caregiving – Vom Sorgen aus der Ferne und den Konsequenzen für die Soziale Arbeit

Stefanie Engler

[…] meine Mutter konnte nicht mehr einkaufen, die stand an der Haustür und wusste nicht mehr, was sie wollte, ne oder wo sie hinwollte oder was sie sollte. Die konnte schon zu dem Zeitpunkt ((einatmen)), diese Dinge gar nicht mehr erledigen. Und das fand ich EXTREM belastend. Also, wenn ich dann da war, dann war gut, aber wenn ich fuhr, dann hab ich sie ja wieder so hinterlassen und es hat ja nichts mehr verbessert oder verändert mein Einsatz. Immer dieses Gefühl, m=man müsste ja dort sein, aber hier hab ich ja auch Familie, das fand ich extrem innerlich zerreißend und extrem belastend.
Frau Braun, 59 Jahre alt, Mutter Demenz,
500 Kilometer – 6 Stunden entfernt.

1 Einleitung

Pflegende Zu- und Angehörige sind die zentrale Säule in der Versorgung älterer hilfe- und pflegebedürftiger Menschen (Statistisches Bundesamt 2022). Im Kontext des gesellschaftlichen und sozialen Wandels und zunehmender Mobilität verändern sich auch Familienstrukturen: das „Risiko", pflegebedürftige Angehörige zu haben, nimmt zu – die räumliche Entfernung zwischen den Generationen ebenfalls (Mahne/Huxhold 2016). Auswertungen der SHARE-Studie zeigen, dass etwa jedes Vierte erwachsene Kind in Deutschland mindestens 25 Kilometer vom pflegebedürftigen Elternteil entfernt lebt, 14 Prozent mehr als 100 Kilometer (Wagner/Franke/Otto 2019).

Immer häufiger stehen Angehörige angesichts dieser Trends vor der Herausforderung, Pflege und Sorge auch „auf Distanz" zu leisten. Erkenntnisse außereuropäischer Studien (Cagle/Munn 2012, Douglas et al. 2016) und erster deutschsprachiger Publikationen (Franke et al. 2019, Kramer/Engler/Bischofberger 2019, Woock/Mindermann/Busch 2020) lassen erkennen, dass sich in der Folge neue Profile pflegender Angehöriger herausbilden, die als „Distance Caregiver" spezifische Herausforderungen erleben und angesichts veränderter Pflegesettings auch besondere Bedürfnisse aufweisen (Watari et al. 2006). Räumliche Distanz, so der Konsens, verschärfe mögliche Stressoren und mache die Pflege

zu einer komplexen Herausforderung (Menack 2008). Neben finanziellen, sozialen, familiären, beruflichen und gesundheitlichen Konsequenzen zeige sich vor allem die Schwierigkeit, Bedarfe und Bedürfnisse der pflegebedürftigen Personen zu erkennen und zu wissen, wann Unterstützung erforderlich ist (Koerin/Harrigan 2002).

Über die bestmögliche Definition, was denn im Kontext von Pflege als „entfernt" zu betrachten sei, gab es lange keine Einigkeit – was auch den Vergleich von Studienergebnissen erschwerte (Cagle/Munn 2012: 694). Pionierstudien operationalisierten Entfernung zumeist über die tatsächliche *räumliche* Distanz. Ergänzt wurde die *zeitliche* Dimension – in Abhängigkeit verfügbarer und finanzierbarer Transportmittel oder *Kombinationen* dieser Kriterien. Der vorliegende Beitrag schließt an Distanzdefinitionen an, die die Notwendigkeit betonen, den *subjektiven Selbstdefinitionen und Selbstidentifizierungen* der Akteur*innen zu folgen (Bledsoe/Moore/Collins 2010) und berücksichtigt, dass es sich bei räumlicher Distanz im Kontext von Angehörigenpflege um ein komplexes Zusammenspiel von Geografie, Erreichbarkeit und persönlichen Hintergründen – insbesondere aber von Ressourcen – handelt (Manthorpe 2001; Parker/Church/Toseland 2006). Während der Corona-Pandemie wurde Distanz auch für bislang „nah" lebende Angehörige zur täglichen Herausforderung (Eggert/Teubner, 2022).

Im Rahmen des Kooperativen Promotionskollegs „Versorgungsforschung: Collaborative Care", angesiedelt an der Katholischen Hochschule Freiburg, der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, der Pädagogischen Hochschule Freiburg sowie der Evangelischen Hochschule Freiburg konnte das Promotionsprojekt *Pflegende Angehörige und räumliche Distanz: Versorgungsstrukturen, -lücken und -bedarfe* von 2016 bis 2019 vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg gefördert werden. Im Fokus stand damit erstmalig diese deutlich wachsende und doch in Deutschland bislang auch in der Sozialen Arbeit in Forschung und Praxis kaum wahrgenommene Zielgruppe: pflegende Angehörige, die bei räumlicher Entfernung für ihre hilfe- und pflegebedürftigen Angehörigen Sorge tragen. Ausganspunkt war gezielt die Nutzer*innen- bzw. Adressat*innenperspektive und damit das Interesse an ihren erlebten Herausforderungen und Belastungen, an ihren Strategien, den Lösungs- und Copingmöglichkeiten sowie die Erfahrungen mit Angeboten und Diensten im Versorgungssystem. Zudem sollten Handlungsempfehlungen zur Optimierung und Entwicklung von Versorgungskonzepten erarbeitet werden.

2 Theorie und Methodik

Das Fundament der Forschungsarbeit bildete ein Literaturreview, das nicht nur den Forschungsstand systematisch erhob und kritisch einordnete, sondern auch zu einem theoretischen Hintergrundmodell führte. Dieses diente als sensibilisierendes Konzept für die Konstruktion der Erhebungsinstrumente und führte –

ausgehend von der Rolle der Autorin als Sozialarbeiterin in der Versorgungsforschung – interdisziplinär vier theoretische Zugänge zusammen (Engler 2020b):
a) Perspektive familialer Pflege im Lebenslauf
b) System- und Netzwerkperspektive
c) Perspektive von familialer Pflege und Sozialgeografie
d) Perspektive von familialer Pflege und intergenerationeller Solidarität

Auf der Basis eines explorativ-qualitativen Forschungsansatzes näherte sich die Studie den Fragestellungen dann auf zwei Wegen:

In einer ersten Forschungsphase wurde die spezifische *Angehörigenperspektive* in den Blick genommen. Die Rekrutierungsstrategie beruhte dabei auf der Logik des Hilfe- und Pflegemix, wie ihn Bubolz-Lutz und Kricheldorff (2006) beschreiben. So wurden Schlüsselpersonen aus dem professionellen, informellen und semi-professionellen System kontaktiert: Gatekeeper und Multiplikatoren (wie Beratungsstellen, Pflegestützpunkte und ambulante Dienste), aber auch Kontaktpersonen im freiwillig-bürgerschaftlichen Bereich sowie in privaten Netzwerken und im Feld der Interessenselbstvertretung. Dieser Mix von Samplingstrategien ermöglichte es, 17 Interviews in die Studie einzuschließen. Die Interviewten sind überwiegend weiblich (14), verheiratet (11) und durchschnittlich 53,8 Jahre alt (41–62 Jahre). In den meisten Fällen teilen sie sich die Verantwortung für pflegebedürftige Elternteile mit weiteren Pflegepersonen (10), sehen sich aber auch in der Hauptverantwortung (3) oder eher „helfend" (3). Eine Interviewpartnerin gibt an, die alleinige Verantwortung zu tragen. Die durchschnittliche Entfernung zum Versorgungshaushalt beträgt 290 Kilometer (50–600 km).

Die durchschnittliche Interviewdauer der problemzentrierten Interviews (Witzel 2000) betrug 96 Minuten (45–150 Minuten). Die Interviewpartner*innen wählten den Interviewort selbst. Alle Interviews wurden von der Autorin selbst geführt, transkribiert und ausgewertet. Der vorab erprobte Leitfaden beinhaltet zehn Leitfragen. Nach einer narrationsanregenden Einstiegsfrage zum „Unterstützungsbeginn" wurden beispielsweise die Alltagssituation („Welche Aufgaben übernehmen Sie? Welche Rolle spielt die Pflegebedürftigkeit in Ihrem Alltag?"), die Auswirkungen von räumlicher Distanz und Pflege, Herausforderungen und positive Aspekte oder auch familiäre und professionelle Unterstützung thematisiert. Nach vollständiger Transkription wurden im Rahmen einer ersten Auswertungsstrategie unterstützt durch die Software MAXQDA im Sinne der inhaltlich-strukturierenden Inhaltsanalyse regelgeleitet Kategorien entwickelt (Mayring 2015).

Eine zweite Forschungsphase schloss sich an, in der anhand von 22 Expert*innen-Interviews der Blick gezielt auf Versorgungslücken und -anforderungen gerichtet wurde (vgl. ausführlich Engler 2020a).

Abschließend wurden mithilfe rekonstruktiver Verfahren Fallbeschreibungen und Typen entwickelt, die differenzierten Aufschluss über die spezifischen Handlungsorientierungen entfernt lebender pflegender Angehöriger geben. Die

folgende Ergebnisdarstellung konzentriert sich auf diese Teilstudie. Das methodische Vorgehen orientierte sich im Verlauf an der Dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack (Bohnsack/Hoffmann/Nentwig-Gesemann), wie sie Nohl (2017) insbesondere für Interviews entwickelte. Bereits während der inhaltsanalytischen Auswertung wurden sondierend zentrale narrative Passagen markiert, offene Fragen und erste Lesarten in Memos festgehalten. Vorannahmen, Irritationen, Assoziationen wurden parallel in einem Forschungstagebuch verschriftlicht.

Die Grenzen der Qualitativen Inhaltsanalyse (vom „Was-wurde-gesagt" zum „Wie-wurde-es-gesagt") lenkten die darauffolgenden Auswertungsschritte. Das Erkenntnisinteresse wandte sich vom *kommunikativen* hin zum *konjunktiven Wissen*, vom *immanenten Sinngehalt* zum *Dokumentsinn*. Trotz des großen Gesamtumfangs an Datenmaterial wurde darauf verzichtet, nur ein ausgewähltes Subsample vertieft zu analysieren. Aus jedem Interview flossen die Eingangssequenz und zwei bis drei weitere Passagen in die Auswertung ein. Die Passagen wurden danach ausgesucht, ob sie thematisch bedeutsam waren, kontrastierend interessant und ob sie sich sprachlich als besonders dicht (im Sinne von „Fokussierungsmetaphern") darstellten. Forschungsmethodisch wurde auf eine mögliche erste Annäherung in Form der Erstellung eines thematischen Verlaufs überwiegend verzichtet, da die Interviews bereits komplett transkribiert vorlagen. Die ausgewählten Passagen wurden zunächst formal interpretiert (Gliederung, Formulierung von Ober- und Unterthemen, Re-Formulierung). Dies ermöglichte es, sich den Daten noch einmal neu und fremd zu nähern, während gleichzeitig Bezüge zur vorhergehenden Inhaltsanalyse möglich waren (Paraphrase). Es schloss sich jeweils eine reflektierende Interpretation an, die schon kontrastierende Züge aufwies. Im Zuge dieses Auswertungsschrittes wurde eine formale Textsortentrennung (hinsichtlich erzählender, beschreibender, argumentativer und bewertender Passagen) vorgenommen. Sequenzanalytisch wurden die mikrosprachlichen Elemente (Syntax, Semantik, Interaktion) betrachtet, mit einem Fokus insbesondere auf Agency-/Positioning- und Metaphernanalyse). Hier wurde nach *homologen Mustern*, nach Sinn- und Regelhaftigkeiten gesucht und es wurde insbesondere darauf geachtet, wie sich *Orientierungsmuster* und *Orientierungsschema* zueinander verhalten (Enaktierungspotenzial, Orientierungsdilemmata etc.).

Aus beiden Interpretationen wurden Falldarstellungen entwickelt, die wiederum Basis für die Entwicklung einer sinngenetischen Typologie waren. Hierfür wurden die erarbeiteten Orientierungsrahmen kontrastiert und typisierend verglichen (interne Homogenität, externe Heterogenität). Interpretationsgruppen dienten der Entwicklung verschiedener Lesarten und der Reflexion der eigenen Standortgebundenheit. Die Basistypik gründet dabei analog zur Forschungsfrage auf den Orientierungen zur Stabilisierung und Sicherstellung der häuslichen Pflege bei räumlicher Distanz.

3 Auswirkungen räumlicher Distanz – Ergebnisse der inhaltsanalytischen Auswertung

Räumliche Entfernung zeigt Auswirkungen auf die Entscheidung zur Pflege, entfaltet Konsequenzen über den gesamten Pflegeprozess und bringt spezifische Belastungen mit sich. Die Angehörigeninterviews lassen eine große Bandbreite übernommener Aufgaben erkennen. Die größte Bedeutung kommt telefonischer Kommunikation zu. Vor Ort erfolgt ein Einstieg in die Unterstützung häufig über hauswirtschaftliche Aufgaben. Das Pflegesetting wird durch Koordination, Organisation und Vernetzung durch die entfernt lebenden Angehörigen (mit-)gestaltet. Eine zentrale Aufgabe ist die emotionale Unterstützung der Hauptpflegepersonen vor Ort. Besonders pflegende (häufig selbst erkrankte) Elternteile werden wiederholt als hochgradig belastet und an der Grenze ihrer physisch-psychischen Kräfte erlebt. Der Sinn der emotionalen Unterstützung des pflegenden Elternteils liegt folglich darin, ihn oder sie gesund zu erhalten, zu stärken, zu empowern und damit gleichzeitig ganz praktisch dazu beizutragen, dass das Versorgungssetting zu Hause möglichst lange und so stabil wie möglich aufrechterhalten werden kann.

Die entfernte Pflegesituation bringt herausfordernde Konsequenzen mit sich, die sich im sozialen Bereich vor allem auf die Zeit und Regenerationsmöglichkeit, auf die Familie und Partnerschaft und auf das Berufsleben der Pflegepersonen auswirken. Dies führt bis an die Grenzen der Belastbarkeit. Auch finanzielle Aspekte stellen eine existenzielle Herausforderung dar. Zentral erscheinen die emotionalen Auswirkungen infolge der räumlichen Entfernung: Zeitnot und Zeitdruck dominieren das Handeln vor Ort, was Tempodiskrepanzen und Un-Passungen zu den Angehörigen und professionellen Akteuren vor Ort beinhaltet. Die entfernt lebenden Angehörigen erleben sich häufig als „außen" vor, machtlos, abhängig, hilflos und angewiesen. Sie müssen Entscheidungen und Unterlassungen vor Ort akzeptieren, müssen aushalten, dass sie selbst die Versorgungssituation anders gestalten würden. Ihre Versorgungsideen erleben sie als „nur begrenzt umsetzbar", ihren Handlungsspielraum als limitiert, ihre Einsätze als begrenzt wirkungsvoll. Sie erleben sich als abhängig und angewiesen auf Professionelle und deren Versorgungsqualität. Gleichwohl werden ihnen vielfältige gesellschaftlich-familiale Erwartungen entgegengebracht, in welchem Umfang und wie sich zu kümmern sei. Als schwierig erweist sich vor allem auch die erlebte Ungewissheit: der Umgang mit Informationslücken, Informationsvagheit und fehlendem Wissen – wodurch sich die Notwendigkeit ergibt, Informationen selbst zu sammeln und zu konstruieren, und die Bedeutung gelingender Kommunikation mit Partnern vor Ort ersichtlich wird.

In der professionellen Kommunikation und Kooperation verstärken Kommunikationslücken das Gefühl von Sprach- und Informationslosigkeit. Es zeigt sich übergreifend ein Mangel an strukturiert-systematischen Gesprächs- und Beteiligungsformen und beidseitigen Informationswegen. Dabei erleben sich die ent-

fernt lebenden Angehörigen als angewiesen und abhängig, fürchten teilweise bei Kritik Sanktionen für sich selbst und ihre Angehörigen.

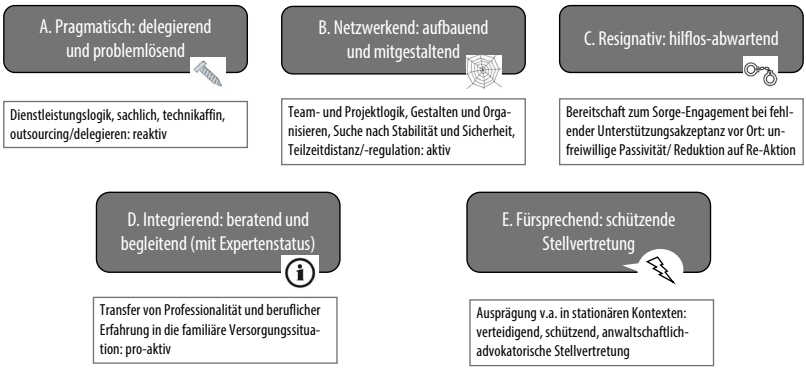
Gerade in Verbindung mit den Expert*innen-Interviews und kongruent zu Ergebnissen des Literaturreviews zeigt sich Konfliktpotenzial v. a. mit lokalen Familienmitgliedern und auch mit Profis in Sachen Kommunikation und Kooperation: Entfernt lebende Angehörige werden in ihrer Sorge als „Helikopter- und Feiertagskinder" wahrgenommen, die entweder durch Abwesenheit glänzen oder im Alleingang hektisch für Unruhe sorgen.

Die Interviewten äußern den Wunsch, trotz oder unabhängig von räumlicher Distanz als pflegende Angehörige gesehen, wahrgenommen und anerkannt zu werden. Sie wünschen sich, dass professionelle Dienste ihren fachlichen Blick wertfrei auf häusliche Pflege weiten, Familien über die Dyaden vor Ort hinaus als Netzwerk wahrnehmen und auch entfernte Angehörige als Teil davon betrachten. Sie benötigen in besonderer Weise kontinuierliche, verlässliche persönliche Ansprechpartner*innen, strukturierte Kommunikations- und Feedbackformen.

4 Typische Orientierungen entfernt lebender (pflegender und sorgender) Angehöriger – Ergebnisse des rekonstruktiven Auswertungszugangs

Durch die ergänzende und vertiefende rekonstruktive Auswertung konnten fünf typische Sorgeorientierungen entwickelt werden (Abb. 1).

Abb.1 Typische Orientierungen entfernt lebender (pflegender und sorgender) Angehöriger



eigene Darstellung

Tabelle 1 zeigt deren zentrale Elemente sowie Fokussierungsmetaphern und verweist auf die Interviews, die überwiegend herangezogen wurden. Analog zur dargestellten Forschungsmethodik (Nohl 2013) handelt es sich hierbei nicht um Real-, sondern um Idealtypen, das heißt, in einem Fall können auch mehrere Facetten identifiziert werden. Die ersten drei Typen (A, B, C) zeigen jeweils unterschiedliche handlungsleitende Orientierungen im Umgang mit den Herausforderungen der räumlichen Entfernung bei zunehmendem Unterstützungsbedarf der Eltern. Bei den Typen D und E zeigt sich darüber hinaus die Bedeutung des beruflichen Erfahrungshorizonts.

Voranzustellen ist die Erkenntnis, dass sich die unterschiedlichen Typen und ihre Versorgungssettings nicht dahingehend unterscheiden, dass eines mehr oder weniger gelingend, das andere mehr oder weniger fragil erscheint. Diese Ausprägung findet sich aber innerhalb des jeweiligen Typus, wenn sich die handlungsleitenden Orientierungen als in unterschiedlichem Maße hilfreich, realisierbar und *enaktierbar* erweisen.

Tab. 1 Typische Orientierungen (Kooperationsverständnis und Fokussierungsmetaphern)

Name	Pragmatisch: delegierend und problemlösend	Netzwerkend: aufbauen und mitgestalten	Resignativ: hilflos abwartend	Integrierend: beratend und begleitend (mit Expertenstatus)	Fürsprechend: schützende Stellvertretung
Kooperationsverständnis imUmgang mit professionellen Akteuren	Delegations- und Auftraggeberverständnis	Suche nach sinnvoller Ergänzung	Suche nach „Hilfe“: Vertrauen und Kontrollwunsch, Zufallslogik	partnerschaftlich-kooperativ („reinholen“)	solidarisch/loyal → wachsam/kritisch
Fokussierungsmetapher	Stellschraube	Projekt, Schemel, Stafette, bauen	„Riesenspagat“, gebundene Hände	„Berater in allen Lebenslagen“, „gefragt sein“	„die schlimme“ bzw. „die schwierige Angehörige“

Die Typen werden im Folgenden überblicksartig in ihren Orientierungen dargestellt, ihre spezifischen Bedarfe herausgearbeitet und damit auch empirisch fundierte Interventions- und Versorgungsstrategien als Konsequenzen (nicht nur für die Soziale Arbeit) identifiziert.

Typ A (pragmatisch) nähert sich der Gestaltung des Versorgungssettings überwiegend praktisch und sachbezogen. Er sucht nach schlüssigen Problemlösestrategien und versucht, anfallende Aufgaben systematisch und funktional familienintern zu verteilen und extern an professionelle Akteure zu delegieren (reaktiv, Outsourcing, Kooperationsverständnis: Auftraggeber-Logik). Aus dieser für ihn folgerichtigen Logik ergeben sich krisenhafte Konflikte und Missverständnisse im familiären Kontext und in der Zusammenarbeit mit professionellen Akteuren.

– Wichtig erscheint hier zunächst eine Form der Basis-Beratung und Gesundheitsedukation über Versorgungssituation und -system, Krankheitsverlauf und -prognose; und Finanzierungsmöglichkeiten.

Typ A neigt dazu, sich eher pragmatisch im Internet und über Flyer sachlich zu informieren, was in diesem Falle aber häufig als nicht ausreichend erscheint. Findet er den Weg in Beratungsstellen, kann es gelingen, über den ersten Zugang zu informativen Aspekten an die zugrunde liegenden psychosozialen Themen zu gelangen und in diesem Kontext Ambivalenzen von Grenzen-Aushalten und richtigen Zeitpunkten, Familienkonflikten, Schuld und Verantwortung in den Blick zu nehmen.
– Beratungsstellen sind hier zudem in einer kontinuierlichen Begleitung gefragt, als Lotsen im System und Brückenbauer. Sinnvoll kann auch eine Familienmoderation sein, die unterschiedliche Ansätze mit ihren jeweiligen Stärken sichtbar macht und mögliche Konfliktbearbeitung anstößt.

Zentral ist seine Suche nach einem verlässlichem „Case-Management", das sowohl professionell als auch familiär organisiert sein kann, als Hoffnung auf eine „Komplettlösung" bei gleichzeitiger Kontrolle und kommunikativer Anbindung.
– Typ A braucht verlässliche Partner vor Ort, die ihn positiv-wertschätzend einbeziehen, sich normativ enthalten und auch die Stärken seiner Herangehensweise sehen. Er scheint sich besonders für technische Lösungen zu interessieren, v. a. hinsichtlich Kommunikation und assistiver Technik, benötigt hier aber jeweils Beratung auch im Sinne ethischer Abwägungsunterstützung und beispielsweise Paten vor Ort, die bei der Einführung und Nutzung begleiten.

Typ B (netzwerkend) agiert im Verständnis der geteilten Verantwortung und begreift die Sicherstellung der häuslichen Versorgung als Team- und Projektaufgabe, bei der es um aktiven Aufbau und Mitgestaltung, um Organisation und Netzwerkarbeit geht. Hohes Qualitäts- und Sorgebewusstsein und Bereitschaft zur Erarbeitung eigener spezifischer Versorgungskompetenzen zeichnen diesen Typ aus. Aufgrund begrenzter zeitlicher und finanzieller Ressourcen sowie Ansprüchen an die eigene Verfügbarkeit vor Ort werden Grenzen der Machbarkeit entfernter Pflege erreicht. Auf der Suche nach Stabilität und Sicherheit wird die räumliche Distanz reguliert und situativ angepasst.
– Neben offenen Austausch- und Äußerungsmöglichkeiten mit professionellen Diensten wird vor allem Anerkennung und Wertschätzung der erbrachten Leistung gebraucht. Auch der edukative Ansatz der Förderung des Kompetenzerwerbs kann hilfreich sein.
– Mit Blick auf technische Möglichkeiten erscheinen vor allem Plattformen, Apps und damit Lösungen zum Organisieren, Netzwerken und Kontakt sinnvoll.
– Gleichzeitig fehlt es strukturell an Ressourcen (Geld und Zeit) und der Möglichkeit, dies Fehlen durch berufliche Vereinbarkeitsregelungen und finanzi-

elle Erleichterungen auszugleichen. Als ungerecht empfundene Lücken im Gesetz sind insbesondere für diese Gruppe schmerzhaft. Entlastungen im „Kampfmodus" und die Zusammenarbeit mit Pflege- und Krankenkassen als verlässlichen Partnern werden ebenfalls gewünscht.

Typ C (resignativ) ist auf der Suche nach der eigenen Rolle im Kontext von räumlicher Entfernung und häuslicher Pflege und zeigt sich dabei emotional hoch belastet (ambivalent, verstrickt, überfordert). Er bzw. sie – handelt es sich bei den berücksichtigten Interviewten doch überwiegend um Frauen der sogenannten Sandwichgeneration – zeigt hohe Bereitschaft, sich in der Sorge um die pflegebedürftigen Eltern zu engagieren, erlebt sich gleichzeitig durch die fehlende Akzeptanz ihrer Unterstützung von Seiten pflegenden und/oder pflegebedürftigen Eltern als zum Abwarten und zur Passivität gezwungen. Schuldgefühle, Rechtfertigungsdruck und Zerrissenheit im Spannungsfeld von Kontrolle und Autonomie prägen das Erleben – wie eine ausführliche Metaphernanalyse belegt.

- Sinnvoll könnte hier Technikunterstützung sein, die an den Bedarfen von Sicherheit und Kontrolle ansetzt (z. B. Hausnotruf). Auch Wohnumbaumaßnahmen und kleinere Maßnahmen (Beleuchtung etc.), die die Wohnsituation sicherer und beschützter machen, könnten dem Interesse der Interviewten entgegenkommen, zu einer stabilen Versorgungssituation beizutragen und an dieser Stelle beruhigend wirken. Möglich erscheint dies aber nur, wenn jeweils professionelle Akteure vor Ort zum Einstieg und zur Akzeptanzförderung beteiligt sind und bei den Eltern selbst positive Akzente setzen, auch um eine Überforderung zu vermeiden.
- Formen von Familienmoderation und systemisch-therapeutische Ansätze könnten es ermöglichen, Unausgesprochenes zu artikulieren, Interessen und Bedürfnisse auszusprechen und bei der Suche nach Lösungsmöglichkeiten zu vermitteln. Professionellen kommt hier die Aufgabe zu, bei der Formulierung und Aushandlungen von Versorgungszielen als Mittler zu fungieren. Gesprächsgruppen könnten die spezifischen Entfernungsherausforderungen aufgreifen und Perspektivwechsel ermöglichen.
- Es braucht zusätzlich Professionelle, Freiwillige und Nachbarn, die spezifische emotionale Herausforderungen und die damit verbundene Belastung erkennen, die vor Ort als Partner und Rückendeckung fungieren und die bereit sind für Austausch, Rückmeldung und Unterstützung in der Diskussion, ohne dabei Autonomie und Privatsphäre der Eltern zu verletzen.
- Bei professioneller psychosozialer Beratung und Begleitung gilt es ebenfalls, besonders den eigenen emotionalen Herausforderungen Platz einzuräumen.

Typ D (integrierend) versucht, berufliche Erfahrung und damit verbundene Professionalität in die familiäre Versorgungssituation zu transferieren, was unterschiedlich gut gelingen kann (Double Duty-Phänomen). Er agiert proaktiv und

zukunftsorientiert, zeigt hierin deutliche Nähe zum Typ Netzwerk, was auch seinem Kooperationsverständnis entspricht. Er regt familiären Austausch und Diskussion an und gibt wesentliche Versorgungsimpulse.

Angehörige des Typs D entwerfen sich als diejenigen, die „im Hintergrund" das große Ganze im Blick haben (Adam). Es dokumentiert sich hier das Verständnis, aus der Distanz und von der Hinterbühne aus die Rahmenbedingungen zu verfolgen und die Person zu sein, die durch ihren „fachlichen Beitrag" „noch mal mehr Hilfe ins Haus holen".

Im familiären Kontext kann es ihnen so gelingen, Wissen aus der eigenen beruflichen Praxis zu übertragen und Strukturen von Familienkonferenzen zu etablieren. Es dokumentiert sich aber auch die Gefahr, im privaten Kontext gegen die eigene berufliche Professionalität zu handeln und familiäre Muster nicht durchbrechen zu können oder sie erst im Nachhinein einzuordnen.

– Wichtig erscheinen vor allem Supervisions- und Reflexionsorte sowie die Unterstützung bei der Emotionsverarbeitung und Impulse, auch als Fachmann bzw. Fachfrau Beratung vor Ort zusätzlich einzubeziehen.
– Technische Hilfsmittel sind Typ D aus dem beruflichen Kontext bekannt. Gerade die interviewten Professionellen haben einen kritischen Blick auf technische Assistenz, kennen die Grenzen, sehen die Umsetzung realistisch-skeptisch und zweifeln an der Machbarkeit und Sinnhaftigkeit von umfassender Technisierung. Sie verstehen, dass man ethisch reflektieren und sich positionieren muss, sprechen sich beispielsweise eher für GPS-Tracking als für Kameramonitoring aus und argumentieren unter dem Aspekt des Autonomieerhalts. Sinnvoll erscheint wiederum eine Begleitung der Einführung und Nutzung möglicher technischer Hilfsmittel vor Ort.

Auch *Typ E (fürsprechend)* weist einen professionellen Erfahrungshorizont auf, jedoch eher aus der praktischen Pflege als aus Beratungskontexten. Dieser Typ konstruiert sich als Person mit doppelter Expertise: für die Biografie und die Bedürfnisse der Eltern sowie für die Gestaltung der Versorgung. In (überwiegend) stationären Kontexten sieht es Typ E als Aufgabe, beschützend, übersetzend, erklärend, eintretend und einfordernd aufzutreten und die als verletzbar und schutzbedürftig empfundenen Erkrankten im Versorgungssystem zu verteidigen. Durch dieses couragierte und engagierte Verhalten, verbunden mit einem klaren, fordernden und direktiven Auftreten, nimmt Typ E als Konsequenz auch Konflikte mit professionellen Akteuren und negative Sanktionen (Label: „schwierige Angehörige") in Kauf.

– Typ E reagiert positiv auf Anerkennung und Wertschätzung seiner Erfahrungen und Kompetenzen. Er möchte miteinbezogen und beteiligt werden. Er braucht strukturell verankerte Kommunikations- und Feedbackräume, in denen offene Rückmeldung möglich ist, artikuliert und gehört werden kann. Nötig sind sowohl der Aufbau einer Kommunikations- und Feedbackkultur als auch ein Klima von Vertrauen und Kooperation.

– Sinnvoll könnte eine Begleitung vor Ort durch kontinuierliche Ansprechpartner*innen sein, die zum Vertrauensaufbau beitragen beziehungsweise eine Begleitung der pflegebedürftigen Elternteile in Krankenhaussituationen, die den Druck, anwesend zu sein, mildert und mindert.

5 Fazit und Konsequenzen für die Soziale Arbeit

Angesichts des demografischen Wandels, der steigenden räumlichen Distanzen und der Diversität moderner Familienstrukturen haben Akteure der Sozialen Arbeit im Sozial- und Gesundheitswesen an vielen Stellen fachliche Berührungspunkte zu „Distance Caregivers". Diese erfüllen eine wichtige Funktion in der emotionalen und praktischen Entlastung von Hauptpflegepersonen vor Ort sowie als Brücke ins professionelle System. Als solche wurden sie bislang durch professionelle Akteure kaum wahrgenommen.

Die Studie lässt eine diverse Zielgruppe erkennen, mit einem breiten Aufgabenspektrum und vielfältigen Herausforderungen, vor allem im emotionalen Bereich. Ersichtlich wurde zudem ihre Bedeutung als Stabilisatoren und wesentliche Säule häuslicher Pflege, besonders bei alleinlebenden Pflegedürftigen sowie älteren Paaren. Die Typenbildung kann als wichtiger Schritt betrachtet werden, passgenaue und zielgerichtete Maßnahmen zu entwickeln und auf Basis erkannter Bedarfe differenzierte Interventionsoptionen zu erwägen. Erkennbar wurde eine neue Sozialfigur von wachsender Relevanz, die darauf aufmerksam macht, dass moderne Familienformen neue Herausforderungen an das Versorgungssystem stellen.

Für die professionelle Soziale Arbeit in diesem Feld heißt das: Bei zunehmenden Distanzen wächst die Notwendigkeit, beteiligte private, professionelle und bürgerschaftlich-nachbarschaftlich Engagierte koordinierend zu verbinden und Schnittstellen zu überbrücken. Zusammenarbeit, auch im Sinne der „Collaborative Care" und in der Logik einer Caring Community, ist bedeutsam, um Kommunikations- und Informationslücken zu überbrücken und drohende Versorgungslücken zu schließen. Es erweist sich als sinnvoll, hierfür lokale, kleinräumige, quartiers- und nachbarschaftliche Versorgungsstrukturen aufzubauen und zu fördern. Diese können in Form einer Verantwortungs- und Sorgegemeinschaft dazu beitragen, trotz Hilfe- und Pflegebedarf und auch ohne örtlich verfügbare Angehörige in der gewohnten Umgebung zu verbleiben.

Für die Soziale Arbeit bedeutet dies zudem eine Anpassung bestehender Angebote: Räumliche Entfernung muss stärker in Beratung, Begleitung und Kooperationskonzepte integriert werden. In der Gestaltung von Sorgesettings ist es notwendig, Distance Caregivers als bedeutsame Akteure wahrzunehmen und wertzuschätzen. Sie benötigen passgenaue und präventive Unterstützung in Form von Koordination, Edukation, Beratung und Begleitung – eine wichtige Aufgabe für die Soziale Arbeit. Sensibilisierende Qualifizierungen in Form

von Fort- und Weiterbildungen, aber auch bereits im grundständigen Studium der Sozialen Arbeit, können dazu beitragen, die Diversität moderner häuslicher Pflege zu erkennen und zu verstehen.

Gebraucht werden längerfristige Begleitungsangebote, die auch familienintern zu Austausch, Absprachen und Klärungen ermutigen und diese mediativ begleiten. Hier eröffnen sich ergänzend auch neue Engagementprofile ebenso wie in der Unterstützung von alleinlebenden Pflegebedürftigen. Bereits existierende technische Hilfsmittel können Teil einer Co-Lösung sein und bei räumlicher Entfernung zu Kontakt, Sicherheit und Erleichterung beitragen. Zu denken ist hier vor allem an Kommunikationsunterstützung, ebenso wie an Monitoringsysteme mit Alarmfunktion und generelle Smart-Home-Technologien. Sie bedürfen aber wiederum der einführenden Beratung, ethischen Diskussionsbegleitung und Unterstützung bei der Nutzung, auch um Überforderungsaspekten und Überwachungsskepsis im Dialog verstehend zu begegnen. Auch hier können Fachkräfte der Sozialen Arbeit zentrale Akteure sein. Insbesondere an diesen Schnittstellen ist aber auch die Wissenschaft Sozialer Arbeit gefragt, um mit Forschungsansätzen und Theoriebildung kritisch-reflexiv zu einer konzeptionellen Rahmung beizutragen.

Literatur

Bledsoe, Linda K./Moore, Sharon E./Collins, Wanda Lott (2010): Long Distance Caregiving: An Evaluative Review of the Literature. In: Ageing International 35, 4, S. 293–310. https://doi.org/10.1007/s12126-010-9062-3

Bohnsack, Ralf/Hoffmann, Nora Friederike/Nentwig-Gesemann, Iris (2018): Typenbildung und dokumentarische Methode. Forschungspraxis und methodologische Grundlagen. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.

Bubolz-Lutz, Elisabeth/Kricheldorff, Cornelia (2006): Freiwilliges Engagement im Pflegemix. Neue Impulse. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Cagle, John G./Munn, Jean C. (2012): Long-distance caregiving: A systematic review of the literature. In: Journal of Gerontological Social Work 55, 8, S. 682–707. https://doi.org/10.1080/01634372.2012.703763

Douglas, Sara L./Mazanec, Polly/Lipson, Amy/Leuchtag, Mary (2016): Distance caregiving a family member with cancer: A review of the literature on distance caregiving and recommendations for future research. In: World Journal of Clinical Oncology 7, 2, S. 214–219. https://doi.org/10.5306/wjco.v7.i2.214

Eggert, Simon/Teubner, Christian (2022): Distance Caregiving – Unterstützung und Pflege auf räumliche Distanz. ZQP-Analyse. Berlin: ZQP. https://www.zqp.de/wp-content/uploads/Analyse_DistanceCaregiving.pdf [Zugriff: 30.06.2024].

Eifert, Elise K./Adams, Rebecca/Morrison, Sharon/Strack, Robert (2016): Emerging Trends in Family Caregiving Using the Life Course Perspective. Preparing Health Educators for an Aging Society. In: American Journal of Health Education 47, 3, S. 176–197. https://doi.org/10.1080/19325037.2016.1158674

Engler, Stefanie (2020a): Häusliche Pflege und räumliche Distanz. Techniknutzung zwischen Autonomieermöglichung und -kontrolle. In: Psychotherapie im Alter, S. 81–95.

Engler, Stefanie (2020b): Pflegende Angehörige auf Distanz. Versorgungsstrukturen: Lücken, Bedarfe und Entwicklungsmöglichkeiten. Dissertationsschrift. Freiburg im Breisgau.

Franke, Annette/Kramer, Birgit/Jann, Pirkko Marit/van Holten, Karin/Zentgraf, Amelie/Otto, Ulrich/Bischofberger, Iren (2019): Aktuelle Befunde zu „distance caregiving". Was wissen wir und was (noch) nicht? In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 52, 6, S. 521–528. https://doi.org/10.1007/s00391-019-01596-2

Koerin, Beverly B./Harrigan, Marcia P. (2002): P.S. I love you. Long-distance caregiving. In: Journal of Gerontological Social Work 40, 1/2, S. 63–81.

Kohli, Martin (Hrsg.) (2000): Generationen in Familie und Gesellschaft. Lebenslauf – Alter – Generation, Bd. 3. Opladen: Leske und Budrich.

Kramer, Birgit/Engler, Stefanie/Bischofberger, Iren (2019): „Distance Caregiving" – empirische Einblicke aus betrieblicher Perspektive. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 52, 6, S. 546–551. https://doi.org/10.1007/s00391-019-01608-1

Mahne, Katharina/Huxhold, Oliver (2016): Nähe auf Distanz: Bleiben die Beziehungen zwischen älteren Eltern und ihren Erwachsenen Kindern trotz wachsender Wohnentfernungen gut? In: Mahne, Katharina/Wolff, Julia K./Simonson, Julia/Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Altern im Wandel: Zwei Jahrzehnte Deutscher Alterssurvey. Berlin: DZA, S. 223–239.

Manthorpe, Jill (2001): Caring at a distance: Learning and practice issues. In: Social Work Education 20, 5, S. 593–602. https://doi.org/10.1080/02615470120075109

Mayring, Philipp (2015): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Beltz. 12., überarb. Aufl.

Mazanec, Polly (2012): Distance caregiving a parent with cancer. In: Seminars in oncology nursing 28, 4, S. 271–278. https://doi.org/10.1016/j.soncn.2012.09.010

Menack, Julie (2008): Working with long-distance families: Tools the care manager can use. In: Cress, Cathy Jo (Hrsg.): Care Managers. Working with the Aging Family. Burlington: Jones & Bartlett Learning, S. 35–89.

Nohl, Arnd-Michael (2013): Relationale Typenbildung und Mehrebenenvergleich. Neue Wege der dokumentarischen Methode. Qualitative Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS.

Nohl, Arnd-Michael (2017): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Lehrbuch. Wiesbaden: Springer VS. 5., aktualisierte und erweiterte Auflage.

Parker, Michael/Church, Wesley/Toseland, Ronald (2006): Caregiving at a Distance. In: Berkman, Barbara/D'Ambruoso, Sarah (Hrsg.): Handbook of Social Work in Health and Aging. New York: Oxford University Press, S. 391–404.

Statistisches Bundesamt (2022): Pflege im Rahmen der Pflegeversicherung – Deutschlandergebnisse – 2021. Wiesbaden.

Wagner, Melanie/Franke, Annette/Otto, Ulrich (2019): Pflege über räumliche Distanz hinweg. Ergebnisse einer Datenanalyse des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 52, 6, S. 529–536. https://doi.org/10.1007/s00391-019-01605-4

Watari, Kecia/Wetherell, Julie Loebach/Gatz, Margaret/Delaney, Judith/Ladd, Cathy/Cherry, Debra (2006): Long distance caregivers. In: Clinical Gerontologist 29, 4, S. 61–77. https://doi.org/10.1300/J018v29n04_05

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. [25 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1(1), Art. 22. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228. [Zugriff: 28.05.2025].

Woock, Kristina/Mindermann, Nele/Busch, Susanne (2020): Besondere Herausforderungen multilokaler Familien – Erfahrungen im Projekt „AniTa – Angehörige im Tausch". In: Stadelbacher, Stephanie/Schneider, Werner (Hrsg.): Lebenswirklichkeiten des Alter(n)s. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 223–237. https://doi.org/10.1007/978-3-658-29073-3_7

Sexualität im Pflegeheim – Einblicke in ein stigmatisiertes und tabuisiertes Forschungs- und Handlungsfeld Sozialer Arbeit

Julia Steinfort und Birgitta Sträter

1 Einleitung

Fachkräfte in Einrichtungen der stationären Altenpflege stehen vor der Aufgabe, Sexualität zu enttabuisieren, die mit ihr verbundenen Aspekte von Lebensqualität und Wohlbefinden zu erkennen und für besseren Schutz vor Grenzüberschreitungen und Gewalt zu sorgen. Der bisherige Forschungsstand im Themenfeld Sexualität(-en) und Alter(n) lässt sich grob in zwei Bereiche einteilen: zum einen Forschungen, die Fragen nach Bedürfnissen und für diese notwendigen Ermöglichungsräumen in Organisationen stellen, und zum anderen Forschungen, die sexuell aufgeladene Handlungen als Mittel der Machtausübung in Einrichtungen mit vulnerablen Gruppen reflektiert werden. Diese beiden Perspektiven sind nicht gegeneinander zu stellen, die Ermöglichung von Sexualität stellt vielmehr einen hoch relevanten Schutzmechanismus vor sexualisierter Gewalt dar.

Im vorliegenden Beitrag wird das Thema Sexualität im Kontext stationärer Settings in Pflegeeinrichtungen im Rahmen partizipativer Forschung in diesem Spektrum betrachtet und damit einer Tabuisierung und Stigmatisierung des übergreifenden Themas Sexualität im Alter als „eines der großen Tabus unserer Gesellschaft“ (Brandenburg 2002: 346) begegnet. Dass dieses Tabu auch in Forschungskontexten von Relevanz ist, zeigt sich exemplarisch in der Aussage von Brähler/Berberich die feststellen: „[…] wir dachten, ältere Menschen hätten keine Sexualität, daher haben wir sie nicht befragt“ (ebd. 2009: 7). Letztere Aussage verweist auf (zur Zeit des Entstehens der Studie) vorhandene Tabuisierungen und Stigmatisierungen. Trotz zunehmender Diversifizierung individueller und gesellschaftlicher Altersbilder erscheint die Thematisierung von Sexualität im Alter nach wie vor schwierig, obwohl sexuelle Gesundheit untrennbar mit Wohlbefinden und Lebensqualität verbunden ist. Es ist auch die Aufgabe von Forschung, die vielfältigen Dimensionen von Sexualität im Lebensalltag älterer Menschen, insbesondere dann, wenn sie in institutionellen Kontexten leben, explizit zu berücksichtigen.

Der vorliegende Beitrag liefert dazu auf Basis eines Scoping Reviews, in dem die existierende deutsch- und englischsprachigen Fachliteratur zur Sexualität in stationären Altenpflegeeinrichtungen analysiert wird, sowie mit Einblicken in ein interdisziplinäres Forschungsprojekt (katho, Steinfort-Diedenhofen,

Sträter 2022–2024) eine Bestandsaufnahme. Diese zielt darauf ab, möglichst unterschiedliche Erfahrungen, Meinungen und Perspektiven hinsichtlich einer bislang stark tabuisierten Problemstellung zusammenzubringen. Abschließend werden Konsequenzen für eine sexualitätssensible Soziale Arbeit mit älteren Menschen, sowohl im Hinblick auf die Ermöglichung sexueller Gesundheit als auch den Schutz vor sexualisierter Gewalt und die für beides notwendigen Rahmensetzungen, aufgezeigt.

2 Lust und Intimität als lebenslanges Bedürfnis

Sexualität hat Auswirkungen auf verschiedene Lebensbereiche des Menschen und kann gemäß der Sexualwissenschaftler Klaus Beier und Kurt Loewit (2004: 22) in drei Dimensionen unterteilt werden. Differenziert wird zwischen der Fortpflanzungsdimension, welche die zwischenmenschliche Reproduktion beinhaltet und im Alter an Relevanz verliert, der Lustdimension, die sich auf den Genuss sexueller Aktivitäten fokussiert, und der Beziehungsdimension, welche die Akzeptanz, Geborgenheit und Sicherheit zwischenmenschlicher Beziehungen umfasst (ebd.). Eine solche Unterteilung hilft dabei, die Sexualität mehrdimensional zu begreifen und ihre Auswirkungen auf die verschiedenen Lebensbereiche zu verdeutlichen. Auch die Definition der World Health Organization (WHO) geht auf die drei Dimensionen der Lust, Intimität und Fortpflanzung ein und verdeutlicht die Relevanz von Sexualität für die eigene Identität des Menschen sowie die Diversität ihrer Ausdrucksformen (WHO 2023). Sexuelle Gesundheit wird definiert als Zustand des physischen, emotionalen, psychischen und sozialen Wohlbefindens, der einen positiven und respektvollen Umgang mit dem Thema erfordert (WHO 2022). Dabei betont die WHO (2022) in ihren Kampagnen zu sexueller Gesundheit, dass es keine Altersgrenze für sexuelle Aktivität gibt. Programme zur sexuellen Gesundheit müssen laut WHO (ebd.) auch den Bedürfnissen älterer Menschen gerecht werden. Doch auch wenn Sexualität Teil eines jeden Lebensalters ist, werden Senior_innen gesellschaftlich oft asexualisiert dargestellt und ihre sexuellen Bedürfnisse nicht thematisiert oder sogar als inakzeptabel betitelt, da Senior_innen als zu alt und zerbrechlich wahrgenommen werden (Waterman 2012: 46). Solchen Zuschreibungen wird jedoch in Studien widersprochen. So zeigte sich in der Berliner Altersstudie II, bei der Daten von 1.514 Erwachsenen im Alter von 60 bis 82 Jahren und einer Kontrollstichprobe von 475 jüngeren Erwachsenen mit Blick auf ihre sexuelle Aktivität, sexuelle Gedanken und Intimität analysiert wurden, dass die sexuelle Aktivität im Durchschnitt zwar geringer war im Vergleich zu den jüngeren Erwachsenen, sich jedoch keine Abweichungen hinsichtlich des Erlebens von Intimität und Geborgenheit ergaben (Kolodziejczak et al. 2019). Zudem zeigten sich große interindividuelle Unterschiede hinsichtlich der sexuellen Aktivität. Psychosoziale Faktoren spielten für das Erleben von Sexualität eine größere Rolle

als körperliche. Bei einem Umzug in eine Pflegeeinrichtung ist somit nicht nur der Wunsch, sondern auch durchaus das Erleben von Intimität weiterhin von Relevanz. Veränderungen hinsichtlich sexueller Aktivität werden nicht in erster Linie durch körperliche Verschlechterung erklärbar, sondern eher durch beispielsweise Gefühle von Einsamkeit oder Verlust von Privatsphäre (ebd.).

3 Sexualität im Lebensalltag der stationären Altenhilfe

Sexuelle Bedürfnisse von Bewohner_innen in stationären Pflegeinrichtungen werden oft nur dann angesprochen, wenn Pflegekräfte sich von sexuell übergriffigem Verhalten belästigt fühlen (Grond 2011: 84). Pflegekräfte fühlen sich im Umgang mit sexuellen Bedürfnissen von Bewohner_innen oft überfordert (Vight-Klußmann 2014: 33), und das Thema findet bislang noch nicht hinreichend Beachtung in der Altenpflegeausbildung. So zeigten Misamer et al. (2021) in ihrer Studie auf, dass bei 30 Prozent der befragten Altenpflegeauszubildenden das Thema Sexualität in der Ausbildung gar nicht bzw. bei Thematisierung oft ausschließlich negativ thematisiert wurde.

Der Bedarf an einrichtungsinternen wie auch einrichtungsübergreifenden Richtlinien bzw. Konzepten zur Ermöglichung von sexueller Gesundheit wie auch zum Schutz vor sexualisierter Gewalt wird zwar langsam, aber zunehmend gesehen. So erschien beispielsweise 2016 die „Leitlinie: Umgang mit Sexualität in den Einrichtungen der Seniorendienste“ der Geschäftsführung BBT-Gruppe, und 2023 veröffentlichte der Verband katholischer Altenhilfe in Deutschland (VKAD) das Konzept „Sexualität leben“. Der Wandel in der Haltung zu einer „angemessenen Offenheit für das Thema Sexualität“ (Geschäftsführung der BBT-Gruppe 2016: 11) von Einrichtungen und Organisationen erfolgt „nicht zuletzt deshalb, weil sich bei den Menschen, die heute in das entsprechende Alter kommen, ein grundlegender Wandel im Verhältnis zur Sexualität zeigt“ (Geschäftsführung der BBT-Gruppe 2016: 4). Um diesen Wandel aufgreifen zu können, wird im Forschungsdiskurs daher eine Beteiligung möglichst vieler Akteure_innen am Forschungsprozess forciert. So ist es in unterschiedlichen Phasen möglich, beispielsweise bereits bei der Festlegung von Zielen und Vorgehensweisen sowie in der Folge bei der Durchführung oder auch in der Interpretation und Einordnung von Ergebnissen, die Beforschten als aktiv Mitwirkende einzubeziehen. Dieses Vorgehen kommt aber nicht ohne eine kritische Analyse damit einhergehender ethischer Fragestellungen aus.

4 Ethische Aspekte in der partizipativen Forschung

Partizipative Forschung zum Thema Sexualität mit verschiedenen und teilweise besonders vulnerablen Adressat_innen stationärer Pflegeeinrichtungen, z. B. Bewohner_innen mit Demenz, stellt vielfältige Herausforderungen an forschungsethische Erwägungen. Über Sexualität zu sprechen, kann Bewohner_innen wie Fachkräfte verunsichern. Um über Sexualität(-en) zu sprechen, werden Begrifflichkeiten benötigt, mit denen sich der oder die darüber Sprechende sowohl im privaten wie im beruflichen Kontext wohlfühlt. Mitarbeitende im Bereich Pflege und Betreuung sind in Bezug auf ihre Qualifikationen, ihre Herkunft, aber auch ihr Alter eine sehr heterogene Gruppe (Liewald 2012). Mitarbeitende müssen nicht zwangsläufig jünger sein als die Bewohner_innen und Mitarbeitende können möglicherweise auch eigene Erfahrungen hinsichtlich Stigmatisierung beim Thema Sexualität und Alter(n) einbringen. Auch ist zu berücksichtigen, dass Kommunikation über Sexualität „immer Ich-Grenzen" (Dörr/Kutscher 2022) berührt und Selbstreflexion eigener Haltungen und eigener biographische Erfahrungen aktiviert. Bei allen am partizipativen Forschungsprozess Beteiligten – bei verschiedenen Adressat_innen einer Pflegeeinrichtung als Co-Forschende ebenso wie bei Wissenschaftler_innen von Hochschulen – kann es in den verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses, beispielsweise bereits bei der Auseinandersetzung mit der Forschungsfrage, nicht nur zu positiv besetzten, sondern auch zu schmerzhaften Erinnerungen bis hin zum Triggern früherer traumatischer Erfahrungen kommen (Poelchau et al. 2015).

Partizipative Forschungsformate sind auch mit Menschen mit Demenz möglich und ausdrücklich erwünscht, um deren Perspektive mit einzubringen, aber besonders sensibel zu reflektieren. Möglich wird dies durch die medizinethische Perspektive, wie sie Ende der 1970er Jahre von Beauchamp und Childress eingebracht und in vier medizinethischen Prinzipien gefasst wurde: (1) Respekt vor der Autonomie (mit der Forderung des informierten Einverständnisses), (2) Schadensvermeidung, (3) Fürsorge und (4) Gerechtigkeit (Marckmann 2000). Von hoher Relevanz in der Forschung mit Menschen mit Demenz ist ihre möglicherweise krankheitsbedingt eingeschränkte Einwilligungsfähigkeit, die zudem im Verlauf einer Studie aufgrund des Fortschreitens der Erkrankung nicht mehr gegeben sein kann (Rapp 2013: 165). Für mehr Partizipation muss die Befähigung zur Einwilligung in Forschung unterstützt werden, z. B. durch Aufklärung in leichter Sprache (Dahling/Oancea 2024: 22). Zur Schadensvermeidung müssen gerade bei nicht einwilligungsfähigen Menschen potenzielle Risiken minimal bzw. vernachlässigbar sein, wenn diese keinem eindeutigen persönlichen Nutzen gegenüberstehen (Rapp 2013: 166). Auch Eingriffe in die Privatsphäre sind als Schädigung mit zu berücksichtigen (ebd.). Gerade bei Menschen mit Demenz offenbart sich das forschungsethische Dilemma, dass Menschen mit schwerer kognitiver Beeinträchtigung weniger an Forschung beteiligt werden als Menschen in einer frühen Phase einer Demenzerkrankung und somit hinsichtlich

ihrer Teilhabe auch weniger von Forschung profitieren können. Auch aufgrund der bisherigen Vorherrschaft medizinischer Forschung steckt die aktive Beteiligung von Menschen mit Demenz als Co-Forschende in Deutschland noch in den Anfängen (Dahling/Oancea 2024: 23). Zunehmend wird jedoch das Potenzial des Erfahrungswissens von Menschen mit Demenz gesehen und bspw. in der Nationalen Demenzstrategie ihre aktive Partizipation gefordert und gefördert (BMFSFJ/BMG 2021; Dahling/Oancea 2024: 21). Somit können nicht nur Menschen mit Demenz, sondern auch die Demenzforschung von partizipativen Forschungsansätzen profitieren. Die Demenzerkrankten sind als Co-Forschende beteiligt, wobei im Sinne einer „doppelte[n] Zielsetzung" (Unger 2024: 1) deren Selbstbefähigung und Ermächtigung gefördert wird. Die Demenzforschung profitiert von der Vermeidung „fehlerhaft formulierte[r] und an der Lebensrealität vorbeigehende[r] Forschungsvorhaben" (Dahling/Oancea 2024: 24) und gestaltet sich somit „sozialer statt akademischer" (ebd.).

5 Sexualität im Alter innerhalb der stationären Altenhilfe – zum aktuellen Stand von partizipativ angelegter Forschung

Im Rahmen der hier darstellten Untersuchung wurde ein Scoping Review in Anlehnung an das fünfschrittige Verfahren von Arksey und O'Malley (2005) durchgeführt. Damit lässt sich der aktuelle Stand zur partizipativen Forschung zur Sexualität in stationären Altenpflegeeinrichtungen zeigen. Die resultierenden Erkenntnisse bezüglich der Relevanz der Thematik und die Berücksichtigung sexueller Bedürfnisse und ihrer Ermöglichung bilden die Basis der weiteren Untersuchung. Die im Rahmen der Recherche verwendeten Literaturdatenbanken PubMed und LIVIVO wurden entsprechend nach deutsch- und englischsprachigen empirischen Primärstudien der letzten zehn Jahre (2013–2023) durchsucht. Die verwendeten Suchbegriffe lauteten für PubMed „sexua* and "Residential Facilities"[Mesh] and partici*" und für LIVIVO „sexua* AND (nursing home OR long term care) AND participa*". Insgesamt konnten in beiden Literaturdatenbanken lediglich fünf Studien herausgefiltert werden, die explizit die Perspektive der Bewohner_innen einbezogen und erforschten. Bei ihnen allen handelte es sich um qualitative Interviews aus dem englischsprachigen Raum.

Im Rahmen der Literaturrecherche wurde festgestellt, dass sich bisherige Untersuchungen primär auf die Perspektive der Fachkräfte fokussieren und die Sicht der Bewohner_innen weitestgehend vernachlässigt wird (Brassolotto et al. 2020; Villar et al. 2014), wie sich an der geringen Zahl von lediglich fünf partizipativen Forschungsansätzen mit Fokus auf die Ermöglichung und Barrieren von Sexualität im Kontext der stationären Altenhilfe zeigt. Im Sinne partizipativer Forschung ist es jedoch von hoher Relevanz, die individuellen Wünsche und Bedürfnisse sowie die Wahrnehmung von Barrieren und Ermöglichungsräumen durch Bewohner_innen in Forschung und Praxis zu berücksichtigen.

In einer qualitativen, explorativen Studie erfragten Brassolotto et al. (2020), wie Bewohner_innen kanadischer Altenpflegeeinrichtungen und deren Familienangehörige Sexualität definieren, welchen Stellenwert ihr Ausleben innerhalb der Pflegeeinrichtung einnimmt, welche Erfahrungen die Befragten mit dem Ausleben ihrer Sexualität im Pflegeheim gemacht haben und welche Verbesserungsvorschläge sie für die Praxis aufzeigen können. Dabei berichteten die Teilnehmenden über verschiedene Möglichkeiten gelebter Sexualität in Pflegeheimen, sodass eine hohe Diversität in Bezug auf das Ausleben beobachtet werden konnte. Viele der befragten Bewohner_innen gaben an, dass der physische Geschlechtsverkehr für sie an Relevanz verloren und emotionale Intimität sowie körperliche Nähe und Geborgenheit in den Fokus gerückt seien (Brassolotto et al. 2020). Ähnliche Aussagen bezüglich der höheren Relevanz anderer Ausdrucksformen von Sexualität gegenüber dem körperlichen Geschlechtsverkehr wurden auch durch Palacios-Ceña et al. (2016) dokumentiert.

Weitere relevante Aspekte, die in den durch Brassolotto et al. (2020) geführten Interviews mehrfach thematisiert wurden, sind die Privatsphäre der Bewohner_innen sowie Herausforderungen in der Kommunikation über Sexualität. Den Bewohner_innen war es wichtig, dass sowohl ihre räumliche als auch ihre soziale Privatsphäre durch die pflegenden Fachkräfte gewahrt wird. Entsprechend wünschten sie sich nicht nur, in ihrem Zimmer einen ungestörten Rückzugs- und Wohlfühlort zu haben, sondern auch, dass Fachkräfte wertschätzend und sensibel mit geäußerten sexuellen Bedürfnissen umgehen, Informationen diskret behandeln und bei Bedarf das Ausleben beispielsweise durch die Zurverfügungstellung von Sexspielzeugen ermöglichen (Brassolotto et al. 2020: 4f.).

Auch wurde deutlich, dass Sexualität im Alter weiterhin ein tabuisiertes Thema darstellt. Viele Bewohner_innen waren unsicher, ob und mit wem sie bei sexuellen Themen ein Gespräch suchen oder wen sie um Hilfe bitten können, da Sexualität in den Pflegeeinrichtungen nicht thematisiert oder schambehaftet behandelt werde (ebd.: 5).

Die hohe Relevanz der Privatsphäre und der offenen, entstigmatisierenden Kommunikation über Sexualität konnte auch in anderen Studien verzeichnet werden. So widmeten sich unter anderem Villar et al. (2014) der Erforschung bestehender Barrieren in Altenpflegeeinrichtungen und befragten 53 Fachkräfte und 47 Bewohner_innen verschiedener spanischer Pflegeeinrichtungen im Rahmen einer qualitativen Untersuchung zu Hindernissen in der Ausübung der Sexualität. Während 40 Prozent der befragten Personen angaben, keine Hindernisse für die aktive Ausübung der Sexualität wahrzunehmen, berichteten alle anderen Befragten von mindestens einer Barriere. Am häufigsten wurde als Hinderns ein Mangel an Privatsphäre benannt (Villar et al. 2014). Weiterhin wurden seitens der Bewohner_innen mehrfach die persönliche Einstellung, der Gesundheitszustand und ein Mangel an Kommunikation über die Thematik als Barrieren für das Ausleben der Sexualität angegeben. Seitens der Fachkräfte wurden neben der mangelnden Privatsphäre ebenfalls vorrangig die persönlichen Einstellungen

der Bewohner_innen benannt (ebd.). Auch im Rahmen der qualitativen Untersuchung von Cook et al. (2017), bei der eine Pflegefachkraft, eine Bewohnerin, eine Gesundheitsassistentin und eine Angehörige zum Thema Intimität und Sexualität befragt wurden, wird ein Mangel an Privatsphäre mehrfach als Barriere in Pflegeeinrichtungen beschrieben. Die befragte Bewohnerin gab an, dass sie aufgrund dieser mangelnden Privatsphäre nicht das Gefühl habe, ihre Sexualität ausleben zu können, und auch die Pflegefachkraft bestätigte, dass die Privatsphäre der Bewohner_innen eher symbolisch als tatsächlich gegeben sei und somit ein Hindernis für das Ausleben der Sexualität darstellen könne.

Zu ähnlichen Ergebnissen kamen Palacios-Ceña et al. (2016), die in einer qualitativen Studie insgesamt 20 Bewohnerinnen spanischer Pflegeeinrichtungen zu empfundenen Barrieren in der Auslebung ihrer Sexualität befragten. Die Bewohner_innen nannten auch hier die mangelnde Privatsphäre an erster Stelle, gefolgt von den Einstellungen der Fachkräfte und Familienangehörigen, dem Mangel an Sexualpartnern und physischen Einschränkungen aufgrund körperlicher Erkrankungen. In Bezug auf die Einstellung der Fachkräfte sowie anderer Bewohner_innen äußerten mehrere Seniorinnen die Angst vor einer oder gar die Erfahrung der Abwertung geäußerter sexueller Bedürfnisse.

Die Enttabuisierung und Entstigmatisierung von Sexualität im Alter stellt demnach gemäß aktuellen Forschungsergebnissen einen hoch relevanten Aspekt im Umgang mit der Thematik dar. Wie bereits durch Brassolotto et al. (2020), Villar et al. (2014) und Palacios-Ceña et al. (2016) gezeigt wurde, dauert die gesellschaftliche Altersdiskriminierung und Asexualisierung älterer Menschen fort. Sowohl in Pflegeeinrichtungen als auch in der Gesellschaft und den Medien wird Sexualität im Alter stigmatisiert und tabuisiert. Auch im Rahmen einer qualitativen Studie von Simpson et al. (2017) wird die Problematik durch die Aussagen mehrerer Bewohner_innen, Ehepartner_innen und Fachkräfte deutlich. Sowohl die Bewohner_innen selbst als auch Fachkräfte äußerten aufgrund des Alters der Senior_innen Bedenken in Bezug auf die Aktualität und Relevanz der Thematik. Zudem wurde deutlich, dass, ebenso wie bereits bei Brassolotto et al. (2020), in den Einrichtungen nicht über Sexualität gesprochen wurde. Infolgedessen äußerten die 22 Untersuchungsteilnehmenden Empfehlungen für die Erforschung von Intimität und Sexualität in Pflegeeinrichtungen und wiesen darauf hin, dass eine breite Stichprobe sowie ein sensibler und wertschätzender Kommunikations- und Befragungsstil notwendig sei (Simpson et al. 2017).

Im Rahmen des im Folgenden dargestellten Lehrforschungsprojekts der Katholischen Hochschule NRW wurde eine partizipative Untersuchung zum Thema Sexualität sowie zu deren Ermöglichung in Pflegeeinrichtungen anvisiert und unter Berücksichtigung einer wertschätzenden Grundhaltung in diesem Sujet konkretisiert.

6 Ermöglichung von Sexualität – Einblick in ein Forschungsprojekt

6.1 Forschungsdesign

Im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts der Katholischen Hochschule NRW, Abteilung Köln, wurde von März 2022 bis Mai 2023 eine qualitative Studie zur Ermöglichung von Sexualität in Pflegeheimen durchgeführt. Hierzu wurden im August 2022 insgesamt 18 Bewohner_innen und 12 Fachkräfte in Gruppen- und Einzelinterviews befragt, um ihre Einstellungen zu Sexualität im Alter sowie die aktuelle Situation in Pflegeheimen zu untersuchen. Die Datenauswertung wurde mittels einer inhaltlich-strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz durchgeführt, wobei das Datenmaterial anhand eines deduktiv-induktiv entwickelten Kategoriensystems unter Berücksichtigung der Intercoder-Übereinstimmung in zwei Phasen bearbeitet wurde (Kuckartz/Rädiker 2022: 132ff.). Die Auswertung der erhobenen Daten erfolgte mit Hilfe der Software MAXQDA 2020.

Die Befragten waren zum Zeitpunkt der Befragung zwischen 55 und 85 Jahren alt, wobei zwei Drittel mindestens 70 Jahre alt waren, und lebten zwischen wenigen Monaten und neun Jahren in der Einrichtung. Von den Bewohner_innen ordneten sich zwölf selbst dem weiblichen und sechs dem männlichen Geschlecht zu. Die Fachkräfte waren zwischen 23 und 61 Jahren alt, wobei sich sieben dem weiblichen und fünf dem männlichen Geschlecht zuordneten. Es handelte sich überwiegend um Pflegefachkräfte sowie vier Fachkräfte in Leitungspositionen, eine Ergotherapeutin und Fachkräfte aus der sozialen Betreuung. Die Interviewer_innen waren zwischen 21 und 26 Jahren alt.

6.2 Ergebnisse

In den Interviews wird deutlich, dass die Wünsche, Bedürfnisse und auch Ängste der Senior_innen in Bezug auf ihre Sexualität divers sind. So beschreiben einige, dass sie weiterhin Interesse an Sexualität hätten und sich durchaus ein aktives Sexualleben wünschten. Andere Bewohner_innen berichteten hingegen von sexuellen Bedürfnissen, deren Ausleben sie jedoch aufgrund ihres Alters, der Wohnsituation oder mangelnder Partner_innen für unrealistisch hielten. Sie hätten sich mit dieser mangelnden Bedürfnisbefriedigung. Weiterhin gibt es in den Interviews Hinweise, dass manche Senior_innen kein Interesse mehr an Sexualität haben, was oft mit dem Tod der jeweiligen Partner_innen in Verbindung gebracht wird.

Mit Blick auf die von Klaus Beier (Beier/Loewit 2004: 22) unterschiedenen drei Dimensionen der Sexualität zeigt sich anhand der Interviews, dass für die Senior_innen die Lustdimension, gefolgt von der Beziehungsdimension, am relevantesten ist. Ähnlich wie bereits durch Brassolotto et al. (2020) oder Palacios-Ceña et al. (2016) beschrieben, steht jedoch nicht der physische sexuelle Akt,

beispielsweise in Form penetrativen Geschlechtsverkehrs, sondern vielmehr das Empfinden von Nähe, Zuneigung, Zärtlichkeit und Geborgenheit im Fokus. So beschreibt eine Bewohnerin: „Es ist ja vielleicht nicht immer DER Sex, sondern es ist halt anders. Ich glaub, das verändert sich halt auch mit dem Alter" (GB16,883). Viele der befragten Bewohner_innen scheinen die gesellschaftlich vorherrschenden Stigmata verinnerlicht zu haben und diese sogar zu reproduzieren. So äußern sich einige Bewohner_innen sowohl selbst- als auch fremdstigmatisierend, zeigen zugleich aber ein Interesse an Sexualität: „aber nicht mit den alten Tanten, die hier rumschwirren, die zittern, ja. Also, nee, damit kann ich nichts anfangen. Das brauch' ich nicht" (B03, 367-368).

Immer wieder wird im Interviewmaterial deutlich, dass die befragten Senior_innen sich entsprechend der gesellschaftlichen Zuschreibung als zu alt für Sexualität empfinden: „In dem Alter glaub' ich hat sich das erledigt" (B05,234). Dabei sind es neben den Bewohner_innen selbst auch die Fachkräfte, die zum Teil mit Verwunderung und Belustigung auf sexuelle Aktivitäten der Bewohner_innen reagieren und so die Senior_innen zusätzlich verunsichern. Sowohl Bewohner_innen als auch Fachkräfte äußern jedoch einen klaren Wunsch nach Entstigmatisierung und Enttabuisierung wenn sie beispielsweise fordern: „Es SOLLTE die Möglichkeit geben, drüber sprechen zu können und das zu thematisieren" (P02, 85). Sowohl die Befragten alten Menschen als auch die Fachkräfte betonten, dass es wichtig wäre, offener über Sexualität zu sprechen,

7 Fazit

Konsequenzen dieser Einblicke in das Sujet Sozialer Arbeit mit älteren Menschen im Hinblick auf Sexualität lassen sich sowohl für die theoretische Weiterentwicklung der Wissenschaft Sozialer Arbeit als auch handlungspraktisch für die Profession ziehen.

Letztere beschreibt die praktische Anwendung des Wissens und die Notwendigkeit der Entwicklung einer sexualitätssensiblen Haltung von Fachkräften. Diese ist entscheidend für eine Entstigmatisierung und Enttabuisierung des Themas und bildet die Basis, auf der sich sexuelle Gesundheit und Lebensqualität älterer Menschen bis zum Lebensende auch in stationären Kontexten weiterentwickeln kann. Sozialarbeiter_innen kommt hier die Aufgabe zu, die Standards und Erwartungen ihrer beruflichen Praxis immer wieder zu definieren und in konkrete Strategien, z. B. zur Prävention von sexualisierter Gewalt in den Organisationen, zu überführen. Beispiele hierfür sind derzeit entstehende Leitfäden der Verbände, die Hinweise zum Umgang mit Sexualität älterer Menschen in verschiedenen Handlungsfeldern Sozialer Arbeit geben, z. B. der Verband katholischer Altenhilfe in Deutschland (2023) oder die voraussichtlich 2025 zur Verfügung stehende Broschüre der Korian-Stiftung für Pflege und würdevolles Altern. Um Fragen zur Ermöglichung von Sexualität in Altenpflegeeinrichtungen sowie nach dem not-

wendigen Schutz vor sexualisierter Gewalt bedarfsgerecht beantworten zu können, sind die Mitarbeiter_innen der Sozialen Dienste der Einrichtungen aufgefordert, sich auch auf interdisziplinäre Lernprozesse einzulassen. In gemeinsamen Such- und Aushandlungsprozessen können die unterschiedlichen Akteur_innen hier mitbestimmen, was wann und wie konkret getan werden kann, um Lebensqualität zu erhalten und zu erweitern. Sozialgeragogische Bildungsarrangements (Steinfort-Diedenhofen 2023: 107) bieten hierzu Möglichkeiten, die dafür notwendigen Kompetenzen in der Kommunikations-, Entscheidungs- und Problemlösefähigkeit zu entwickeln und damit Spielräume für das gemeinsame Lernen zu eröffnen.

Für die Disziplin Sozialer Arbeit verweisen die bisherigen Erkenntnisse auf die notwendige Weiterentwicklung und Anwendung von Theorien und Modellen, die erklären, was die Sexualität älterer Menschen generell von vorherigen Lebensphasen unterscheidet und inwiefern individuelle Muster biografisch, aber auch kulturell und organisational Resonanz finden. Die Chance adressat_innenbezogener Forschungen besteht darin, in partizipativ ausgerichteten Formaten Fragen mit Bezug auf das eigene Leben, das Zusammenleben in der Gemeinschaft und der Gesellschaft im demografischen Wandel zu reflektieren und gemeinsam nach Gestaltungsoptionen für identifizierte Herausforderungen zu suchen. Der Umgang mit Sexualität bis ins hohe Alter stellt damit für Disziplin und Profession komplexe Fragen, die in einer „akteursbezogenen Forschung mit ihrer selbstverständlichen Etablierung erst in ihrer ganzen Tragweite sichtbar werden“ (Graßhoff 2013: 9). Die Soziale Arbeit ist angesichts des Themas Sexualität im Pflegeheim aufgefordert, sich auch selbst immer wieder zu hinterfragen und die Grenzen von Partizipation und Teilhabe zu erweitern. Gerade im Hinblick auf das höchst individuelle und persönliche Thema der Sexualität ist es wichtig, sensibel für die vielfältigen Perspektiven der Älteren selbst zu bleiben. Fachkräfte (und solche, die es werden wollen) können in partizipativ angelegten Prozessen durch Anregung und Anleitung zu kritischer Reflexion der Verhältnisse, die auch über die eigenen Bedürfnisse hinausreichen, ein höheres Maß an Sensibilität für das Thema entwickeln. Die in einem solchen partizipativen Prozess entwickelten Lösungen legen nicht von außen fest, sondern setzen an den Bedarfen und Bedürfnissen der Adressat_innen an und eröffnen damit letztlich auch für die Soziale Arbeit immer wieder Räume zur Reflexion eigener Praxen und darin inbegriffener Tabus und Stigmata.

Literatur

Arksey, Hilary/O’Malley, Lisa 2005): Scoping Studies: Towards a Methodological Framework. In: International Journal of Social Research Methodology 8, 1, S. 19–32.

Beier, Klaus M./Loewit, Kurt (2004): Theoretische Grundlagen der Syndyastischen Sexualtherapie. In: Lust in Beziehung. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 21–39. https://doi.org/10.1007/978-3-642-18693-6_2

Brandenburg, Ulrike/Sperling, Herbert./Hartmann, Uwe/Truß, Michael C./Stief, Christian (2002): Sexualität im Alter. In: Der Urologe, 41, S. 346–349. https://doi.org/10.1007/s00120-002-0214-2

BMFSFJ/BMG (2021): Nationale Demenzstrategie. 2. Aufl. https://www.bmfsfj.de/resource/blob/159762/5a16ea542c67ed29aa458b8c30a5ad82/200701-nationale-demenzstrategie-data.pdf [Zugriff: 01.06.2024].

Brassolotto, Julia/Howard, Lisa/Manduca-Barone, Alessandro(2020): „If you do not find the world tasty and sexy, you are out of touch with the most important things in life“: Resident and family member perspectives on sexual expression in continuing care. In: Journal of Aging Studies, 53, 100849. https://doi.org/ 10.1016/j.jaging.2020.100849

Cook, Cathrine/Schouten, Vanessa/Henrickson, Mark/McDonald, Sandra (2017): Ethics, intimacy and sexuality in aged care. In: Journal of Advanced Nursing, 73, S. 3017–3027. https://doi.org/ 10.1111/jan.13361

Dahling, Volker/Oancea, Dennis (2024): Wie kann partizipative Forschung von Menschen mit Demenz gelingen? In: Sozialpsychiatrische Informationen 2024; 54, 1, S. 21–25. https://doi.org/10.1486/si-01-2024_05

Dörr, Margret/Kutscher, Nadia (2022): Zwischen Tabu und Offenheit. In: Sozial Extra 46, S. 4–8. https://doi.org/10.1007/s12054-021-00444-1

Geschäftsführung der BBT-Gruppe (2016): Leitlinie – Umgang mit Sexualität in den Einrichtungen der Seniorendienste. https://www.bbtgruppe.de/media/docs/broschueren/Umgang-mit-Sexualitaet-Einrichtungen-SD_BBT-Leitlinie.pdf [Zugriff: 09.06.2024].

Graßhoff, Gunther (2013): Adressaten, Nutzer, Agency – Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit. In: Graßhoff, G. (Hrsg.): Adressaten, Nutzer, Agency. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–15. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19007-5_1

Grond, Erich (2011): Sexualität im Alter. Was Pflegekräfte wissen sollten und was sie tun können. Hannover: Schlütersche Verlagsgesellschaft, 2. Aufl.

Kolodziejczak, Karolina/Rosada, Adrian/Drewelies, Johanna/Düzel, Sandra/Eibich, Peter/Tegeler, Christina/Wagner, Gerd G./Beier, Klaus M./Ram, Nilam/Demuth, Ilja/Steinhagen-Thiessen, Elisabeth/Gerstorf, Denis (2019): Sexual activity, sexual thoughts, and intimacy among older adults: Links with physical health and psychosocial resources for successful aging. In: Psychology and Aging, 34,3, S. 389–404. https://doi.org/10.1037/pag0000347

Kuckartz, Udo/Rädicker, Stefan (2022): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. 5. Aufl.

Liewald, Katharina (2012): Diversität in Alters- und Pflegeheimen. Wegleitung für Führungspersonen und Mitarbeitende der stationären Langzeitpflege. https://www.dialog-integration.ch/_upload/file/i_20121204-104530-76.pdf [Zugriff: 01.06.2024].

Marckmann Georg (2000): Was ist eigentlich prinzipienorientierte Medizinethik? In: Ärzteblatt Baden-Württemberg, 56, 12, S. 499–502.

Misamer, Melanie/Warneck, Juliana/Meyer-Rötz, Sinja H./Belz, Michael/Wiltfang, Jens/Signerski-Krieger, Jörg (2022): Wissensstände und Einstellungen von Altenpflegeauszubildenden zum Thema Alterssexualität: Eine explorative quantitative Befragung. In: Pflege, 35, 1, S. 41–48. https://doi.org/10.1024/1012-5302/a000826

Palacios-Ceña, Domingo/Martínez-Piedrola, Rosa M./Pérez-de-Heredia, Marta/Huertas-Hoyas, Elisabet/Carrasco-Garrido, Pilar/Fernández-de-las-Peñas, Cesar (2016): Expressing sexuality in nursing homes. The experience of older women: A qualitative study. In: Geriatric Nursing, 37, S. 470–477. https://doi.org/10.1016/j.gerinurse.2016.06.020

Poelchau, Heinz-Werner/Briken, Peer/Wazlawik, Martin/Bauer, Ullrich/Fegert, Jörg/Kavemann, Barbara (2015): Bonner Ethik-Erklärung. Empfehlungen für die Forschung zu sexueller Gewalt in pädagogischen Kontexten entwickelt im Rahmen der BMBF-Forschungslinie „Sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in pädagogischen Kontexten“. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 35, 3, S. 320–326.

Rapp, Michael (2013): Ethische Probleme in der Demenzforschung. In: Helmchen, Hanfried (Hrsg.): Ethik psychiatrischer Forschung. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 163–168. https://doi.org/10.1007/978-3-642-35055-9_12

Simpson, Paul/Brown Wilson, Christine/Brown, Laura/Dickinson, Tommy/Horne, Maria (2017): The challenges and opportunities in researching intimacy and sexuality in care homes accommodating older people: a feasibility study. In: Journal of Advanced Nursing, 73, 1, S. 127–137. https://doi.org/10.1111/jan.13080

Unger, Hella von (2014): Partizipative Forschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-01290-8_1

Steinfort-Diedenhofen, Julia (2023): Bildungsarbeit mit älteren Menschen. Reflexions- und Handlungswissen für die Soziale Arbeit. Stuttgart: Kohlhammer.

Verband katholischer Altenhilfe in Deutschland e. V. (2023): Leitfaden Konzept „Sexualität leben“ in Einrichtungen der Altenpflege. Berlin.

Vight-Klußmann, Ruth van der (2014): (Kein) Sex im Altenheim. Körperlichkeit und Sexualität in der Altenhilfe. Hannover: Schlütersche Verlagsgesellschaft.

Villar, Feliciano/Celdrán, Montserrat/Fabà, Josep/Serrat, Rodrigo (2014): Barriers to sexual expression in residential aged care facilities (RACFs): comparison of staff and residents' views. In: Journal of Advanced Nursing, 70, 11, S. 2518–2527. https://doi.org/ 10.1111/jan.12398

Waterman, Emily A. (2012): Reactions of College Students to the Sexuality of Older People. In: Journal of Student Research, 2, S. 46–50.

World Health Organization (2023): Sexual health. https://www.who.int/health-topics/sexual-health#tab=tab_2 [Zugriff: 03.12.2023].

World Health Organization (2022): Sexual health doesn't get old! https://x.com/WHO/status/1493194483152097286?lang=de [Zugriff: 31.05.2024].

Die Relevanz digitaler Medien für Kommunikation und Teilhabe im höheren und hohen Alter in sozialräumlichen Kontexten[1]

Tjard de Vries, Ines Himmelsbach und Michael Doh

1 Einleitung

In Zeiten des digitalen Wandels gewinnen digitale Medien wie Smartphone und Tablet für Lebenswelten und -räume an Bedeutung. Meine (2017) weist in diesem Zusammenhang auf eine teilweise Hybridisierung von Sozialräumen hin, die sich im Kern dadurch auszeichne, dass existierende Räume in zunehmendem Maße durch digitalisierte Daten, u. a. in Bild- und Textform, sowie soziale und digitalisierte Netzwerke stärker miteinander verflochten seien. Dadurch werden ein und dieselben sozialräumlichen Kontexte durch eine Anreicherung digitaler Technologien auf individueller Ebene neu erfahrbar und es ergeben sich neue Potenziale für die Entfaltung von Alltagspraktiken (vgl. ebd.: 28). Gleichwohl sind, trotz weltweit kontinuierlich zunehmender Onliner-Quoten, noch immer Bürger:innen, vor allem im höheren und hohen Lebensalter, von diesem Trend ausgeschlossen und verfügen entweder nicht über digitale Endgeräte oder besitzen keine entsprechenden digitalen Kompetenzen (vgl. Rathgeb et al. 2022; Doh 2020; König/Seifert/Doh 2018). Daher können sie diese Potenziale nicht für das eigene Wohn- und Lebensumfeld nutzen.

Vor diesem Hintergrund beleuchtet der Beitrag auf Basis einer sozialräumlichen Studie, wie sich die digitalen Kommunikations- und Informationspfade von Personen im höheren und hohen Alter im Sozialraum gestalten und welche Bedeutung dies für die sozialräumliche Teilhabe und -gabe (vgl. von Kardorff, 2014) hat. Damit sollen Anknüpfungspunkte für den methodischen und theoretischen Diskurs innerhalb der Sozialen Arbeit gewonnen und Adaptionsmöglichkeiten sowie Grenzen einer sozialräumlichen Erhebungsmethode für die Analyse von sozialräumlichen Kontexten im Alter diskutiert werden.

1 Dieser Beitrag entstammt dem BMBF-geförderten Verbundprojekt DiBiWohn – Digitale Bildungsprozesse für ältere Menschen in seniorenspezifischen Wohnformen der institutionalisierten Altenhilfe (FKZ: 01JD1908, Lfz.: 2020–2025). Mittels partizipativer Methoden und einem Peer-to-Peer-Konzept sollen digitale Zugänge für die Zielgruppe erschlossen werden. Das Vorhaben wird u. a. durch bildungstheoretische und medien-gerontologische (Grundlagen-)Forschung flankiert.

2 Theoretischer Hintergrund der Studie

Anknüpfend an Arbeiten von Reutlinger (2009) ist für die Studie ein relationales Raumverständnis handlungsleitend, das Sozialräume nicht als „absolute Einheiten, sondern ständig (re-)produzierte Gewebe sozialer Praktiken" (Kessl/Reutlinger 2022: 29) versteht und subjektive sowie gruppenbezogene Deutungen von Raum in den Mittelpunkt rückt (vgl. Reutlinger 2009: 20). Zudem spielen Überlegungen zu einem relationalen Raumverständnis im Kontext von Einrichtungen der stationären Langzeitpflege eine Rolle, die Potenziale einer institutionellen Quartiersöffnung aufzeigen (vgl. Bleck et al., 2018). Um Chancen für eine Öffnung ins Quartier in das Alltagsgeschehen der Einrichtungen einzuflechten und sozialräumliche Teilhabepotenziale auszuschöpfen, sollte eine Quartiersöffnung immer „*für* und *in* den Sozialraum" (ebd.: 5, Hervorhebungen im Original) geschehen. In diesen räumlichen Bezügen seien, so Bleck, van Rießen und Knopp (2018), für ein sozialraumorientiertes Handeln zudem nicht nur der sozialräumliche Blick und eine räumlich-reflexive Haltung in Bezug auf die im Sozialraum zugrunde liegenden Rahmenbedingungen und Handlungsspielräume zentral. Notwendig ist auch eine Orientierung an den Perspektiven der Bewohner:innen im Sinne einer Lebensweltperspektive (vgl. Bleck 2021). Vor diesem Hintergrund werden die Interviewten im Sinne der Lebensweltorientierung (vgl. Thiersch 2020) als Expert:innen ihrer Lebenswelt verstanden. Weiterhin ist das Konzept der Lebensbewältigung (vgl. Böhnisch 2023) von Bedeutung, da die Nutzung digitaler Medien Potenziale bietet, im Alter handlungsfähig zu bleiben, um bspw. kritische Lebensereignisse zu bewältigen.

Im Zentrum des Forschungsinteresses standen Bezüge zur Digitalität im Sozialraum und insbesondere die individuellen Deutungen von Raum, sozialraumbezogene Nutzungsmuster und -weisen innerhalb und außerhalb des Wohnsettings sowie die Frage danach, welche Bedeutung den digitalen Medien im jeweiligen Lebensumfeld zugeschrieben wird sowie ob bzw. inwiefern die Interviewten digitale bzw. virtuelle Räume erleben.

3 Aufbau der sozialräumlichen Studie

Das entwickelte Erhebungsinstrument kombiniert subjektive Landkarten (vgl. Deinet/Krisch 2009) mit einem problemzentrierten Interview (PZI) (vgl. Witzel 2000). Die erstgenannte Methode stellt eine vereinfachte Form der narrativen Landkarten dar und findet ihre Anwendung klassischerweise im Kontext sozialraumbezogener Forschung mit Kindern und Jugendlichen (vgl. Deinet/Krisch 2009; Deinet 2009: 75–78; Daum 2011). Gleichwohl bestehen bereits Anwendungserfahrungen im Kontext von Forschungsarbeiten mit Personen im höheren und hohen Alter. Durch diese Methodenkombination entsteht ein Konglomerat an Forschungsdaten bildlicher und textlicher Art, die im Auswertungsprozess

aufeinander bezogen werden können. Ferner regt die Entwicklung einer subjektiven Landkarte auf Seiten der Interviewten Reflexionen zum eigenen Wohn- und Lebensumfeld an (vgl. van Rießen/Bleck 2013).

Wie Abb. 1 zeigt, werden die Interviewten dazu eingeladen, auf einem leeren DIN-A3-Blatt eine subjektive Landkarte, d. h. die für sie bedeutsamen Orte, Aktivitäten oder Personen im Wohn- und Lebensumfeld darzustellen. Im weiteren Verlauf werden die Darstellungen durch Nachfragen der Forschenden weiterentwickelt und bedeutsame Aspekte durch die Interviewten farblich hervorgehoben oder markiert. Abschließend erfolgt eine Bewertungsphase. Im anknüpfenden Interviewteil ergeben sich lebenswelt- und digitalisierungsbezogene Nachfragen. Der gesamte Erhebungsprozess wurde aufgezeichnet und umfänglich nach GAT-Konventionen (vgl. Selting et al. 1998) transkribiert. Auf Wunsch der Interviewten, bspw. bei feinmotorischen Einschränkungen, erfolgte die Visualisierung durch die Forschenden entlang der Narration der Interviewten und wurde anschließend ausführlich mit ihnen diskutiert.

Abb. 1 Erhebungsinstrument der sozialraumbezogenen Teilstudie

Stegreifzeichnung	Weiterentwicklung des Bildes	Resümee/ Bewertung	Problemzentrierter Frageteil
Aufforderung zum Zeichnen einer persönlichen Landkarte „ausgehend von sich selbst und dem eigenen Zuhause“	Hervorheben besonders bedeutsamer Personen, Ort, usw.	Gesamtbeurteilung des entstandenen Bildes sowie des Wohn- und Lebensumfelds	u. a. Nachbarschaft, Partizipation, Information und die Rolle digitaler Medien

eigene Darstellung

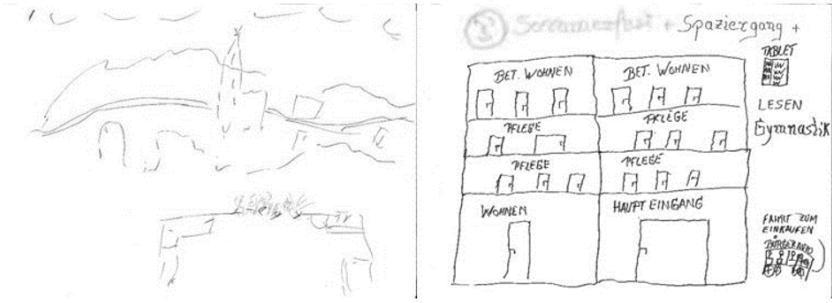
Das Auswertungsverfahren ging rekonstruierend und inhaltsanalytisch vor (vgl. Mayring 2022). Der Vergleich der Visualisierungen und Narrationen zielte darauf, eine Typologie der Darstellungen zu entwickeln, bei der die Kernelemente der jeweiligen Bilder herausgearbeitet wurden. Zudem war in der Auswertung sowohl eine Relationierung als auch notwendige Verknüpfung der vorliegenden Forschungsdaten von Bedeutung, um anhand der einzelnen Fälle die subjektiv bedeutsamen lebensweltlichen Aspekte sowie Muster digitaler Aktionsräume im individuellen Wohn- und Lebensumfeld herauszuarbeiten.

Insgesamt wurden im Rahmen der Studie zwischen Mai 2023 und Februar 2024 17 Interviews mit Personen zwischen 77 und 95 Jahren geführt, die zur Miete oder im Eigentum in Einrichtungen des betreuten Wohnens leben. Alle Interviewten verfügten über mindestens ein digitales Endgerät, z. B. Smartphone oder Tablet, und wurden als sogenannte „Internetneulinge“ im Zuge des Projekts durch eine:n Technikbegleiter:in bei der Gerätenutzung unterstützt.

4 Ergebnisse

Unter zwei verschiedenen Perspektiven – einerseits einer „Indoor-Landkarte", d. h., mit Blick in das institutionelle Wohnsetting, und andererseits einer „Outdoor-Landkarte", d. h., im Sinne einer weitläufigeren Betrachtung des umliegenden Wohnquartiers – nähern sich die subjektiven Landkarten in Bild- und Textform den sozialräumlichen Kontexten an. Sie geben dabei einen profunden Einblick in das, was für die Befragten in ihrem Wohn- und Lebensumfeld von Belang ist, z. B. Mobilitätsräume und Orte der Begegnung, und an welchen infrastrukturellen Aspekten es fehlt. Das Betreute Wohnen nimmt in allen subjektiven Landkarten eine Funktion als räumlicher Bezugs- und Ankerpunkt ein. Zur Verdeutlichung der beiden Darstellungsweisen sind in Abb. 2 zwei subjektive Landkarten zu sehen.

Abb. 2 Beispiele subjektiver Landkarten von Frau Walter (79 Jahre) (links: „Outdoor-Landkarte") und Frau Strohmüller (95 Jahre) (rechts: „Indoor-Landkarte")



Durch Hinzunahme der Transkripte lassen sich hybride Aktivitätsräume und -muster herausarbeiten. Als subjektiv besonders relevante Nutzungsbereiche stechen hierbei Kommunikation sowie Information mit und über digitale Medien hervor, woraus das Potenzial erwächst, die sozialräumliche Teilhabe der Personen im höheren und hohen Alter zu stärken.

4.1 *„Wir hatten dreimal in der Woche eine Skypeverabredung gehabt"*[2] – Kommunikation als Nutzungsmuster digitaler Medien im Wohn- und Lebensumfeld

Für alle Interviewten spielen digitale Medien „auf jeden fall zur kommunikation in jeder form" (Zitat Frau Chor, 82 Jahre) eine Rolle, sei es durch Kurznachrichten-Apps, z. B. WhatsApp oder Signal, oder für das regelmäßige Telefonieren mit den relevanten Bezugspersonen aus ihrem sozialen Umfeld. Die individuell-alltagsbezogene Kommunikation bietet den Interviewten nicht nur eine Möglichkeit zum Zeitvertreib, sondern es entstehen Chancen, um sich untereinander Mitzuteilen, sich zu vergewissern, wie es relevanten Bezugspersonen geht, sowie für eine neuartige Form von hybrider Geselligkeit. Die Nutzung digitaler Kommunikationskanäle ergänzt somit die alltägliche, nicht-medienbezogene Kommunikation und schafft neue Wege und Formen des Austausches im eigenen Wohn- und Lebensumfeld:

> *wir tun eigentlich mit whatsapp dauernd jeden tag eigentlich mal das wichtigste durchgeben oder so (-) oder=oder spontan auch (1.0) fällt einem immer witzle ein oder äh* äh *irgendwas (-) dass der sagt komm das tu ich gschwind in äh* äh *whatsapp meiner gruppe rein* (Zitat Herr Müller, 82 Jahre).

Ebenfalls eröffnen in einigen Fällen aus dem Interviewsample Apps zur digitalen Videokommunikation auch für Personen im sehr hohen Alter neuartige Kommunikationsräume, die das Potenzial haben, räumliche Grenzen zu überwinden und den Kontakt zu entfernt lebenden Verwandten zu halten. Dadurch erweitern sich die individuellen Kommunikationspfade um eine weitere niedrigschwellige, hybride Form:

> *jeden sonntag (-) um zwölf uhr telefoniere ich mit meinem sohn in asien (-) über bildtelefon […] die woche ist ja immer sehr schnell um und dann (-) und dann REden wir miteinander was wir alles gemacht haben oder was er macht […] das ist ja schon ne ganz tolle sache* (Zitat Frau Sommer, 94 Jahre).

Gleichwohl schwingen bei der Anwendung dieser Kommunikationsformen durchaus auch kritische Reflexionsmomente mit, wenn angemerkt wird, dass die Kommunikation über digitale Medien nicht in jedem Fall die Qualität eines direkten zwischenmenschlichen Kontaktes in der realen Welt ersetzt:

2 Zitat aus dem Interview mit Frau Mahler (82 Jahre). Zur besseren Lesbarkeit wurde es sprachlich geglättet.

> *also das finde ich (2.0) das fehlt=also das fehlt (-) weil jeder isch nur mit (-) mit handy und=und unterwegs und=und (4.0) und die laufen ja nur mit handy durch die gegend und (3.0) gell (2.0) DIE VERständigung fehlt eigentlich auch ein bissle, (-) so persönliche verständigung* (Zitat Frau Schwarz, 78 Jahre).

Gerade in den zurückliegenden pandemischen Zeiten eröffneten digitale Kommunikationspfade den Interviewten vereinzelt weitere Teilhabepotenziale. Die 81-jährige Frau Mahler beschreibt eindrücklich, dass ihr das regelmäßige Skypen den kontinuierlichen Kontakt zu ihrem demenziell veränderten Ehepartner ermöglichte, als dieser schon während der Pandemie in einer Einrichtung der stationären Langzeitpflege lebte. Die Mediennutzung eröffnete ihr ein Lernfeld zum Alter(n) bzw. für die Rolle der pflegenden Angehörigen mit demenziell verändertem Partner, in dem sie das Skypen zum Abspielen von Streamingportalen nutzte und ihrem Ehemann dadurch eine für ihn biographisch relevante Aktivität im digitalen Raum ermöglichte. Sie hatte die Wahrnehmung, dass er hierüber aktiviert werden konnte, und sie fand im Sinne der Validation einen kommunikativen Zugang, auch wenn ihr Mann in seinen verbalen Fähigkeiten stark eingeschränkt war. Dies trug dazu bei, diese für beide Partner:innen kritische Phase zu bewältigen:

> *und da mein mann ja kaum noch spricht habe ich ihm die über youtube die herrlichen klassischen musikstücke von callas und wunderlich und alles was es so gab äh immer dann vorgespielt denn ne viertelstunde mit jemandem der nicht spricht verbringen ist ((schmunzelt)) auch nervtötend aber das war dann unsere (1.0) beschäftigung er hat sich gefreut dass er seine alten schönen lieder wieder hört und musik und so weiter (1.0) .h und DAS war ja eigentlich der grund die tatsache dass wir .h corona mit diesem skypen so schön überlebt haben* (Zitat Frau Mahler, 81 Jahre).

4.2 *„Das gehört ZUM Leben"*[3] – Zur Bedeutung digitaler Medien für Teilhabe und Teilgabe im Sozialraum

Durch die alltägliche Anwendung digitaler Medien entstehen im Wohn- und Lebensumfeld der Befragten unterschiedliche Partizipationspotenziale auf sozialräumlicher Ebene. Insgesamt wird die Bedeutung digitaler Medien von allen Interviewten für ihr jeweiliges Wohn- und Lebensumfeld hervorgehoben:

3 Zitat aus dem Interview mit Frau Chor (82 Jahre). Zur besseren Lesbarkeit wurde es sprachlich geglättet.

das gehört ZUM leben […] ja (1.0) also ohne handy oder ohne das tablet (2.0) äh wäre viel=viel was mir fehlen würde (Zitat Frau Chor, 82 Jahre).

Insbesondere die Alltagskommunikation mit wichtigen Bezugspersonen über die digitalen Medien bereichert die Interviewten und bietet ihnen neue Kommunikationsräume. Die Kommunikation mit der Familie und Freunden wird insgesamt für beide Seiten niedrigschwelliger und leichter gestaltbar. Die Interviewten haben über die digitalen Kommunikationskanäle die Möglichkeit, aktuelle Statusmeldungen abzugeben, sich mitzuteilen oder Bilder zu verschicken. Durch den digitalen Raum können sie Angehörige und Freund:innen an ihrem persönlichen Leben und Alltag teilhaben lassen und selbst in das Alltags- und Familienleben ihrer nahen Bezugspersonen einbezogen sein:

und bekomme da ich immer BILder und .h ja also ich BIN? NICHT abgeschrieben hat man des gefühl (1.0) man ha (-) die verbindung BLEibt (Zitat Frau Wolf, 89 Jahre).

Dadurch können sie in verschiedene familiäre Aktivitäten einbezogen werden. Und auch die beschriebene Videokommunikation erweitert und eröffnet den Interviewten völlig neue Teilhabemöglichkeiten und -räume im Digitalen, die ihnen in ihrer Lebenswelt bislang gar nicht oder nur in geringem Maße offenstanden. Die Kommunikation über die digitalen Medien ist ein Stück weit zur Alltagsroutine geworden und eng mit dem Alltagsgeschehen verflochten:

jeden morgen (-) gehe ich erst rein einstellen gucken wer hat geschrieben? (-) und so weiter ja (-) und=und schreibe wieder zurück also ich habe meine söhne meine enkelkinder (-) und meine nachbarin? (-) ja wir schreiben uns laufend ((lacht)) (1.0) und (3.0) das hilft mir natürlich jetzt auch (Zitat Frau Sommer, 94 Jahre).

In Bezug auf das Kommunikationsverhalten zeigen sich ferner bei allen Interviewten insofern Mediatisierungseffekte, dass z. B. bisher genutzte analoge Kommunikationsformen durch die Kommunikation mit digitalen Medien substituiert wurden. Diese neue Form der digitalen Alltagskommunikation ermöglicht kurze Kommunikationspfade im Wohn- und Lebensumfeld und ist für die Interviewten von Belang, um ihre Teilhabe zu fördern:

das smartphone (1.0) ist (1.0) GANZ wichtig find ich […] es ist ganz wichtig […] erstens (1.0) ne verbindung in der familie […] meine schwester wohnt im nachbarland ich werde demnächst hinfahren nächste woCHE (1.0) […] dann fahre ich mal ne woche zu ihr in das nachbarland (1.0) .h und da (1.0) da auch als verbindung (-) ach briefeschreiben das ist mitt-

lerweile (1.0) irgendwie lästig geworden (1.0) macht=macht man so selten […] da ist das smartphone wunderbar (Zitat Frau Winter, 81 Jahre).

Darüber hinaus eröffnet die Nutzung digitaler Medien Teilhabemöglichkeiten an subjektiv relevanten Gruppen und Vergemeinschaftungsformen, die aufgrund von individuellen Mobilitätseinschränkungen der Interviewten für sie im Sozialraum und Quartier nicht einfach zu erreichen sind. Beispiele hierfür sind die Teilnahme an den Gottesdiensten und Veranstaltungen einer religiösen Glaubensgemeinschaft über eine Tablet-App und die Nutzung der Informationskanäle eines Fußballvereins per WhatsApp. Beides fördert den Austausch und erhöht den Grad der Informiertheit, auch wenn die Interviewten eventuell nicht mehr regelmäßig an den Veranstaltungen teilnehmen können:

über whatsapp krieg ich immer von der fußballabteilung; ((lacht)) (1.0) das NEUeste wenn was isch wenns nächste spiel *isch (-) und das bin ich auch mit drin ((lacht)) […] da erfährt man immer=isch man immer auf dem NEUesten […] aber ich kann mir die wichtige informationen kann ich mir holen und abgreifen (-) und das isch doch wichtig (-) so seh ichs* (Zitat Herr Müller, 82 Jahre).

Neben solch öffentlich verfügbaren Infokanälen tragen auch individuell zugeschnittene Formen der Kommunikation und Information dazu bei, die Informiertheit über sozialräumliche Aktivitäten und damit die potenzielle sozialräumliche Teilhabe durch die Verwendung digitaler Medien zu erhöhen:

äh ich habe ne tochter die die zeitung hat und die schickt mir über handy dauernd was sie meint es wäre wichtig für mich […] also ausgrabungen […] oder ne veranstaltung oder so was .h (-) da guckt sie da fühlt sie sich angesprochen dass ich da informiert bin (Zitat Frau Taler, 80 Jahre).

Durch die erhöhte Informiertheit wird das Tellhabepotenzial und indirekt die Kommunikation auf individueller Ebene erhöht. In diesem Zusammenhang ersetzen das Smartphone oder das Tablet zwar nicht vollständig vorhandene Printmedien, die Geräte stellen aber eine hochrelevante und neuartige Informationsquelle dar. Dadurch entstehen ebenfalls neue Kontakt- und Begegnungsräume in möglicherweise schon vertrauten Sozialräumen:

sodass ich also (2.0) und DIE sachen suche ich mir natürlich schon (1.0) mit smartphone am besten raus (2.0) da bin ich also ständig da dabei bei dem smartphone (1.0) und äh (-) das ist eigentlich meine hauptinfor=informationsquelle (Zitat Herr Scholz, 81 Jahre).

Daneben können bei der Verwendung digitaler Medien im Hinblick auf die Alltagskommunikation individuell bedeutsame Selbstwirksamkeits- sowie Empowermenterfahrungen entstehen. Dies ist z. B. bei Interviewten der Fall, die über kein enges soziales Netzwerk verfügen und die von Freunden oder Bekannten positive Resonanz auf individuelle Statusmeldungen zu ihren Freizeitaktivitäten erhalten.

Weitere subjektiv bedeutsame Selbstwirksamkeitserfahrungen zeigen sich bei Interviewten, die sich auf der einen Seite im Laufe des Projekts Wissen zum Umgang mit digitalen Medien angeeignet haben und dieses erworbene Wissen im Sinne des etablierten Peer-to-Peer-Ansatzes nun selbst an eine andere Person im höheren oder hohen Alter in ihrem jeweiligen Wohn- und Lebensumfeld weitergeben, und auf der anderen Seite bei Personen, sich die digitale Welt gemeinsam mit Menschen aus ihrer Peer-Group erschlossen haben. Hilfreich waren für die Interviewten dabei eigene Erfahrungswerte mit der Aneignung und Nutzung digitaler Medien sowie der subjektive Mehrwert, den sie für sich hinsichtlich einer Verbesserung der individuellen kognitiven Fähigkeiten ausmachten. Selbstwirksamkeit in Bezug auf die digitale Mediennutzung entsteht auch dann, wenn diese Interviewten in einer Alltags- und Lernsituation ihrem:ihrer Technikbegleiter:in selbst noch ein diesen unbekanntes Detail in der digitalen Mediennutzung näherbringen können.

Aber auch positive Vorerfahrungen oder bereits vorhandenes Anwendungswissen aus anderen Zusammenhängen können ein Stück weit dazu beitragen, dass sich für Personen im höheren und hohen Alter Möglichkeiten bieten, selbst etwas zu teilen und sie für ihre Peer-Group im Hinblick auf die digitale Transformation Multiplikator:innen werden können:

> *als die digitale .h äh welt an uns herantrat mehr und mehr da war ich noch UNten, (-) an einem großen tisch beim essen neben mir eine frau bauer […] die noch nicht mal handy hatte die gar nichts also NULL beziehung zu diesen digitalen dingen .h und äh ich hab da ich so=so=so positive erfahrungen gemacht mit dem skypen hab ich gedacht (1.0) frau bauer ich bin und uns gesagt versucht euch jemand macht das (-) eben weils versucht .h und sie war bereit dazu […] und da haben wir von klein an das ganz ganz kleine eins und eins ist zwei mit diesen apps mit diesen schönen apps die wir haben […] da haben wir wirklich das ganz ganz von anfang an […] äh das wischen und das schieben und so (-) und sie kannte ja NULL null […] so ist sie dann weil sie bereit war .h an diese digitale welt ran grad gekommen (1.0) mitgemacht* (Zitat Frau Mahler, 81 Jahre).

5 Diskussion und Fazit

Die vorgestellten Forschungsergebnisse zeigen, welch große Bedeutung digitalen Medien von Personen im höheren und hohen Alter in Bezug auf die individuelle Alltagskommunikation und Information in der heutigen Zeit beigemessen wird. Es lässt sich nachweisen, wie stark sich das Kommunikationsverhalten über die digitalen Medien ausdifferenziert und mit welcher Intention Smartphones und Tablets in der Alltagskommunikation angewendet werden. Die Ergebnisse verdeutlichen, dass das Smartphone nicht nur ein Ersatz des klassischen Telefons und seiner Kommunikationsfunktionen ist, sondern die individuellen Handlungsmöglichkeiten und -spielräume im Hinblick auf individuelle Kommunikationspfade erweitert und Möglichkeiten schafft, im digitalen Raum auf hybride Art und Weise miteinander zu kommunizieren. Daraus ergeben sich Erweiterungen der individuell erlebbaren sozialräumlichen Kontexte. Die Kommunikation über digitale Medien trägt dazu bei, dass sich die Interviewten nicht abgehängt fühlen und auch weiterhin die für sie wichtigen Bezugspersonen an ihrem Alltag teilhaben lassen oder sich selbst deren Alltagsleben zugehörig fühlen können. In den PZI lässt sich erkennen, dass die Interviewten auf unterschiedlichen Wegen im digitalen Raum mit ihren Bezugspersonen kommunizieren und über die Kommunikationsmedien an relevante Informationen gelangen. Dabei scheint es, wenn auch im Kleinen, in der Tat zu einer Verschränkung sozialer und digitaler Räume im Sinne hybrider Sozialräume zu kommen. Meine (2017) beschreibt dies am Beispiel von sozialräumlich relevanten Organisationen oder religiösen Glaubensgemeinschaften, die Mitgliedern und Interessierten über die digitale Welt an Informationen und Angeboten teilhaben lassen und sich insgesamt verstärkt dem digitalen Raum zuwenden, um Teilhabemöglichkeiten auszugestalten. Die zurückliegenden pandemischen Zeiten waren in dieser Hinsicht ebenfalls ein wichtiger Treiber. Digitalen Medien und Zugängen kommt daher ein gewisses Öffnungspotenzial von Sozialräumen und Quartieren für Personen zu, die in heterogenen Wohnkontexten leben, wie z. B. Betreuten Wohnformen oder Institutionen der stationären Langzeitpflege. So bleiben Sozialräume trotz möglicherweise bestehenden Ressourcen- oder Mobilitätseinschränkungen weiterhin erleb- und erreichbar.

Die beschriebenen Momente, in denen sich die Interviewten als selbstwirksam im Umgang mit digitalen Medien und ihrer Peergroup erlebt haben, können auch im Sinne der Lebensbewältigung (vgl. Böhnisch 2023) eine wichtige Rolle spielen, um sich individuelle Handlungsräume und -kompetenzen zu erschließen und kritische Lebensereignisse zu bewältigen. Gerade unter Berücksichtigung der altersbedingt möglichen Eingrenzung und Einengung von Räumen entsteht die Notwendigkeit, sich neue subjektiv bedeutsame Sozialräume in der realen oder auch digitalen Welt zu erschließen und neu anzueignen. Potenziell kritische Lebensereignisse können z. B. der Übergang in die nachberufliche Phase oder der Umzug aus dem gewohnten Wohn- und Lebens-

umfeld in eine Einrichtung der institutionalisierten Altenhilfe sein (vgl. Böhnisch 2022: 266–269). Die Beispiele aus den Interviews zeigen, welche Unterstützungspotenziale die digitale Mediennutzung in dieser Hinsicht birgt, um sich auch im Digitalen neue, hybride Räume anzueignen und Momente der Selbstwirksamkeit zu erleben. Der Sozialen Arbeit kommt im Betreuten Wohnen im Sinne der theoretischen Konzepte der Lebensbewältigung und Lebensweltorientierung (vgl. Grunwald/Thiersch 2020) eine wichtige Rolle zu. Eine lebensweltorientierte Soziale Arbeit mit Personen im höheren und hohen Alter kann im Rahmen ihrer Möglichkeiten bzw. originären Aufgaben- und Tätigkeitsbereiche durch Beratungs- und Unterstützungsangebote die Mieter:innen bei der Aneignung digitaler Kompetenzen und der An- bzw. Hinwendung zu digitalen Medien unterstützen. Dies kann z. B. durch gezielte medienspezifische Bildungs- und Lernansätze oder durch ergänzende Beratungsangebote im Sinne einer Technikberatung geschehen, damit Soziale Arbeit aus disziplinärer Perspektive in diesem Kontext zu einer Mitgestalterin und Türöffnerin für ältere und alte Mieter:innen wird (vgl. Weidekamp-Maicher/Apfelbaum 2022: 145–150) und im Sinne der Lebensbewältigung ihre Adressat:innen bei der Entwicklung entsprechender Momente von Selbstwirksamkeit unterstützt. Auf diese Weise würde sie aus disziplinärer Perspektive noch stärker dazu beitragen, dass im Hinblick auf die sozialräumliche Öffnung der Wohneinrichtungen der institutionalisierten Altenhilfe der Spagat zwischen „*für* und *in* den Sozialraum“ (vgl. Bleck et al. 2018: 5, Hervorhebungen im Original) gelingt.

Für die Wissenschaft der Soziale Arbeit ergeben sich mit dem vorgestellten und erprobten Erhebungsinstrument sowie der Kombination aus subjektiver Landkarte und PZI für die Forschungspraxis Potenziale, um subjektiv bedeutsame Sozialräume erkennbar zu machen und die Relevanz digitaler Medien im Auswertungsprozess herauszuarbeiten. Als Methode der Sozialraumforschung, die klassischerweise aus der sozialräumlichen Kindheits- und Jugendforschung stammt, hat sich die subjektive Landkarte im Forschungskontext mit Personen im höheren und hohen Alter in unserer Studie zudem als gute Option erwiesen, um niedrigschwellig Reflexionsanlässe über den eigenen Sozialraum anzubieten. Obwohl die digitalen Medien in fast allen subjektiven Landkarten kein wesentlicher Bestandteil der individuellen Visualisierungen sind, lässt sich nachweisen, wie stark sich die digitale Mediennutzung ausdifferenziert und welche Bedeutung sich im Wohn- und Lebensumfeld der Interviewten daraus ergibt. Dies ist jedoch erst mit dem begleitenden PZI und den entstehenden Narrationen möglich. Für künftige Studien, die stärker auf eine Analyse digitaler Räume abzielen, bedarf es ggf. einer Verfeinerung der Leitfragen oder eine eher geschlossene formulierte Aufforderung zur Stegreifzeichnung, die stärker auf subjektiv relevante digitale Räume abzielt. Aufgrund der Erfahrungen mit dem Erhebungsinstrument ist denkbar, dass diese Methode nicht nur eine reine Forschungsmethode bleibt. Sie könnte vielmehr in der sozialarbeiterischen Praxis im Kontext seniorenspezifischer Wohneinrichtungen angewendet werden,

um ressourcenorientiert die Bedarfe von Personen im höheren und hohen Alter zu erheben und ihre Sozialräume zu erkunden. Insofern kann die beschriebene Methodenkombination das methodische Instrumentarium einer sozialraumorientierten Sozialen Arbeit mit Personen im höheren und hohen Alter bereichern. Gleichzeitig bietet sie für die Wissenschaft der Sozialen Arbeit Potenziale, sich die sozialräumlichen Kontexte ihrer Adressat:innen in einem ersten Schritt niedrigschwellig zu erschließen und in einem zweiten Schritt gemeinsam mit der Zielgruppe über relevante Ressourcen im Wohn- und Lebensumfeld ins Gespräch zu kommen.

Im Hinblick auf mögliche politische Rahmensetzungen sollte hinterfragt werden, inwieweit in den genannten Einrichtungskontexten qua Gesetz ein Anrecht auf digitale Teilhabe und Grundversorgung geschaffen werden kann. Bereits bestehende politische Initiativen, z. B. der DigitalPakt Alter,[4] tragen seit einigen Jahren auf Bundes- und Landesebene dazu bei, dass Angebote zur Stärkung digitaler und gesellschaftlicher Teilhabe für die Lebensphase Alter entstehen. Grundsätzlich wurde im Rahmen der Studie aber auch deutlich, dass zuerst entsprechende technische Voraussetzungen und Zugangsmöglichkeiten zum Internet im Wohn- und Lebensumfeld der Zielgruppe geschaffen werden müssen, bevor sie an der digitalen Welt partizipieren und ihre individuellen Handlungsspielräume erweitern können. Hierbei stellt sich die Frage, inwieweit die Zugänge möglichst niedrigschwellig und kostengünstig zur Verfügung gestellt werden können. Ansonsten besteht die Gefahr, dass insbesondere Personen im höheren und hohen Alter mit geringerem Einkommen potenziell von der digitalen Welt ausgeschlossen und die bereits vorhandene digitale Spaltung noch vergrößert wird. Im Sinne ihres „Tripelmandats“ (Staub-Bernasconi 2007) kann Soziale Arbeit an dieser Stelle als Interessensvertreterin fungieren und die Perspektive der Adressat:innen aktiv in den politischen Diskurs hineintragen.

Letztlich gilt es zu berücksichtigen, dass die Studienergebnisse auf einem eher technikaffinen Sample beruhen. Dementsprechend hoch fällt die individuelle Bedeutung der digitalen Medien für das eigene Wohn- und Lebensumfeld aus und trägt dazu bei, dass die interviewten Personen in einem hohen Maße auch digital an ihrem Sozialraum partizipieren können. Vor diesem Hintergrund ist zu hinterfragen, wie Digitalität auch Personen nähergebracht werden kann, die (noch) nicht über die entsprechenden digitalen Endgeräte oder Kompetenzen verfügen, um sich bei Bedarf hybride Sozialräume zu erschließen und ihre Lebenswelt damit um sinnstiftende Aktionsräume zu erweitern.

4 Weiterführende Informationen zum DigitalPakt Alter finden sich unter: https://www.digitalpakt-alter.de/

Literatur

Bleck, Christian (2021): Orientierungen zum Sozialraum in der stationären Altenhilfe – Kritische Einordnungen und Anregungen aus Sicht der Sozialen Arbeit. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, Jg. 54, Nr. 4, S. 325–329. https://doi.org/10.1007/s00391-021-01891-x

Bleck, Christian/van Rießen, Anne/Knopp, Reinhold/Schlee, Thorsten (2018): Sozialräumliche Perspektiven in der stationären Altenhilfe. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19542-7

Bleck, Christian/van Rießen, Anne/Schlee, Thorsten (2018): Sozialraumorientierung in der stationären Altenhilfe: aktuelle Bezüge und zukünftige Potenziale. In: Bleck, Christian/van Rießen, Anne/Knopp, Reinhold (Hrsg.): Alter und Pflege im Sozialraum – Theoretische Erwartungen und empirische Bewertungen. Wiesbaden: Springer VS, S. 225–248. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18013-3_15

Böhnisch, Lothar (2023): Lebensbewältigung: ein Konzept für die Soziale Arbeit. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage.

Böhnisch, Lothar (2022): Lebensbewältigung: Streben nach Handlungsfähigkeit im Alter. In: Bleck, Christian/van Rießen, Anne (Hrsg.): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden. Wiesbaden: Springer VS, S. 265–277. https://doi.org/10.1007/978-3-658-37573-7_15

Daum, Egbert (2011): Subjektives Kartographieren. In: sozialraum.de, Jg. 3, Ausgabe 1/2011. https://www.sozialraum.de/subjektives-kartographieren.php [Zugriff: 26.05.2024].

Deinet, Ulrich/Krisch, Richard (2009): Subjektive Landkarten. In: sozialraum.de, Jg. 1, Ausgabe 1/2009. https://www.sozialraum.de/subjektive-landkarten.php [Zugriff: 26.05.2024].

Deinet, Ulrich (2009): Analyse- und Beteiligungsmethoden. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Methodenbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65–86. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91363-6_5

Doh, Michael (2020): Auswertung von empirischen Studien zur Nutzung von Internet, digitalen Medien und Informations- und Kommunikations-Technologien bei älteren Menschen: Expertise zum Achten Altersbericht der Bundesregierung. In: Hagen, Christine/Endter, Cordula/Berner, Frank (Hrsg.): Ältere Menschen und Digitalisierung. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen.

Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans (2022): Lebensweltorientierung: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit mit alten Menschen. In: Bleck, Christian/van Rießen, Anne (Hrsg.): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden. Wiesbaden: Springer VS, S. 247–264. https://doi.org/10.1007/978-3-658-37573-7_14

Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (2022): Sozialraum: eine Bestimmung. In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (Hrsg.): Sozialraum – Eine elementare

Einführung. Wiesbaden: Springer VS, S. 7–32. https://doi.org/10.1007/978-3-658-29210-2_2

König, Ronny/Seifert, Alexander/Doh, Michael (2018): Internet use among older Europeans: an analysis based on SHARE data. In: Universal Access in the Information Society, 17/2018, S. 621–633. https://doi.org/10.1007/s10209-018-0609-5

Mayring, Philipp (2022): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Weinheim/Basel: Beltz. 13. überarbeitete Auflage.

Meine, Jonas (2017): Hybride Sozialräume durch digitale Netzwerkstrukturen im Stadtquartier. In: Tim Hagemann (Hrsg.): Gestaltung des Sozial- und Gesundheitswesens im Zeitalter von Digitalisierung und technischer Assistenz. Baden-Baden: Nomos, S. 19–34. https://doi.org/10.5771/9783845279435-19

Rathgeb, Thomas/Doh, Michael/Tremmel, Florian/Jokisch, Mario/Groß, Ann-Kathrin (2022): Medienumgang von Menschen ab 60 Jahren. In: Media Perspektiven, 7–8/2022, S. 389–402.

Reutlinger, Christian (2009): Raumdeutungen. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Methodenbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17–32. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91363-6_2

Selting, Margret/Auer, Peter/Barden, Birgit/Bergmann, Jörg/Couper-Kuhlen, Elizabeth/Günthner, Susanne/Meier, Christoph/Quasthoff, Uta/Schoblinski, Peter/Uhlmann, Susanne (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). Universität Münster.

Staub-Bernasconi, Silvia (2007): Vom beruflichen Doppel – zum professionellen Tripelmandat. Wissenschaft und Menschenrechte als Begründungsbasis der Profession Soziale Arbeit. In: SiO – Sozialarbeit in Österreich, 02/07, S. 8–17.

Thiersch, Hans (2020): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit revisited. Grundlagen und Perspektiven. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

van Rießen, Anne/Bleck, Christian (2013): Zugänge zu ‚Möglichkeitsräumen für Partizipation' im Quartier? In: sozialraum.de, Jg. 5, Ausgabe 1/2013. https://www.sozialraum.de/zugaenge-zu-moeglichkeitsraeumen-fuer-partizipation-im-quartier.php [Zugriff: 26.05.2024].

von Kardorff, Ernst (2014): Partizipation im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs – Anmerkungen zur Vielfalt eines Konzepts und seiner Rolle in der Sozialarbeit. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der Sozialen Arbeit, 2/2014, S. 4–15.

In H. Achinger & P. Buttner (Hrsg.), Partizipation in der sozialen Arbeit: Alibi oder Empowerment? S. 4–15. Lambertus.

Weidekamp-Maicher, Manuela/Apfelbaum, Birgit (2022): Technische Entwicklungen: Soziale Arbeit mit alten Menschen im digitalen Wandel. In: Bleck, Christian/van Rießen, Anne (Hrsg.*):* Soziale Arbeit mit alten Menschen. Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden. Wiesbaden: Springer VS, S. 137–156. https://doi.org/10.1007/978-3-658-37573-7_8

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview [25 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 1(1), Art. 22. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228 [Zugriff: 14.05.2023].

ORGANISATIONSBEZOGENE FORSCHUNG

Organisation der Altenhilfe nach § 71 SGB XII und die Bedeutung der Sozialen Arbeit: Erkenntnisse aus einem gerontologischen Gutachten mit dem Fokus auf Einzelleistungen

Christian Bleck, Cornelia Kricheldorff und Stefanie Engler

1 Einleitung

Angesichts der demografischen Alterung der Gesellschaft liegt in der „Gestaltung einer Infrastruktur für das gute Älterwerden eine der drängendsten Aufgaben in den Kommunen" (Deutscher Verein 2024: 3). Formal ist dieser Anspruch in der sozialrechtlichen Grundlage für die sogenannte Altenhilfe – § 71 SGB XII – verankert. Demnach haben die Kommunen dafür Sorge zu tragen, „dass die Vorkehrungen und Einrichtungen gegeben sind, die nötig sind, damit die altenhilferechtlichen Leistungen jedenfalls auf einem Mindeststandard wirksam erbracht werden können" (Hellermann 2022: 19). Dem § 71 Abs. 1 SGB XII folgend, soll die sogenannte Altenhilfe dazu beitragen, Schwierigkeiten, die durch das Alter entstehen, zu verhüten, zu überwinden oder zu mildern und so alten Menschen die Möglichkeit zu erhalten, selbstbestimmt am Leben in der Gemeinschaft teilzunehmen sowie ihre Fähigkeit zur Selbsthilfe zu stärken. Allerdings verweisen einschlägige Fachdebatten schon lange kritisch darauf, dass die in § 71 SGB XII aufgeführten Ziele und Leistungen keine hinreichend konkrete formale und inhaltliche Orientierung für die Organisation der Altenhilfe bieten und den Kommunen einen zu breiten Ermessensspielraum eröffnen (z. B. Ziller 1992; BMFSFJ 2016). So scheinen strukturelle Rahmensetzungen primär von finanziellen Spielräumen der Kommunen und vom Wohlwollen politischer Entscheidungsgremien abhängig zu sein (DGSA-Fachgruppe Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s 2022: 10). Faktisch führt dies dazu, dass die für die Altenhilfe eingesetzten kommunalen Mittel stark differieren (Stratmann 2021: 5). Um annähernd gleichwertige Lebensverhältnisse im Alter zu fördern, werden zur Umsetzung von Altenhilfe nach § 71 SGB XII neben finanziellen Ressourcen also auch strukturelle Vorgaben und konzeptionelle Grundlagen benötigt. Diese können nur auf Ebene der Bundesländer und/oder Kommunen entwickelt werden, solange die an die Bundesebene adressierten Forderungen nach einem Altenhilfestrukturgesetz nicht umgesetzt werden. In diesem Beitrag soll für die *kommunale Ebene* aufgezeigt werden, was für die Organisation der Altenhilfe relevant ist.

Der Begriff der Organisation wird typischerweise auf soziale Gebilde bezogen, die dauerhaft gemeinsame Ziele verfolgen und eine formale Struktur auf-

weisen, mit deren Hilfe Aktivitäten der Mitglieder auf die verfolgten Ziele ausgerichtet werden (Kieser/Kubicek 1983: 1). Auch wenn einzelne Aspekte dieses Verständnisses wie eine gemeinsame Zielverfolgung und auf diese Ziele ausgerichtete Aktivitäten für den vorliegenden Beitrag relevant sind, liegt die Bedeutungsvariante von ‚Organisation' hier schwerpunktmäßig auf dem Aspekt des *Organisierens,* worunter konkret die „Herstellung von geordneten Abläufen" (Türk 2008: 339) verstanden wird. Weiter wird der Fokus auf die Organisation von *Einzelleistungen* nach § 71 SGB XII gerichtet, die neben Angeboten der Begegnung und Engagementförderung ein relevantes Strukturelement der Altenhilfe darstellen. Einzelleistungen werden hier als auf § 71 Abs. 2 SGB XII bezogene Beratungsleistungen (inklusive damit verbundener Formen der Information, Vermittlung, Koordination und Intervention) einerseits sowie – über eine Beratung vermittelte bzw. als erforderlich festgestellte – Geld- und Sachleistungen andererseits verstanden. Während Beratungsleistungen allen Adressat*innen der Altenhilfe zur Verfügung stehen, sind Geld- und Sachleistungen einkommens- und vermögensabhängig.

Der Beitrag basiert auf Ergebnissen eines explizit *gerontologischen Gutachtens zu Einzelleistungen nach § 71 SGB XII,* das die Autor*innen für das Land Berlin verfasst haben (Engler et al. 2023). In Auftrag gegeben wurde das Gutachten mit der Intention, Anregungen für die inhaltliche und organisatorische Ausgestaltung eines Berliner Altenhilfestrukturgesetzes zu liefern. Im Rahmen dieses Gutachtens wurde u. a. der aktuelle Stand kommunaler Regelungen zur Organisation von Einzelleistungen nach § 71 SGB XII beleuchtet. Erkenntnisse dazu stehen im Zentrum dieses Beitrags, der folgenden Leitfragen nachgeht:

a) Wie werden kommunale Regelungen zur Organisation von Einzelleistungen nach § 71 SGB XII entwickelt und begründet?
b) Welche Bedeutung hat Soziale Arbeit in der Organisation von Einzelleistungen nach § 71 SGB XII?

Dafür werden zunächst die Untersuchungsziele und Aufgabenstellungen sowie die theoretischen und methodischen Zugänge des Gutachtens skizziert, um auf Grundlage ausgewählter Ergebnisse die beiden Leitfragen zu beleuchten.

2 Untersuchungsziele und Aufgabenstellungen

Übergeordnetes Ziel des Gutachtens war die Identifizierung, Analyse und Beschreibung von Einzelleistungen nach § 71 SGB XII auf gerontologischer Grundlage. Die mit der Beauftragung des Gutachtens verbundenen Aufgaben lassen sich in drei Bereiche bündeln:

– *Adressat*innen:* Kategorisierung von Personengruppen mit Bedarf an Einzelleistungen nach § 71 SGB XII, inklusive einer Abschätzung möglicher Altersgrenzen

- *Einzelleistungen:* Analyse und Beschreibung von für die Entwicklung von Einzelleistungen nach § 71 SGB XII zu berücksichtigenden Kriterien und Parameter, die den aktuellen Kenntnisstand sowie neuere Entwicklungen und differierende Bedarfslagen verschiedener Adressat*innengruppen im Alter umfasst und damit auch über die bislang in § 71 Abs. 2 SGB XII benannten Leistungen hinausgeht
- *Berliner Bedarfe:* Identifizierung der ungefähren Anzahl an Personen mit potenziellem Anspruch auf Leistungen nach § 71 SGB XII in den Berliner Bezirken

3 Theoretische und methodische Zugänge

Zur Bearbeitung der skizzierten Ziele und Aufgaben des Gutachtens wurde ein sequenzieller Mixed-Methods-Forschungsansatz gewählt, in dem aufbauend auf gerontologischer Expertise sowie selektiver und kritischer Literaturreviews einerseits Dokumentenanalysen und Expert*inneninterviews sowie andererseits sekundärstatistische Analysen durchgeführt wurden.

Die theoretischen Zugänge des Gutachtens waren ausdrücklich in der *Sozialen Gerontologie* verortet, wenngleich die konkreten Theoriekonzepte nicht vorab festgelegt waren. Vielmehr war ihre Identifizierung Teil des Ergebnisses der Literaturreviews, in deren Rahmen eine iterative Annäherung an für das Thema relevante Theoriezugänge stattfand. Die Recherche erfolgte auf der Basis von Schlagworten (z. B. „Altersdefinition", „Lebenslagen", „Ungleichheit", „Ressourcen", „Risikofaktoren") und der damit verbundenen Auswahl von spezifischen Diskussionszusammenhängen.

Für die Kategorisierung von Personengruppen mit Bedarf an Einzelleistungen nach § 71 SGB XII waren aus Sicht der Gutachter*innen nicht allein die in der Gerontologie bekannten Diskussionszusammenhänge zu Altersdefinitionen und -kategorien von Interesse. Vielmehr sollten diese für die Zielsetzungen des vorliegenden Gutachtens auch kritisch eingeordnet werden. Für dieses Anliegen wurde der methodische Zugang des *Kritisches Literaturreviews* gewählt, das die vorhandene Literatur selektiv und mit Blick auf Kontroversen und Lücken analysiert, aber im Gegensatz zu einer systematischen Übersichtsarbeit nicht den Anspruch hat, den gesamten Literaturstand repräsentativ zu erfassen und unter Bewertung der Studienqualität auszuwerten (z. B. Pare et al. 2015).

Darauf aufbauend erfolgte ein *Selektives Literaturreview*, das altersspezifische Ausprägungen von Lebenslagen und sozialer Ungleichheit fokussierte, um aktuelle Entwicklungen und differierende Bedarfslagen älterer Adressat*innen zu erfassen und dadurch Hinweise auf mögliche Kriterien und Parameter für Einzelleistungen aus gerontologischer Perspektive generieren zu können. Das Selektive Literaturreview hatte zum Ziel, vergleichsweise kurzfristig einen breiten Überblick in Bezug auf den Literatur- und Forschungsstand zu diesen Themen-

komplexen zu gewinnen (Ressing et al. 2009: 457). Zur Sicherung der methodischen Qualität wurden bei dieser Recherche jedoch auch Berichtselemente eines Systematischen Literaturreviews genutzt, indem das Vorgehen anhand eines PRISMA-Flussdiagramms dokumentiert wurde.

Um aktuelle Entwicklungen und spezifische Bedarfslagen von Adressat*innengruppen im Alter auch qualitativ und erfahrungsgesättigt berücksichtigen zu können, wurden in diesem Teil des Gutachtens zudem relevante Aussagen aus drei Expert*innen-Interviews ausgewertet. Sie bezogen sich einerseits auf ältere Adressat*innengruppen, denen in der Literatur ein Bedeutungszuwachs zugeschrieben wird (LSBTIQ-Communities und Menschen mit Migrationsgeschichte), sowie andererseits auf Rahmenbedingungen, durch die die Lebensphase Alter zunehmend geprägt wird (Technisierung und Digitalisierung).

Die *Dokumentenanalyse* erfolgte auf Basis einer Internetrecherche zur Identifizierung und Auswahl von Regelungen zum § 71 SGB XII auf kommunaler Ebene, die Einzelleistungen ausdrücklich benennen und näher beschreiben. Die identifizierten Internetseiten und Dokumente zu vorhandenen Regelungen wurden in der Logik der zusammenfassenden Inhaltsanalyse (Mayring 2022: 68ff.), vom Textmaterial ausgehend, induktiv ausgewertet und sukzessive zu einem Kategoriensystem zusammengestellt.

Den Zugang der Dokumentenanalyse ergänzend, wurden weitere leitfadengestützte *Expert*inneninterviews* (Meuser/Nagel 2009) geführt, um hierüber qualitative Hinweise zur Einordnung bestehender oder geplanter kommunaler Regelungen zum § 71 SGB XII und damit auch Hinweise zur Entwicklung und fachlichen Begründung von Einzelleistungen gemäß § 71 SGB XII zu erhalten. Als Expert*innen zu diesen Fragen wurden Personen in leitenden Funktionen der kommunalen Verwaltung aus Behörden für Soziales bzw. Sozialämtern und Abteilungen der Altenhilfe bzw. Fachbereichen ‚Senioren' angesprochen, die – in Anlehnung an Meuser und Nagel (2009: 270f.) – über „Kontextwissen" zu Leistungen nach § 71 SGB XII sowie über „Betriebswissen" zu Hintergründen, Inhalten und Praxen in Bezug auf den Leistungskatalog der eigenen Kommune verfügen. Ferner konnte ein Interview auf der Basis juristischer und gleichzeitig wissenschaftlicher Expertise geführt werden, das von juristischem Kontextwissen zum § 71 SGB XII geprägt war, weil der Experte unter anderem an der Entwicklung des Berliner Gesetzesentwurfes beteiligt war. Insgesamt konnten fünf Expert*innen für die Interviews per Telefon oder Videokonferenz mit einer Interviewdauer von durchschnittlich 41 Minuten gewonnen werden. Diese Interviews wurden vollständig, in leicht geglätteter Sprache transkribiert und im Sinne der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse (Kuckartz/Rädiker 2022) ausgewertet. Abschließend erfolgte eine kommunikative Validierung, für die die im Gutachten verschriftlichen Ergebnisse den Interviewpersonen zur Prüfung vorgelegt wurden.

4 Ausgewählte Ergebnisse der Dokumentenanalyse und Expert*inneninterviews mit Relevanz für die Organisation von Einzelleistungen

Wenn sich der Begriff der Organisation auf die Herstellung von geordneten Abläufen bezieht, ist mit Blick auf Einzelleistungen nach § 71 SGB XII auch von Interesse, wie kommunale Regelungen dazu entwickelt und begründet werden. Denn Regelungen sind begrifflich in bestimmter Form festgelegte Vereinbarungen oder Vorschriften, was impliziert, dass etwas in eine bestimmte Ordnung gebracht wird. In dieser Logik sind kommunale Regelungen zum § 71 SGB XII ein relevanter Gegenstand des in diesem Beitrag fokussierten Organisierens, die im Rahmen des Gutachtens konkret für verschiedene Formen von Richtlinien, Fachanweisungen, Arbeitshilfen oder Leistungskatalogen zum § 71 SGB XII standen.

4.1 Aktueller Stand kommunaler Regelungen

Zunächst ist als Ergebnis der Dokumentenanalyse festzuhalten, dass die Mehrzahl der Kommunen lediglich über allgemeingehaltene Hinweise auf Leistungen nach § 71 SGB XII verfügt, die in unterschiedlichen Varianten Ziele und/oder Leistungen der Altenhilfe formulieren. Nur bei einer Minderheit von Kommunen existieren konkrete Regelungen zum § 71 SGB XII. Nähere Hinweise auf Ansätze und Formen der Beratung im Rahmen der Altenhilfe sind hierunter nur vereinzelt zu finden. Differenzierte Regelungen zu möglichen Geld- und Sachleistungen nach § 71 Abs. 2 SGB XII liegen ebenfalls nur bei einzelnen Kommunen vor, die über eine Art Leistungskatalog hierzu verfügen. Auch wenn manche Einzelleistungen in verschiedenen Leistungskatalogen analog zu finden sind, bleiben diese in Inhalt und Umfang der Leistungen durchaus heterogen.

4.2 Vorgehensweisen in der Entwicklung kommunaler Regelungen nach § 71 SGB XII

Im Rahmen der Expert*inneninterviews wird mehrfach erläutert, dass die *Entwicklung der Inhalte* eines Leistungskatalogs auf Basis von Erfahrungen erfolgte, „[…] die wir gemacht haben, was brauchen wir" (Int. 3), oder im Rückblick darauf „[…] was wurde denn überhaupt […] gewährt" (Int. 4).

Ein weiterer Zugang zur Bestimmung von Leistungen waren die *Recherche und Prüfung* bereits bestehender Regelungen anderer Kommunen, auch wenn nur einzelne Vorbilder existierten*:* „Wir haben erst mal geschaut, was gibt es denn überhaupt schon" (Int. 3).

Zudem wird berichtet, dass ein Entwicklungsschritt der konkreten Erarbeitung und Ausgestaltung der jeweiligen Leistungszusammenstellung zum § 71 SGB XII die die Abstimmung in *Arbeitsgruppen* gewesen sei, an denen auch

Fachkräfte Sozialer Arbeit beteiligt waren: „Wir haben eine AG dort gegründet" (Int. 1) und „[…] sind das denn eben auch durchgegangen mit den Sozialarbeiterinnen" (Int. 4).

Außerdem erfolgte die Entwicklung der Leistungskataloge und des dort aufgenommenen Leistungsspektrums über eine *Ausrichtung an der Struktur von § 71 Abs. 2 SGB XII* – auch wenn zugleich erwähnt wird, dass diese inhaltlich wenig konkrete Orientierung bietet: „[…] also der 71 gibt nicht viel her, aber es gibt sechs Nummern und die sind wir nach und nach durchgegangen" (Int. 3).

4.3 Adressierungen und Gegenstände von Einzelleistungen nach § 71 SGB XII

Die Expert*innen nennen unterschiedliche *kalendarische Altersgrenzen*, die in der Altenhilfe als Orientierung in der Adressierung von Einzelleistungen herangezogen werden. Zugleich wird durchgängig betont, dass diese keine fixen, ausschließenden Altersgrenzen markieren, sondern im Einzelfall davon abgewichen werden kann. So orientiert sich in einer Kommune etwa die Zuständigkeit des Fachbereichs an der Altersgrenze von 60 Jahren, es wird aber hervorgehoben, dass bei Bedarf auch unterhalb dieser Altersgrenze Leistungen angeboten würden. Andere Kommunen orientieren sich mit Bezug auf die Regelaltersgrenze an dem 65. Lebensjahr. Aber auch dort kann wiederum im Einzelfall von dieser kalendarischen Grenze abgewichen werden.

In allen kommunalen Regelungen wird auf *altersbedingte Schwierigkeiten* als Gegenstand von Leistungen der Altenhilfe oder im Wortlaut auf § 71 Abs. 1 Satz 2 SGB XII hingewiesen. Allerdings wird nur vereinzelt knapp erläutert, was darunter zu verstehen ist. In den Interviews wurden auch keine konkreten Definitionen davon gegeben, was altersbedingte Schwierigkeiten sind. Aber es werden bestimmte Lebenslagen und Adressierungen erläutert, die für die Altenhilfe nach § 71 SGB XII im Sinne altersbedingter Schwierigkeiten relevant sind. Dazu gehören insbesondere soziale Isolation und Einsamkeit, altersbedingte gesundheitliche Einschränkungen sowie ökonomische Benachteiligung bzw. Armutslagen im Alter.

Von diesen altersbedingten Schwierigkeiten ausgehend, werden exemplarisch auch einzelne Geld- und Sachleistungen begründet, die sich einerseits auf die Prävention bzw. dem Abbau von sozialer Isolation beziehen. Andererseits werden relevante Geld- und Sachleistungen als Bedarf infolge von physischen Beeinträchtigungen begründet, die im Rahmen des § 71 SGB XII finanziert werden, weil sie nicht (mehr) über andere Sozialleistungen abgedeckt sind – erwähnt wird mehrfach der „Wegfall der Hilfe zur Pflege in der Pflegestufe 0" (Int. 4) bei den Novellierungen im SGB XI.

In allen Interviews wird die Bedeutung von professionellen Ermessensspielräumen zur Beurteilung altersbedingter Schwierigkeiten betont, so dass dies letztlich eine Frage ist, „die man im Einzelfall klären muss" (Int. 4). Gleichwohl

wird in einem Interview hinzugefügt, dass Interpretationshilfen für die Gewährungspraxis hilfreich wären: „da braucht man halt wahrscheinlich auch noch mal Auslegungshilfen“ (Int. 4).

4.4 Einordnungen und Rahmenbedingungen zur Gewährung von Einzelleistungen nach § 71 SGB XII

Zur Einordnung von Einzelleistungen nach § 71 Abs. 2 SGB XII und dabei zur Nachvollziehbarkeit der Gegenstände und Voraussetzungen relevanter Geld- und Sachleistungen dienen die bereits erwähnten *Leistungskataloge*. In ihnen sind „die konkreten Maßnahmen benannt, die alle auf eine Refinanzierungsmöglichkeit aus dem § 71 verweisen. Und damit […] haben wir die Verbindung hergestellt, wie diese Leistungen in 71 passen“ (Int. 2). Damit wird vor allem eine Orientierung für die Gewährungspraxis gegeben, so dass dann „auch in der aktuellen Bewilligung durch die bezirklichen Dienststellen so ein Gespür entwickelt werden kann: Was ist damit gemeint, welche besonderen Beeinträchtigungen müssen vorliegen und bis wohin können wir dann irgendwo helfen“ (Int. 2). Die Existenz eines Leistungskatalogs wird dabei als vorteilhaft für die Organisation der Gewährung von Einzelleistungen beschrieben, da „sich der Arbeitsaufwand für alle und auch die Ungewissheit, wie spiele ich das Ermessen aus, auf jeden Fall reduziert“ (Int. 3) hätten.

Da die Einzelleistungen nach § 71 SGB XII nachrangig gegenüber anderen Sozialleistungen sind und die Gewährung von Geld- und Sachleistungen einkommens- und vermögensabhängig ist, sind *Definitionen von Voraussetzungen zur Leistungsgewährung* relevant: „Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, um überhaupt von diesen Leistungen zu profitieren“ (Int. 3).

Angaben zum Umfang von Geld- und Sachleistungen finden sich in allen Leistungskatalogen, mehrfach mit der Unterscheidung zwischen einmaliger und laufender Leistung.

Betont wird auch, dass die im Leistungskatalog aufgenommenen Leistungen *keine abschließende Darstellung* möglicher Geld- und Sachleistungen darstellt. Dementsprechend wird in einem Interview auch konstatiert, dass die Geld- und Sachleistungen nicht zu eng definiert werden sollten: „Je genauer man, kleinteiliger man etwas definiert, löst man dann wieder Probleme aus, weil genau in diesem Einzelfall […] den haben wir aber in dieser Definition dann irgendwie auf einmal doch ausgeschlossen“ (Int. 2). Darüber hinaus wird erwähnt, dass der Leistungskatalog offen für neue gesellschaftliche Entwicklungen und Bedarfe sein sollte, zum Beispiel im Kontext von Digitalisierung.

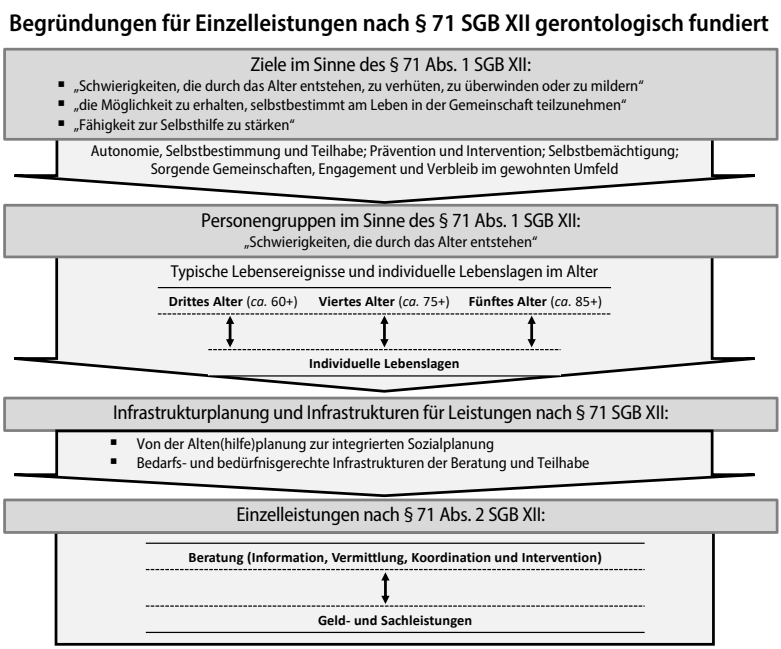
Zusätzlich wird in einzelnen Interviews auf *infrastrukturelle und organisatorische Rahmenbedingungen* hingewiesen. So wird einerseits angemerkt, dass sich die Infrastrukturen bzw. die Personalausstattung zur Erbringung von Leistungen in den Kommunen auch im Verhältnis zu deren Größe unterscheide.

Andererseits wird benannt, dass eine „sehr heterogene Zuständigkeitsstruktur“ (Int. 4) auch innerhalb größerer Kommunen auf der Ebene der Bezirke existiere, „was die Einheitlichkeit der Leistungsgewährung und des Leistungszugangs behindert“ (Int. 4) – womit die organisatorische Relevanz eines Leistungskatalogs unterstrichen wird.

5 Zur Bedeutung der Profession Soziale Arbeit in der Organisation von Einzelleistungen

Auf Grundlage der Analyseergebnisse erfolgte im abschließenden Kapitel des Gutachtens eine zusammenführende gerontologische Begründung von Einzelleistungen gemäß § 71 SGB XII. Diese wurde eingeordnet in den Gesamtkontext der sogenannten Altenhilfe gemäß § 71 SGB XII, um auch auf Voraussetzungen zur Entwicklung und Umsetzung von Einzelleistungen hinzuweisen, was in Abbildung 1 veranschaulicht wird.

Abb. 1 Gerontologische Begründungen von Einzelleistungen nach § 71 SGB XII



eigene Darstellung

Wesentliche Voraussetzungen sind demnach einerseits eine Verständigung über die Ziele und adressierten Personengruppen im Sinne des § 71 Abs. 1 SGB XII und andererseits die Planung und das Vorhandensein von Infrastrukturen zur Organisation und Umsetzung von Angeboten und Leistungen der Altenhilfe nach § 71 SGB XII in den Bereichen Beratung, Begegnung und Engagementförderung (BAGSO 2023: 33). Im Rahmen des Gutachtens wurden die einzelnen Punkte jeweils theoretisch-konzeptionell eingeordnet und aus Sicht der Gerontologie mit Bezügen zu Sozialer Arbeit, die in der Abbildung mit Stichworten angedeutet werden, begründet (siehe dazu Engler et al. 2023: 180ff.). Im Folgenden wird ausschnittweise auf das *Element der Beratung* im Rahmen der Organisation von Einzelleistungen und auf die *Bedeutung der Profession Soziale Arbeit* in diesem Zusammenhang eingegangen (ebd.: 185ff.).

Beratung als einzelfall- und primärgruppenbezogene Leistung der sogenannten Altenhilfe adressiert ältere Menschen als einzelne Personen und/oder ihre An- und Zugehörigen als für sie relevante Primärgruppe. Mit inhaltlichem Blick auf die *Ziele und Leistungen nach § 71 Abs. 1 SGB XII* scheint die Profession Soziale Arbeit zur Umsetzung dieser Beratung prädestiniert zu sein. Denn Fachkräfte mit einer sozialarbeiterischen bzw. sozialpädagogischen Qualifikation richten ihren Blick explizit ganzheitlich und mehrperspektivisch, subjekt- und ressourcenorientiert auf Aufgaben der Alltags- und Lebensbewältigung. Zudem nehmen sie relevante Herausforderungen und Befähigungen für die Lebensführung in verschiedenen Lebenslagen älterer Menschen in den Blick, um ihre Autonomie, Selbstbestimmung und Teilhabe zu fördern bzw. zu gewährleisten (Bleck/Engler, 2022: 778). Diese Gegenstandsbezüge und Zielsetzungen des professionellen Handelns Sozialer Arbeit entsprechen einerseits inhaltlich den Zielen nach § 71 Abs. 1 SGB XII. Sie stellen wichtige Orientierungen für die Beratung in diesem Zusammenhang dar, bei der ebenfalls Fragen der Alltags- und Lebensbewältigung sowie Lebensführung in den jeweiligen Lebenslagen älterer Menschen im Zentrum stehen. Andererseits entspricht dies genau dem Verständnis von Beratung Sozialer Arbeit (auch mit älteren Menschen), die – als besondere Form eines professionell fundierten Gesprächs – kommunikative Reflexionsräume ermöglicht, in denen komplexe Fragen der Lebensführung von Adressat*innen bearbeitet werden (Weinhardt 2022: 597).

Zugänge zur Beratung als Einzelleistung nach § 71 SGB XII werden im Rahmen unterschiedlicher Angebote eröffnet, die vielfach von Fachkräften Sozialer Arbeit durchgeführt werden. Zu nennen ist zunächst die kommunale Senior*innenberatung, die einen Überblick zu relevanten Leistungen und Angebote bereitstellen sollte. Zudem existiert potenziell eine Vielzahl weiterer erster Anlaufstellen für eine Beratung, die z. B. von Angeboten der Teilhabe- und Engagementförderung (wie Begegnungsstätten, Stadtteil- bzw. Quartierszentren) oder Angeboten aus dem Kontext der Pflegeversicherung (z. B. Pflegestützpunkte, Besuchsdienste) ausgehen kann. Darüber hinaus können sich erste Kontakte, Beratungen und Vermittlungen auch über andere (altersgruppenunab-

hängige) Angebote ergeben (z. B. Allgemeiner Sozialer Dienst, Schuldenberatung, Wohnberatung). Zentral sollte sein, dass für die Beratung zu Angeboten und Leistungen der sogenannten Altenhilfe (auch) senior*innenspezifische Beratungsstellen wohnortnah existieren, die über relevantes Fachwissen (z. B. gerontologisches Wissen, Konzepte und Methoden Sozialer Arbeit, Sozialrecht etc.) und Kenntnisse über die Infrastrukturen und Angebote in der Kommune und/oder dem Nahraum der Beratungsstelle verfügen (dazu z. B. BAGSO 2023: 34).

Beratung sollte als *Ausgangspunkt der Informationsvermittlung und Bedarfsermittlung* zu Angeboten und Leistungen gemäß § 71 SGB XII verstanden werden. Die auf Angebote der Altenhilfe bezogene Fachberatung erfolgt entsprechend der altersspezifischen Bedarfe und Bedürfnisse sowie individuellen Lebenslagen themenspezifisch für alle älteren Menschen. Die Beratung zu einkommens- und vermögensabhängigen Geld- und Sachleistungen nach § 71 SGB XII adressiert hingegen nur ältere Menschen in entsprechend eingeschränkter ökonomischer Situation. Anfragen nach Geld- und Sachleistungen können von älteren Menschen und ihren An- und Zugehörigen in den verschiedenen benannten Beratungskontexten erfolgen, sie können aber auch unmittelbar bei dafür zuständigen Mitarbeiter*innen der kommunalen Sozialverwaltung erfolgen. Inhaltlich und organisatorisch ist jedoch relevant, dass enge Verbindungen zwischen der Senior*innenberatung und der Beratung der kommunalen Sozialverwaltung bestehen, um je nach Bedarf wechselseitig vermitteln oder kooperieren zu können. Für das Erkennen und die Ermittlung von Bedarfen bringt Soziale Arbeit methodische Kompetenzen in Sozialer Diagnostik mit (z. B. Galuske 2013: 217ff.).

Die *Form und Gestaltung* der Beratung nach § 71 SGB XII sollte niedrigschwellig zugänglich sein. Die Niedrigschwelligkeit von Beratungsangeboten bezieht sich etwa auf organisatorische und normative Dimensionen der Beratungsstelle und des Beratungsangebots und hat das Ziel zu verhindern, dass Adressat*innen der sogenannten Altenhilfe diese nicht in Anspruch nehmen. So können etwa räumliche (z. B. Erreichbarkeit), zeitliche (z. B. Öffnungszeiten), administrative (z. B. Formulare), psychologische (z. B. Scham) und lebenslagenspezifische (z. B. Behinderung) Hürden für die Inanspruchnahme eines Angebots bestehen (Konter, 2019), die spezifisch für die Senior*innenberatung zu reflektieren und zu berücksichtigen sind. Aus Sicht Sozialer Arbeit ist von herausragender Bedeutung, dass die Beratung diversitätssensibel erfolgt und damit allen älteren Menschen gleichberechtigt Zugänge zur sogenannten Altenhilfe ermöglicht. Eine niedrigschwellige Gestaltung der Beratung als Einzelleistung nach § 71 SGB XII kann sich dementsprechend etwa auf barrierefreie Räume und Dokumente, analog und digital verfügbare Informationen, in Präsenz und Online durchgeführte Beratung sowie Formen der Sprachmittlung beziehen.

Daran anknüpfend sollten die senior*innenspezifischen Beratungsangebote auch *konzeptionell und methodisch* ein Spektrum aufweisen, das verschiedene Zugänge zu den Adressat*innen fördert. Neben der typischen Komm-Struktur bei

den Beratungsangeboten zu bestimmten Zeiten innerhalb einer Beratungsstelle sowie bei Angeboten der Telefon- und Onlineberatung ist für die Adressat*innen der sogenannten Altenhilfe die Geh-Struktur von besonderer Bedeutung. Zu Letzteren gehören verschiedene bereits existierende Konzepte der aufsuchenden Senior*innenberatung, die von mobilen Beratungsbussen über präventive Hausbesuche bis hin zu digitalen Hausbesuchen reichen. Zugleich ist in Bezug auf das Kompetenzprofil Sozialer Arbeit festzuhalten: „Beratung ist als zentrale Handlungsmethode integraler Bestandteil Sozialer Arbeit. Soziale Beratung wird auch in der Sozialen Altenarbeit in eigenen Arbeitssettings wie auch in nicht derart formalisierten Arbeitssituationen praktiziert" (Aner, 2020: 217). So verfügt Soziale Arbeit in besonderer Weise über Wissen und Erfahrung zu Beratung in verschiedenen Settings. Die methodische und inhaltliche Ausrichtung der Beratung sollte sich an dem in der Beratungssituation ermittelten Bedarf der Ratsuchenden orientieren. Das Gutachten empfiehlt, Beratung als Ausgangspunkt der Einzelleistung zu betrachten, von dem ausgehend verschiedene Formen und Ausrichtungen des professionellen Handelns Sozialer Arbeit umgesetzt werden können – je nach zusammen mit den Adressat*innen situativ ermitteltem Bedarf. So wird die Beratung in der Mehrzahl direkte Informationen zu Angeboten und Leistungen sowie Vermittlungen zu weiteren Angeboten innerhalb und außerhalb der Altenhilfe implizieren. Bei komplexeren Beratungsanliegen und Bedarfslagen, die aufgrund des erforderlichen Einbezugs verschiedener Institutionen und Akteur*innen koordinierende Leistungen über einen längeren Zeitraum verlangen, sollte methodisch auf den Ansatz des Case Managements zurückgegriffen werden. Wenn im Beratungskontext eine akute Problemlage festgestellt wird, sind kurzfristige, zeitlich begrenzte Interventionen der Krisenbewältigung erforderlich. Somit impliziert die Beratung bedarfsorientiert Übergänge zwischen verschiedenen methodischen Ansätzen und Vernetzungen mit anderen Institutionen sowie Angeboten. Auch hier verfügt die Profession Soziale Arbeit mit ihren weiteren, mit sozialer Beratung zu verbindenden methodischen Ansätzen – wie soziale Diagnostik, Case Management, Hausbesuche, Netzwerkarbeit und Sozialraumorientierung – über ein originär fachspezifisches Handlungsrepertoire (z. B. Bleck/van Rießen 2022). Fachkräfte Sozialer Arbeit sind es gewohnt, in ihrem Arbeitsalltag auf Mikro-, Meso- und Makroebene zu agieren und dabei mit den Adressat*innen, ihren An- und Zugehörigen sowie anderen Professionen, zivilgesellschaftlichen und politischen Akteur*innen zusammenzuarbeiten, zwischen diesen zu vermitteln sowie die Vernetzung ihrer Aktivitäten im Nahraum zu unterstützen (DGSA-Fachgruppe Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s, 2022: 9).

6 Fazit

Der aktuelle Stand kommunaler Regelungen zu Einzelleistungen nach § 71 SGB XII macht deutlich, dass diese bislang nur in einzelnen Kommunen und in unterschiedlicher Art und Reichweite vorhanden sind. Obwohl mehr oder minder differenzierte Strukturen und Angebote der Altenhilfe in vielen Kommunen bereits gegeben sind, fehlen Regelungen im Sinne einer *Organisation von Einzelleistungen* weitgehend. Leistungen für einzelne Personen in Form von Beratung sind aber „wesentliche Voraussetzung zur Inanspruchnahme von Angeboten der Altenhilfe und sozialrechtlicher Leistungen" (Deutscher Verein 2024: 10). Ebenfalls im Einzelfall hoch relevant sind einkommens- sowie vermögensabhängige Geld- und Sachleistungen nach § 71 SGB XII, weil sie altersspezifischen Problemlagen existenzsichernd ebenso wie präventiv begegnen (Engler et al. 2023: 108) und Handlungsspielräume der Selbstbestimmung, Teilhabe und Selbsthilfe eröffnen können (Deutscher Verein 2024: 12). Auf kommunaler Ebene bedarf es daher explizit formaler wie auch konzeptioneller Orientierungen auch für die Organisation von Einzelleistungen nach § 71 SGB XII, um gleichwertige und gleichberechtigte Verhältnisse im Alter zu fördern.

Mit ihrem Kompetenzprofil ist die Profession Soziale Arbeit prädestiniert, Beratungsleistungen im Kontext des § 71 SGB XII anzubieten. Der Disziplin Soziale Arbeit kommt die Aufgabe zu, auf Basis anwendungsorientierter Forschung, Rahmenkonzepte zur professionellen Organisation der sogenannten Altenhilfe zu entwickeln.

Literatur

Aner, Kirsten (2020): Generationenbeziehungen in der Sozialen Beratung älterer Menschen. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: Springer VS, S. 217–226. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26624-0_18

Bleck, Christian/van Rießen, Anne (Hrsg.) (2022): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-37573-7

BAGSO – Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen e. V. (Hrsg.) (2023): Altenarbeit in Kommunen: Eine Handreichung zur Umsetzung von § 71 SGB XII. Bonn. https://www.bagso.de/publikationen/themenheft/altenarbeit-in-kommunen/ [Zugriff: 11.06.2024].

Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e. V. (Hrsg.) (2024): Empfehlungen des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e. V. zur Umsetzung des § 71 SGB XII. Berlin. https://www.deutscherverein.de/de/empfehlungenstellungnahmen-2024-empfehlungen-des-deutschen-vereins-fueroeffentliche-und-private-fuersorge-ev-zur-umsetzung-des-71-sgb-xii-5542,3166,1000.htm [Zugriff: 09.06.2024].

DGSA-Fachgruppe Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s (2022): Positionspapier zur Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s. https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Fachgruppen/Soziale_Arbeit_in_Kontexten_des_Alter_n_s/Positionspapier_SozialeArbeitinKontextendesAlter_n_s.pdf [Zugriff: 11.06.2024].

Engler, Stefanie/Bleck, Christian/Kricheldorff, Cornelia (2023): Gerontologisches Gutachten zu fachlich begründeten Einzelleistungen nach § 71 SGB XII. Identifikation, Analyse und Beschreibung aus gerontologischer Perspektive als Basis für die inhaltliche und organisatorische Ausgestaltung eines Berliner Altenhilfestrukturgesetzes. Freiburg/Düsseldorf.

Bleck, Christian/Engler, Stefanie (2022): Grundlagen Sozialer Arbeit mit alten Menschen: Ein Resümee und Ausblick. In: Bleck, Christian/van Rießen, Anne (Hrsg.): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden. Wiesbaden: Springer VS, S. 743–780. https://doi.org/10.1007/978-3-658-37573-7_43

BMFSFJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2016): Siebter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften. Berlin: BMFSFJ.

Galuske, Michael (2013): Methoden der Sozialen Arbeit: eine Einführung (10. Aufl.). Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Hellermann, Johannes (2022): Die Altenhilfe nach § 71 SGB XII und der rechtliche Rahmen für ihre Weiterentwicklung. Rechtsgutachten im Auftrag der BAGSO – Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen e. V. https://www.bagso.de/studie/die-altenhilfe-nach-71-sgb-xii-und-der-rechtliche-rahmen-fuer-ihre-weiterentwicklung/ [Zugriff: 11.06.2024].

Kuckartz, Udo/Rädiker, Stefan (2022): Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung (5. Aufl.). Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Mayring, Philipp (2022): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken (13. Aufl.). Weinheim/Basel: Beltz.

Meuser, Michael/Nagel, Ulrike (2009): Das Experteninterview: Konzeptionelle Grundlagen und methodische Anlage. In: Pickel, Susanne/Pickel, Gert/Lauth, Hans Joachim/Jahn, Detlef (Hrsg.): Methoden der vergleichenden Politik- und Sozialwissenschaft: Neue Entwicklungen und Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 465–479.

Paré, Guy/Trudel, Marie-Claude/Jaana, Mirou/Kitsiou, Spyros (2015): Synthesizing information systems knowledge: A typology of literature reviews. In: Information & Management, 52, 2, S. 183–199. https://doi.org/10.1016/j.im.2014.08.008

Ressing, Meike/Blettner, Maria/Klug, Stefanie J. (2009): Systematische Übersichtsarbeiten und Metaanalysen. In: Deutsches Ärzteblatt 106, S. 456–463. http://doi.org/10.3238/arztebl.2009.0456

Stratmann, Jutta (2021): Vergleichende Untersuchung zur kommunalen Altenarbeit. Ergebnisbericht im Auftrag der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen (BAGSO). Bonn. https://www.bagso.de/fileadmin/user_upload/bagso/06_Veroeffentlichungen/2021/Disparitaetenstudie_Kommunale_Altenarbeit.pdf [Zugriff: 11.06.2024].

Türk, Klaus (2008). Organisation. In: Baur, Nina/Korte, Hermann/Löw, Martina/Schroer, Markus (Hrsg.): Handbuch Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 337–353.

Weinhardt, Marc (2022): Soziale Beratung: Überlegungen zur Beratungsarbeit mit alten Menschen. In: Bleck, Christian/van Rießen, Anne (Hrsg.): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden. Wiesbaden: Springer VS, S. 597–628. https://doi.org/10.1007/978-3-658-37573-7_35

Ziller, Hannes (1992): Zur Weiterentwicklung des Rechts der Altenhilfe. Überlegungen und Thesen zu einem Altenhilfegesetz. In: Recht der sozialen Dienste und Einrichtungen, 18, S. 33–44.

Organisationsformen Sozialer Arbeit in Seniorenbüros: Ergebnisse einer Evaluationsstudie in NRW

Markus Kühnel

1 Hintergrund und Zielsetzung

Seniorenbüros sind zentrale Einrichtungen der Sozialen Arbeit für ältere Menschen. Als lokale Schnittstellen zwischen Kommunen, Zivilgesellschaft und Älteren übernehmen und/oder koordinieren sie wesentliche Aufgaben der kommunalen Senior:innenarbeit und Altenhilfe. Die konkreten Angebote und Strukturen dieser Organisationen variieren jedoch erheblich zwischen den Bundesländern und auf kommunaler Ebene. Dieser Beitrag analysiert Soziale Arbeit in Seniorenbüros aus organisationsbezogener Perspektive anhand einer vom Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales (MAGS) initiierten Evaluationsstudie. Die Untersuchung erweitert das Verständnis der organisationalen Potenziale und Grenzen von Seniorenbüros. Nachfolgend werden zentrale Ergebnisse der Studie vorgestellt. Anschließend werden Implikationen für Forschung, Praxis und Lehre der Sozialen Arbeit im Kontext des Alter(n)s aufgezeigt.

1.1 Evaluation der Seniorenbüros in Nordrhein-Westfalen

Das MAGS in Nordrhein-Westfalen (NRW) beauftragte im Jahr 2018 das Institut für Gerontologie an der TU Dortmund[1], eine Evaluation der Seniorenbüros im eigenen Bundesland durchzuführen, um ein differenziertes Verständnis ihrer Bedeutung als lokale Infrastruktur für ein selbstbestimmtes Altern und die Förderung des intergenerationellen Miteinanders zu gewinnen. Die Studie verfolgte vor allem das Ziel, Förder- und Unterstützungsbedarfe der Seniorenbüros zu identifizieren, um daraus Empfehlungen für deren fachliche Weiterentwicklung sowie Hinweise für die entsprechende Fachpolitik auf Landes- und Kommunalebene in NRW abzuleiten. Obwohl das Untersuchungsdesign keine Analyse zeitlicher Verläufe oder spezifischer Wirkungen erlaubte, konnten bestehende Interventionsbedarfe und geeignete Maßnahmen zur Verbesserung der Arbeitsfähigkeit der

1 Das Institut für Gerontologie an der TU Dortmund stellte 2023 nach 30 Jahren seine Arbeit ein, da das MAGS die Förderung beendete und keine weiteren Mittel in Aussicht stellte.

Seniorenbüros identifiziert werden. Die Ergebnisse sollten als Grundlage für die Weiterentwicklung dieser Einrichtungen dienen (Olbermann et al. 2019: 8).

Obwohl die Untersuchung bereits 2018/2019 durchgeführt wurde und Erkenntnisse aus der Covid-19-Pandemie nicht berücksichtigt, liefert sie wichtige Einsichten in die Rolle und Bedeutung von Seniorenbüros für die kommunale Senior:innenarbeit und Altenhilfe, die auch heute noch Relevanz haben. Der aktuelle Entwicklungsstand der Seniorenbüros wird nicht beleuchtet, ebenso wie die Frage, in welchem Umfang die damaligen Empfehlungen umgesetzt wurden. Hier fehlt es an einer aktuellen Evaluation, die die Veränderungen durch die Pandemie und fortschreitende Digitalisierung adäquat berücksichtigt.

1.2 Aufgaben und Zielsetzungen von Seniorenbüros

Im neunten Altersbericht des Bundesministeriums für Frauen, Senioren, Familie und Jugend (BMFSFJ) werden die aktuell ca. 500 Seniorenbüros in Deutschland sowie die dazugehörigen Bundes- und Landesarbeitsgemeinschaften als gelungene Beispiele für die strukturbildende Wirkung von Förderprogramme des Bundes hervorgehoben (BMFSFJ 2025: 256). Sie entstanden in den 1990er Jahren im Rahmen eines Modellprogramms des BMFSFJ, mit dem neue Formen der Altenarbeit initiiert werden sollten. Dieses Modellprogramm war der Ausgangspunkt für die Gründung der Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros (BaS) und führte zu einer weiten Verbreitung von Seniorenbüros in der Bundesrepublik Deutschland (Hinn/Woltering 2012: 275).

Betrachtet man die Verteilung der Seniorenbüros nach Bundesländern näher, wird deutlich, dass diese nicht im direkten Verhältnis zur älteren Bevölkerung steht. Allein in NRW befinden sich rund 39 Prozent (182 von 466) aller Seniorenbüros (BaS o. J.). Die genaue Anzahl von Seniorenbüros lässt sich schlecht ermitteln, weil nicht alle Einrichtungen auch Mitglied im Bundesverband oder in den jeweiligen Landesverbänden sind. Zudem gibt es eine Reihe von Service- und Anlaufstellen mit ähnlichen Funktionen, die nicht den Begriff Seniorenbüro verwenden (Olbermann et al. 2019: 4). Und auch die unterschiedlichen Profile und Organisationsformen dieser Einrichtungen sind divers (Stratmann 2021: 27).

Seniorenbüros können als „Informations-, Kontakt-, Beratungs- und Vermittlungsstellen für ältere Menschen“ (Hinn/Woltering 2012: 275) verstanden werden. Sie bieten trägerunabhängige Fachberatung zu Fragen des Älterwerdens und fördern gesellschaftliche Teilhabe, Lebensqualität und Engagement älterer Menschen (BMFSFJ 2025: 256). Die zentralen Zielsetzungen der Seniorenbüros sind die Förderung des sozialen und generationenübergreifenden Miteinanders sowie die Stärkung der selbstständigen Lebensführung älterer Menschen (Hinn/Woltering 2012: 275).

In NRW besitzen die Mitarbeiter:innen der Seniorenbüros am häufigsten Berufsabschlüsse in Sozialer Arbeit (ca. 61 %) oder sie sind ausgebildete Ver-

waltungsfachkräfte (ca. 37 %) (Olbermann et al. 2019: 23). Über NRW hinaus liegen keine konkreten Daten zur beruflichen Qualifikation vor. Die Mitarbeiter:innen arbeiten aufgrund der partizipativen Ausrichtung gemeinsam mit älteren Menschen und anderen Partner:innen daran, nutzer:innenorientierte Projekte und bedarfsgerechte Angebote zur Gestaltung und Bewältigung der Lebensphase Alter sowie die dafür erforderlichen Strukturen vor Ort zu schaffen und zu entwickeln. Sie berücksichtigen dabei die unterschiedlichen Lebenslagen und Lebenswelten von Menschen in der nachberuflichen und nachfamiliären Lebensphase bis ins hohe Alter. Seniorenbüros greifen den Strukturwandel des Alters auf und verbreiten ein neues, ressourcenorientiertes Bild vom Älterwerden. Sie agieren zudem als Vermittlungsstellen für Engagement und richten sich dabei insbesondere an Menschen ab 50 Jahren. Im Unterschied zu klassischen Formen der offenen Altenarbeit mit einer ausgeprägten Angebotsstruktur, zeigen Seniorenbüros attraktive Tätigkeitsfelder für Engagement auf. Eine Besonderheit ist die enge Zusammenarbeit zwischen hauptamtlichen Mitarbeiter:innen, bei denen es sich überwiegend um Sozialarbeiter:innen handelt, und freiwillig Engagierten (ebd.: 276). Während ein Großteil der Seniorenbüros hauptamtlich betrieben wird, gibt es auch ausschließlich ehrenamtlich betriebene Einrichtungen, speziell in ländlichen Räumen. In NRW sind dies rund 15 Prozent der Seniorenbüros (Olbermann 2019: 17).

In einigen Bundesländern wurden regionale Vernetzungsstrukturen für die Seniorenbüros aufgebaut. Die Landesarbeitsgemeinschaft der Seniorenbüros (LaS) in NRW unterstützt seit 2010 fachlich die Arbeit ihrer Mitgliedseinrichtungen. Dafür erhält sie finanzielle Förderung vom MAGS. Darüber hinaus gibt es in NRW weitere landesspezifische Strukturen und Akteur:innen, die in der gemeinwesenorientierten Altenarbeit tätig sind und Schnittstellen zur Arbeit der Seniorenbüros aufweisen (Olbermann et al. 2019: 7).

Zusammenfassend sind Seniorenbüros lokale Anlaufstellen für ältere Menschen, die einen Paradigmenwechsel in der Sichtweise auf das Altern bewirkt haben. Sie orientieren sich an den Ressourcen und Kompetenzen der älteren Menschen und stärken deren individuelle Potenziale und Autonomie. Seniorenbüros sehen Altern nicht mehr nur als Abbau und Rückzug, sondern als gestaltbaren und selbstbestimmten Lebensabschnitt. Sie stehen vor der Herausforderung, eine Balance zwischen der Ermöglichung von Aktivität und Engagement und der Entwicklung von Unterstützungsangeboten zu finden (ebd.: 4).

2 Methodische Vorgehensweise

Die Studie ging im Wesentlichen den Fragen nach, welche Organisationsformen und Leistungsbereiche in Seniorenbüros bestehen und wie ältere Menschen durch unterschiedliche Maßnahmen erreicht werden. Um fundierte fachliche Schlussfolgerungen sequenziell sowie mehrperspektivisch mit verschiedenen

Forschungszugängen zu ermöglichen und begründen zu können, wurde ein Methodenmix aus quantitativen und qualitativen Ansätzen gewählt (Olbermann et al. 2018: 8–12).

- *Status-quo-Erhebung*: Zunächst wurden auf Basis von Dokumenten- und Internetanalysen die bestehenden Strukturen der gemeinwesenorientierten Altenarbeit in NRW erfasst, um eine kontextuelle Einordnung der Seniorenbüros in die kommunale Akteurslandschaft zu ermöglichen.
- *Experteninterviews*: Anschließend wurden zwölf qualitative Interviews mit Expert:innen der kommunalen Seniorenarbeit geführt. Die Auswahl erfolgte theoriegeleitet und berücksichtigte sowohl kommunale Ansprechpersonen unterschiedlicher Gemeindegrößen und Trägerschaften als auch Vertreter:innen aus Fachnetzwerken. Ziel war es, externe Einschätzungen zur Rolle der Seniorenbüros in der kommunalen Altenarbeit und Engagementförderung zu gewinnen. Sie wurden mittels inhaltlich-strukturierender qualitativer Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2012) ausgewertet.
- *Web-Konferenz*: Zur Einbindung der Praxisebene wurde ergänzend eine digitale Konferenz mit sieben haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden von Seniorenbüros unterschiedlicher Gemeindetypen durchgeführt. Themen waren unter anderem die alltägliche Arbeit vor Ort und bestehende Unterstützungsbedarfe. Die Konferenz diente zugleich der inhaltlichen Vorbereitung der quantitativen Online-Befragung.
- *Online-Befragung*: Auf Basis der Vorarbeiten wurde eine standardisierte Online-Befragung entwickelt und mit Mitarbeitenden der Seniorenbüros im März und April 2019 durchgeführt. Das Erhebungsinstrument umfasste 34 Fragen in acht thematischen Komplexen (u. a. Rahmenbedingungen, Zielgruppen, Teilhabe, Beratung, Engagement, Vernetzung). Die Befragung erzielte mit über 70 Prozent (83 von 116 Seniorenbüros) einen hohen Rücklauf.
- *Fokusgruppe*: Zur Diskussion und Validierung der Evaluationsergebnisse wurde eine Fokusgruppe mit 20 ausgewählten Expert:innen aus Seniorenbüros, Kommunen sowie Leitungsgremien und Mitarbeitenden des MAGS durchgeführt. Hierbei wurden Schlussfolgerungen zur zukünftigen Ausgestaltung und Unterstützung der Arbeit von Seniorenbüros erarbeitet.

3 Ausgewählte Untersuchungsergebnisse und Implikationen für die Weiterentwicklung von Seniorenbüros

3.1 Rahmenbedingungen, Ressourcen und Unterstützung

Rahmenbedingungen

Die Ausgestaltung der Senior:innenarbeit und Altenhilfe in Deutschland ist regional und lokal sehr unterschiedlich, insbesondere in Bezug auf die Finanzierung kommunaler Angebote. Seniorenbüros und ähnliche Einrichtungen spielen hierbei eine wichtige Rolle, vor allem in NRW. Hier machen die Ausgaben für solche Einrichtungen einen erheblichen Anteil der kommunalen Ausgaben für die Altenarbeit aus, teilweise bis zu 80 Prozent (Stratmann 2021: 27).

Seniorenbüros in NRW sind zwar im Vergleich zu anderen Bundesländern relativ weit verbreitet, jedoch keineswegs flächendeckend vorhanden (Olbermann 2019: 81). Sie finden sich hauptsächlich in größeren Städten (Stratmann 2021: 27), während sie in Mittel- und Kleinstädten deutlich seltener vorkommen (Olbermann 2019: 81). In NRW handelt es sich häufig um hauptamtlich geführte Einrichtungen mit einem teilweise erweiterten Aufgabenspektrum. Neben koordinierenden und beratenden Tätigkeiten übernehmen die Seniorenbüros in einigen Kommunen auch Projektbegleitung, Prävention und stadtteilorientierte Angebote (Stratmann 2021: 27f.).

In größeren Städten in NRW verfügen Seniorenbüros in der Regel über hauptamtliche Strukturen und eine größere Vielfalt an Akteur:innen und Angeboten, während Seniorenbüros in kleineren Kommunen oft eher ehrenamtlich besetzt sind und über weniger Ressourcen verfügen. Die Koordinierung erfolgt hier in Absprache mit der Kommune und das Gelingen hängt stark von den jeweiligen Akteur:innen ab.

Die Entstehung und der Betrieb von Seniorenbüros sind stark von den örtlichen Gegebenheiten abhängig. Es lassen sich fördernde Faktoren wie die Unterstützung der politischen Führung sowie hemmende Faktoren wie mangelndes Problembewusstsein und fehlende Ressourcen identifizieren. Trotz der weiten Verbreitung haben dementsprechend nicht alle älteren Menschen in NRW die gleichen Zugangsmöglichkeiten zu den Seniorenbüros. Es wird zudem deutlich, dass Seniorenbüros oft mit personellen Herausforderungen konfrontiert sind. Es fehlt an konzeptioneller Verbindlichkeit und die Einrichtungen haben unterschiedliche Schwerpunkte, was Vergleiche und Wirkungsanalysen erschwert (Olbermann et al. 2019: 81). Insgesamt schätzen die hauptamtlich betriebenen Seniorenbüros die Rahmenbedingungen ihrer Arbeit als besser ein als die rein ehrenamtlich betriebenen. Vor allem die Unterstützung durch örtliche Akteure sowie durch Politik, Kommunen und Fachverbände wie LaS und BaS wird insgesamt als eher unzureichend eingeschätzt (ebd.: 71).

Ressourcen und Unterstützung

Damit Seniorenbüros ältere Menschen unterstützen können, sind sie selbst auf verschiedene Formen der Unterstützung angewiesen. Dabei spielen insbesondere Kommunen und Träger, die Kommunalpolitik, sonstige örtliche Akteure sowie das Land NRW eine wichtige Rolle. Überwiegend befinden sich die Seniorenbüros in kommunaler Trägerschaft. Ein großer Teil muss mit einem relativ geringen Jahresetat auskommen (ebd.: 5). Während fast zwei Drittel der Seniorenbüros die Unterstützung durch Kommunen und Träger als ausreichend beschreiben, sehen fast ein Viertel noch Defizite (ebd.: 59). Die Seniorenbüros wünschen sich mehr finanzielle und personelle Unterstützung, mehr Anerkennung und politischen Stellenwert, bessere Öffentlichkeitsarbeit, Kommunikation und Vernetzung, spezifische Fortbildungen sowie eine bessere räumliche Ausstattung (ebd.: 60). Von den Expert:innen wird die kommunale Unterstützung kritischer eingeschätzt, als durch die Mitarbeitenden in den Einrichtungen im Rahmen der Online-Befragung angegeben, da sie als überwiegend unzureichend und von politischen Einzelentscheidungen abhängig wahrgenommen wird (ebd.: 61).

Etwa ein Drittel der Teilnehmenden der Online-Befragung schätzt die Unterstützung der örtlichen Politik als ausreichend ein, während rund 15 Prozent Optimierungspotenziale sehen (ebd.: 62). Auch bei der Unterstützung durch andere örtliche Akteure sehen etwa 13 Prozent erhebliche Optimierungspotenziale, obwohl diese Unterstützung insgesamt als überwiegend positiv eingeschätzt wird (ebd.: 63). Mehr als die Hälfte der Befragten empfindet den Beitrag des Landes NRW als überwiegend unzureichend, wobei die Wünsche an das Land von mehr Förderung und finanzieller Unterstützung bis hin zu stärkeren Verpflichtungen, besserer Vernetzung und mehr Beratung reichen (ebd.: 64).

Die Arbeit der LaS und Bas bewerten die Befragten überwiegend positiv, sehen aber zum Zeitpunkt der Befragung auch Verbesserungspotenzial. Sie wünschen sich von den LaS mehr Austausch, Information und Vernetzung, Fortbildungsangebote sowie bedarfsgerechte Veranstaltungen. Auch Mindeststandards, Praxisbeispiele und Fördermöglichkeiten werden als wichtig erachtet (ebd.: 67). Von den BaS erwarten die Befragten mehr Vernetzung, Austausch und Informationen zum Thema Engagement, Fortbildungen sowie Unterstützung bei Lobbyarbeit und Interessenvertretung für die Senior:innenarbeit (ebd.: 69).

3.2 Erreichbarkeit und Zielgruppen

Damit die Angebote der Seniorenbüros bei den älteren Menschen und ihren Angehörigen ankommen, ist es entscheidend, dass die adressierten Zielgruppen auch erreicht werden. Seniorenbüros sind für ältere Menschen ganz allgemein besser zu erreichen, wenn sie sich an einem zentralen und möglichst barrierefrei zugänglichem Ort befinden. Ab einer gewissen Gemeindegröße und speziell

in größeren Städten kann es sinnvoll sein, mehrere Einrichtungen dezentral und wohnortnah zur Verfügung zu stellen (Olbermann et al. 2019: 83).

In NRW liegen die Seniorenbüros meist zentral und sind größtenteils barrierefrei zugänglich. Dies ermöglicht auch mobilitätseingeschränkten Menschen einen guten Zugang. Weiterhin bieten die meisten hauptamtlich geführten Seniorenbüros ihre Dienste flexibel an allen Werktagen an, sodass sie für interessierte Ältere auch zeitlich gut erreichbar sind (ebd.: 32ff.).

Mitarbeitende in Seniorenbüros erreichen mit ihrem Angebot nach eigener Einschätzung am besten ältere Menschen im Alter von 60 bis 80 Jahren, während Menschen über 80 Jahre etwas weniger gut erreicht werden. Es gibt zudem geschlechtsspezifische Unterschiede: Ältere Frauen werden besser erreicht als ältere Männer. Vor allem werden aktive ältere Menschen erreicht und alleinstehende Ältere lassen sich ebenfalls erreichen. Deutlich weniger gut erreicht werden ältere Menschen mit Behinderungen, von Armut betroffene Ältere und Ältere mit geringer formaler Bildung. Ältere Menschen mit Migrationshintergrund werden nach Selbsteinschätzung der Mitarbeitenden mit Abstand am schlechtesten erreicht (ebd.: 35). Werden die unterschiedlichen Organisationsstrukturen (hauptamtlich bzw. ehrenamtlich geführt) der Seniorenbüros in der Analyse berücksichtigt, zeigt sich deutlich, dass rein ehrenamtlich organisierte Seniorenbüros ihre Zielgruppe weniger gut erreichen als solche mit hauptamtlichen Strukturen (ebd.: 72).

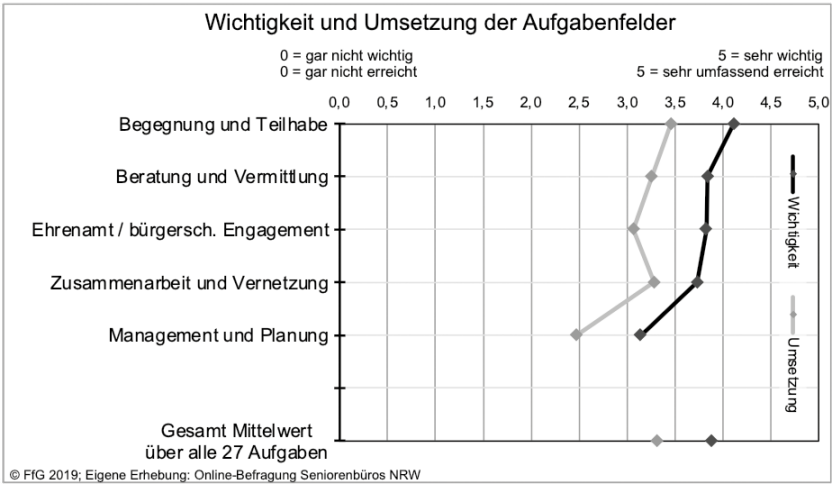
Da ältere Menschen in besonderen Lebenslagen generell von sozialen Angeboten mit Komm-Strukturen weniger gut erreicht werden, handelt es sich nicht um ein Spezifikum der Seniorenbüros. Um die Erreichbarkeit für Zielgruppen zu verbessern, sollten zunächst die Standorte von Seniorenbüros kritisch unter die Lupe genommen werden. Falls Seniorenbüros ungünstig liegen oder schlecht an den ÖPNV angeschlossen sind, sollte darüber nachgedacht werden, sie an besser erreichbare Standorte zu verlegen. Ebenso sollten allgemeine Standards für Öffnungszeiten entwickelt werden, um die Rahmenbedingungen an unterschiedlichen Standorten zu verbessern. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Diversität der älteren Bevölkerung sowie der knappen Mittelverteilung ist eine wesentliche Erkenntnis der Studie, dass ein Klärungsprozess und eine Präzisierung der adressierten Zielgruppen ausgehend von der Zielsetzung erforderlich ist (ebd.: 83f.).

3.3 Aufgaben und Zielsetzung

Die Untersuchung analysiert das Leistungsspektrum sowie die Umsetzung der Aufgaben durch Seniorenbüros. Aus der Zusammenführung verschiedener Selbstbeschreibungen, Einschätzungen externer Fachleute und einer intensiven Praxisbetrachtung wurden 27 Aufgaben in fünf Aufgabenfeldern identifiziert: (1) Begegnung und Teilhabe, (2) Beratung und Vermittlung, (3) Ehrenamt

und bürgerschaftliches Engagement,[2] (4) Zusammenarbeit und Vernetzung sowie (5) Management und Planung. Die Aufgaben umfassen beispielsweise, Vereinsamung und soziale Isolation zu verringern, die Wünsche und Bedürfnisse Älterer in die Öffentlichkeit zu tragen, Treffen zu organisieren, Angebote im Bereich Freizeit, Bildung oder Gesundheitsförderung zu initiieren, Barrieren zu verringern und den Generationenaustausch zu fördern (Olbermann et al. 2019: 44). Im Rahmen der Online-Befragung wurden die Seniorenbüros gebeten, die Wichtigkeit dieser Aufgabenfelder sowie die aktuelle Umsetzung zu bewerten (s. Abb. 1).

Abb. 1 Wichtigkeit und Umsetzung der Aufgabenfelder insgesamt



eigene Darstellung

Dargestellt werden die über alle Aufgaben hinweg ermittelten Mittelwerte der Angaben der Teilnehmenden zur Wichtigkeit und Umsetzung dieser Aufgabenfelder. Die Ergebnisse legen nahe, dass Begegnung und Teilhabe als das relevanteste Aufgabenfeld betrachtet wird, während Management und Planung als weniger wichtig eingestuft werden. Die Umsetzung der Aufgaben erfolgt weitestgehend auf einem ähnlichen Niveau, mit Ausnahme des Handlungsfeldes Ehrenamt/Engagement, wo größere Abweichungen zwischen Wichtigkeit und Umsetzung bestehen. Insgesamt wird der Umsetzungsgrad der verschiedenen Aufgaben als verhältnismäßig hoch eingeschätzt, auch wenn noch Optimierungspotenzial

2 Die Begriffe Ehrenamt und bürgerschaftliches Engagement werden komplementär verwendet, wobei bürgerschaftliches Engagement weiter gefasst ist als der Begriff Ehrenamt.

besteht. Trotz einer hohen Übereinstimmung im Antwortverhalten, gibt es bei anderen Aufgaben, wie der kommunalen Altenplanung, stark divergierende Auffassungen (ebd.: 40). Die Unterschiede in der Einschätzung von Wichtigkeit und Umsetzung können auf verschiedene Faktoren wie personelle Voraussetzungen, Kompetenzen oder ein divergierendes Aufgabenverständnis zurückzuführen sein (ebd.: 53). Nachfolgend werden zentrale Ergebnisse der übergeordneten Aufgabenfelder und daraus abgeleiteten Implikationen der Studie skizziert.

Begegnung und Teilhabe

Zweifellos gehören die Ermöglichung von Begegnung und die Unterstützung sozialer Teilhabe der Älteren zu den Kernaufgaben von Seniorenbüros. Die Studie zeigt hier ein ambivalentes Bild, das einen Handlungsbedarf nahelegt. Der hohen Bewertung der Wichtigkeit dieser Aufgaben steht teilweise eine deutliche Abweichung in ihrer Umsetzung gegenüber – was insbesondere für die Themen Abbau von Barrieren, Generationenaustausch und soziale Isolation gilt (Olbermann et al. 2019: 44).

Die befragten Expert:innen schätzen den Beitrag der Seniorenbüros zur Begegnung und sozialen Teilhabe zwar ebenfalls positiv ein, sehen jedoch Unterschiede in der Ausrichtung der Einrichtungen (ebd.: 45).

Ein zentrales Defizit ist das Fehlen verbindlicher Kriterien für die Ausgestaltung der Aufgaben in den Seniorenbüros. Um die Umsetzung bewerten und vergleichen zu können, sollten mittelfristig einheitliche Standards sowie ein extern begleitetes Qualitätsmanagementsystem entwickelt und gegebenenfalls durch Fördermittel unterstützt werden (ebd.: 85).

Beratung und Vermittlung

Da Seniorenbüros als zentrale Anlaufstellen für ältere Menschen fungieren, benötigen sie in erster Linie Mitarbeitende mit allgemeiner Beratungskompetenz. Das bedeutet, dass sie die Bedarfe der Ratsuchenden erkennen können und sie zielgerichtet an spezialisierte Anbieter weitervermitteln. Das Themenspektrum der Anfragen umfasst dabei Informations- und Unterstützungsbedarfe zu Wohnen, Pflege, Freizeit und Engagement. Die Befragten schätzen die Wichtigkeit und die Umsetzung dieser Aufgaben relativ einheitlich ein, es zeigen sich jedoch auch Abweichungen bei einzelnen Aufgaben, was auf unterschiedliche Prioritäten und Arbeitsweisen hindeutet (Olbermann et al. 2019: 85).

Um das Profil von Seniorenbüros zu schärfen und ihre Wirksamkeit zu erhöhen, ist es erforderlich, ihre Kernaufgaben klar zu bestimmen. Dazu gehört auch, ein gemeinsames Selbstverständnis zu entwickeln und dieses nach außen zu kommunizieren. Hierdurch könnte ihre Rolle im Gefüge der kommunalen Seniorenpolitik weiter präzisiert und Zusammenarbeit zielgenauer ausgerichtet werden. Eine engere Zusammenarbeit zwischen der Landesarbeitsgemeinschaft

Seniorenbüros NRW, kommunalen Spitzenverbänden und Fachverbänden kann Synergien schaffen und die Engagementförderung stärken. Das MAGS kann diesen Prozess (weiter) durch Austausch, finanzielle Förderung und fachpolitische Impulse unterstützen, um die Rahmenbedingungen für das Engagement älterer Menschen zu verbessern (ebd.: 86).

Ehrenamt und bürgerschaftliches Engagement

Die Seniorenbüros spielen eine zentrale Rolle bei der Förderung von Ehrenamt und Engagement älterer Menschen. Insgesamt zeigt sich eine Divergenz in der Einschätzung ihrer Bedeutung sowie der konkreten Umsetzung dieser Aufgaben. Eine einheitliche Definition ihrer Zuständigkeiten fehlt bislang, was zu unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen führt (Olbermann et al. 2019: 86f.). Bei einzelnen Aufgaben wie „Ehrenamtliche gewinnen" zeigen sich deutliche Abweichungen zwischen Wichtigkeit und Umsetzung. Die Bewertungen variieren zudem stark zwischen den Seniorenbüros (ebd.: 48).

Die Seniorenbüros können im Bereich kommunalen Engagementförderung eine starke Rolle spielen, sofern sie angemessen qualifiziertes Personal haben und gut in bestehende Strukturen eingebunden sind. Gleichzeitig stellen konkurrierende Einrichtungen mit unklarer Aufgabenverteilung sowie mangelnde Abstimmung auf kommunaler Ebene Herausforderungen dar, die einer effektiven Engagementförderung entgegenstehen. Aus fachlicher Perspektive könnten die Bundesarbeitsgemeinschaft und Landesarbeitsgemeinschaften Impulse geben und Angebote bereitstellen. Träger sollten verstärkt auf Qualifizierungsmaßnahmen im Bereich Freiwilligenmanagement setzen und über verbindliche Mindeststandards nachdenken. Die Landesarbeitsgemeinschaften können ihre Netzwerkarbeit intensivieren, um Synergien zu schaffen und einen stärkeren Austausch zu ermöglichen. Kommunen sind gefordert, ressortübergreifende Engagementstrategien zu entwickeln, um eine kohärente und effektive Zusammenarbeit zu gewährleisten (ebd.: 87).

Zusammenarbeit und Vernetzung

Die Zusammenarbeit und die Vernetzung von Seniorenbüros finden auf einer fachlichen, kollegialen, politischen und administrativen Ebene statt. Die Seniorenbüros in NRW kennzeichnet eine überwiegend gut ausgeprägte lokale Zusammenarbeit. Es wird auch deutlich, dass eine aktive lokale Seniorenvertretung die Arbeit der Seniorenbüros sinnvoll unterstützen kann, insbesondere bei der kommunalpolitischen Beschäftigung mit für Senior:innen relevanten Themen. Im Hinblick auf den Vernetzungsgrad auf regionaler und überregionaler Ebene gibt es jedoch noch Optimierungspotenzial, was den fachlichen Austausch und die Weiterentwicklung der Einrichtungen erschweren kann (Olbermann et al. 2019: 88).

Mehr Angebote zur Vernetzung sowie dazu passende zeitliche und personelle Ressourcen können hier Abhilfe schaffen. Im Tagesgeschäft könnte die Bereitstellung ausreichender Zeitbudgets für Vernetzungsarbeit hilfreich sein. Ferner wären die Schaffung einer Ansprechperson in der Verwaltung, die Qualifizierung der Mitarbeitenden sowie eine zeitgemäße technische Ausstattung der Seniorenbüros angemessen. Zum Untersuchungszeitpunkt wurden die Möglichkeiten der digitalen Zusammenarbeit noch wenig genutzt. Es ist aber davon auszugehen, dass hier seit der Corona-Pandemie eine Veränderung stattgefunden hat (ebd.: 89).

Management und Planung

Aus der Perspektive der Sozialen Arbeit ist Case Management eine zentrale Methode – auch in der Arbeit mit älteren Menschen. Da in Seniorenbüros mehrheitlich Sozialarbeiter:innen tätig sind, stellt sich die Frage nach der Relevanz dieser Kompetenz im Kontext der Tätigkeit in Seniorenbüros. In der Studie werden die Bereiche Management und Planung von den Befragten uneinheitlich bewertet, sowohl in Bezug auf die Wichtigkeit des Aufgabenfeldes als auch in Bezug auf die Umsetzung in der Praxis. Bei Weitem nicht alle Seniorenbüros sehen diese Tätigkeitsbereiche als verbindlich an. Selbst dort, wo diesen Aufgaben eine gewisse Wichtigkeit zugerechnet wird, bestehen noch Entwicklungsmöglichkeiten. Vor diesem Hintergrund stellt sich die zentrale Frage, inwieweit Aufgaben wie „Case-Management“ oder „Kommunale Altenplanung“ tatsächlich zum Kernbereich von Seniorenbüros gehören sollten, da nur wenige Einrichtungen diesen Anspruch vertreten und die praktische Umsetzung noch seltener ist (Olbermann et al. 2019: 89).

Unter Berücksichtigung der Ressourcenlage sollten sich Seniorenbüros auf verbindliche Kernbereiche konzentrieren. Falls von ihnen Management-Aufgaben übernommen werden, ist vorab zu prüfen, inwiefern die Träger die erforderlichen Qualifikationen und Personalressourcen sicherstellen können. Selbst dann, wenn Seniorenbüros diese Leistungen nicht erbringen können, bleiben sie doch ein wichtiger Akteur, wenn es darum geht, die kommunale Altenplanung zu unterstützen (ebd.: 90).

4 Konsequenzen und Schlussfolgerungen für die Soziale Arbeit

Zusammengefasst stehen die Seniorenbüros vor vielfältigen Herausforderungen, die sich auf strukturelle, personelle und finanzielle Aspekte beziehen. Zu große Einzugsbereiche und eine wachsende Aufgabenfülle können zu einer Überlastung führen, während begrenzte Ressourcen die Umsetzung wichtiger Maßnahmen erschweren. Themen wie bezahlbarer Wohnraum, bedarfsgerechte Mobilität und Zugang zu Gesundheitsversorgung gewinnen in der Lebensphase Alter an

Bedeutung. Auch die aufsuchende Arbeit muss verstärkt werden, um die Teilhabe mobilitätseingeschränkter Senior:innen sowie anderer vulnerabler Teilgruppen zu fördern. Gleichzeitig stellen Isolation und Vereinsamung einzelner Senior:innengruppen eine wachsende Herausforderung dar, der durch Engagement und ehrenamtliche Strukturen begegnet werden kann. Die Gewinnung von Menschen, die an freiwilligem Engagement und Beteiligungsformaten interessiert sind, ist ein weiteres Handlungsfeld. Um diese Herausforderungen zu bewältigen, bedarf es einer stärkeren Vernetzung, gezielter Qualifizierungsangebote und nachhaltiger Förderstrukturen auf kommunaler und überregionaler Ebene. Die Weiterentwicklung der Seniorenbüros erfordert eine gezielte Profilbildung sowie den Ausbau lokaler Allianzen, insbesondere in Zusammenarbeit mit Seniorenvertretungen. Dabei sind die Kommunen gefordert, die Relevanz und den Mehrwert gemeinwesenorientierter Altenarbeit stärker anzuerkennen und diese nachhaltig zu fördern. Auch die LaS NRW und das Land NRW tragen eine Verantwortung, die konzeptionelle Weiterentwicklung, den landesweiten Austausch und die finanzielle Förderung voranzutreiben. Welche Konsequenzen ergeben sich aus dieser Studie für die Soziale Arbeit als Wissenschaft, in der Praxis sowie im Studium?

4.1 Kontext Forschung

Die Ambivalenz der Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s spiegelt sich nicht zuletzt in der Heterogenität des Einrichtungstyps Seniorenbüro wider, dessen Bezeichnung bereits Fragen aufwirft. So stellt sich aus einer übergeordneten Perspektive die Frage, ob der Begriff „Seniorenbüro“ selbst nicht bereits veraltet ist.

Die im Jahr 2019 veröffentlichte Studie bietet nur eine Momentaufnahme. Seniorenbüros müssen jedoch regelmäßig wissenschaftlich evaluiert werden – idealerweise im Rahmen eines kontinuierlichen Monitorings. Die Studie zeigt insofern, dass weitere Untersuchungen nötig sind, um die Wirkung und Erfolgsfaktoren von Seniorenbüros systematisch und fortlaufend zu evaluieren. Dabei sollten aus Sicht der Sozialen Arbeit folgende Aspekte adressiert werden: Zugangsmöglichkeiten und Barrierefreiheit, Organisationsformen sowie die Erreichung der Ziel- und Adressat:innengruppen. Grundlage hierfür ist ein Verständigungsprozess darüber, welche Zielgruppen erreicht werden sollen oder unter den gegebenen Rahmenbedingungen erreicht werden können.

Zudem sollte untersucht werden, inwiefern kommunale Unterstützung und politische Rahmenbedingungen die Altenhilfe vor Ort beeinflussen und optimiert werden können. Bezüglich der Ansprache spezifischer Zielgruppen durch die Soziale Arbeit sollten Strategien erforscht werden, um Zugangsbarrieren gezielt abzubauen. Auch die Förderung des Engagements in Seniorenbüros bedarf einer stärkeren Evaluation, insbesondere hinsichtlich erfolgreicher Strategien zur Gewinnung bisher wenig aktiver Bevölkerungsgruppen. Zugleich ist der Trend zur Förderung von Engagement aus Sicht der Sozialen Arbeit kritisch zu hinter-

fragen, denn weder kann die Ehrenamtlichkeit Hauptamtlichkeit ersetzen noch kann sie gänzlich ohne diese auskommen.

Forschungslücken bestehen zudem im Bereich der Beratung. Hier gilt es zu untersuchen, welche Zielgruppen durch welche Beratungsformen am besten erreicht werden und wie Vernetzungsprozesse zwischen verschiedenen Akteur:innen der Seniorenarbeit optimiert werden können. Darüber hinaus sollte die Forschung die Netzwerkstrukturen in der Senior:innenarbeit, länderspezifische und innerkommunale Unterschiede sowie die Auswirkungen der Digitalisierung, insbesondere neue Exklusionsrisiken, aber auch Potenziale, genauer beleuchten.

4.2 Kontext Praxis

Um die Bedürfnisse älterer Menschen besser zu erfüllen, müssen Kommunen und Seniorenbüros ihre Angebote stärker an den tatsächlichen Bedarfen der Zielgruppen ausrichten, insbesondere in kleineren Kommunen. Dabei kann Engagement eine wichtige Rolle spielen, sollte aber Fachpersonal nicht ersetzen, sondern vielmehr ergänzen. Für eine nachhaltige Senior:innenarbeit braucht es eine bessere Personalausstattung und verbindliche Konzepte.

Um die Erreichbarkeit zu verbessern, sind partizipativ entwickelte Maßnahmen erforderlich, die die Besonderheiten verschiedener Altersgruppen berücksichtigen. Auch die Standorte und Öffnungszeiten von Seniorenbüros müssen hinsichtlich ihrer Zugänglichkeit, digitalen Erreichbarkeit, Sprachhürden und kulturellen Barrieren überprüft werden. Für vulnerable Gruppen ist eine Stärkung aufsuchender Sozialer Arbeit sinnvoll.

Seniorenbüros als koordinierende Schnittstelle sollten weiter ausgebaut und gestärkt werden. Klare Standards sind notwendig, um eine bessere Vergleichbarkeit und flächendeckende Qualität zu erreichen. Gleichzeitig müssen sie eng mit Verwaltung und Kommunalpolitik zusammenarbeiten, um Bedarfe bestmöglich zu adressieren.

Um eine effektive Arbeit zu gewährleisten, müssen Seniorenbüros ihre Rolle und Aufgaben noch klarer definieren. Dabei kann die Soziale Arbeit eine stärkere Vernetzung innerhalb kommunaler Strukturen fördern. Für die Qualifizierung von Freiwilligen wären verbindliche Mindeststandards hilfreich.

Seniorenbüros sollten sich auf ihr Kerngeschäft konzentrieren, sich gezielt miteinander vernetzen und beispielsweise Case Management anderen Stellen überlassen. Neben zentralen Anlaufstellen muss die aufsuchende Arbeit weiter gestärkt werden. Ebenso sind der Ausbau lokaler Allianzen und Netzwerke sowie eine differenzierte organisierte hauptamtliche Begleitung der Freiwilligenarbeit notwendig, um eine bedarfsgerechte, nachhaltige Seniorenarbeit sicherzustellen.

Auf überregionaler Ebene bestehen weitere Optimierungspotenziale, die passende Rahmenbedingungen erfordern. Neben gezielten Schulungen ist auch die

entsprechende technische Ausstattung notwendig, damit Digitalisierung in der Praxis umgesetzt werden kann.

4.3 Kontext Ausbildung und Studium

Die Ausbildung und das Studium angehender Sozialarbeiter:innen sollten stärker auf die Vielfalt und Komplexität der Strukturen in der kommunalen Senior:innenarbeit und Altenhilfe vorbereiten. Dazu gehören umfassende Kenntnisse über die Heterogenität der älteren Zielgruppe, Strukturen, Trends, Finanzierung, Träger und Anbieter sozialer Dienste sowie unterschiedliche Konzepte von Senior:innenpolitik und -arbeit. Auch Kenntnisse der integrativen Sozialplanung sind erforderlich, um die Bedarfe und Gestaltungsmöglichkeiten in der Senior:innenarbeit zu verstehen.

Dabei sollten Studierende für die Diversität des Alter(n)s sensibilisiert werden. Zur Thematisierung von Ungleichheitsverhältnissen und Zugangsbarrieren, insbesondere für marginalisierte Gruppen wie ältere Migrant:innen, isoliert lebende Personen oder Menschen mit Behinderung, kann eine (kritische) Verwendung des Intersektionalitätsansatzes beitragen. Dafür müssen auch disziplinäre Grenzen überwunden werden, etwa zwischen Sozialer Arbeit und Gerontologie. Zudem sollte der Umgang mit aufsuchenden Methoden und niedrigschwelligen Angeboten verstärkt in das Studium integriert werden.

Neben methodischen und analytischen Kompetenzen sollten Studierende auch auf die partizipative Entwicklung von Qualitätsstandards und Selbstevaluation vorbereitet werden. Angesichts der steigenden Komplexität der Angebotslandschaft benötigen Sozialarbeiter:innen zudem Beratungskompetenz, um in diesem unübersichtlichen Feld Orientierung geben zu können. Auch das Management von Engagementprojekten und Netzwerkmanagement sind zunehmend relevante Bereiche, die im Studium vermittelt werden sollten, speziell im Kontext der Entwicklung von Leitungs- und Managementkompetenzen.

Darüber hinaus sollte ein stärkerer Fokus auf gemeinwesenorientierte Konzepte der Senior:innenarbeit gelegt werden, um Herausforderungen wie Diskriminierung, Einsamkeit oder Mobilitätseinschränkungen besser begegnen zu können. Zudem müssen Studierende lernen, wie sie auf unterschiedlichen politischen Ebenen für die Interessen älterer Menschen eintreten und gute Rahmenbedingungen der Senior:innenarbeit auch politisch mitgestalten können.

5 Fazit

Seniorenbüros stellen eine bedeutende Einrichtungsform im Kontext der Sozialen Altenarbeit und Altenhilfe dar. Angesichts der wachsenden Relevanz des Themas Alter(n) in der Sozialen Arbeit sollte diesen Einrichtungen – ihren Rahmenbedingungen, Arbeitsformen sowie ihren Möglichkeiten und Grenzen – in Ausbildung, Praxis und Forschung größere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die Politik sollte es sich vor dem Hintergrund des Anspruchs der Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse zum Ziel setzen, eine flächendeckende hauptamtlich organisierte Verbreitung sowie gute Rahmenbedingungen sicherzustellen und sich, wenn nötig, selbst stärker in die Verantwortung zu nehmen, um ein gutes Leben im Alter vor Ort zu ermöglichen.

Literatur

BaS (o. J.): Standorte. https://seniorenbueros.org/seniorenburos/ [Zugriff: 16.04. 2025].

Bundesministerium für Frauen, Senioren, Familie und Jugend (BMFSFJ) (2025): Neunter Altersbericht. Alt werden in Deutschland – Vielfalt der Potenziale und Ungleichheit der Teilhabechancen. Berlin.

Hinn, Gabriella/Woltering, Ursula (2012). Altenarbeit und gesellschaftliches Engagement. In: Pohlmann, Stefan (Hrsg.): Altern mit Zukunft. Wiesbaden: Springer VS, S. 275–291.

Kuckartz, Udo (2012). Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim/Basel: Beltz.

Olbermann, Elke/Kühnel, Markus/Luschei, Frank/Rahn, Erik (2019): Evaluation der Organisationsformen und Leistungsbereiche der Seniorenbüros in Nordrhein-Westfalen. Forschungsgesellschaft für Gerontologie e. V. / Institut für Gerontologie an der TU Dortmund und 4k Projekte, Dortmund und Berlin.

Stratmann, Jutta (2021): Vergleichende Untersuchung zur kommunalen Altenarbeit. Bonn. https://www.bagso.de/fileadmin/user_upload/bagso/06_Veroeffentlichungen/2021/Disparitaetenstudie_Kommunale_Altenarbeit.pdf [Zugriff: 16.04.2025].

Ausblicke und Konsequenzen

Ausblicke und Konsequenzen für die Soziale Arbeit aus der Forschung in Kontexten des Alter(n)s: eine Synopse

Christian Bleck, Eva Maria Löffler und Harald Rüßler

Am Ende dieses Bandes stellt sich die Frage, welche Ausblicke und Konsequenzen für die Soziale Arbeit aus der Forschung in Kontexten des Alter(n)s zusammenführend festgehalten werden können. An dieser Stelle wird als Antwort auf diese Frage kein theoriegeleiteter Gesamtüberblick gegeben. Vielmehr werden induktiv zusammenfassend und vergleichend auf Grundlage der vorliegenden Beiträge Anregungen zu möglichen Ausblicken und Konsequenzen für die Soziale Arbeit aufgezeigt. Dazu ist erstens festzuhalten, dass die Forschung in Kontexten des Alter(n)s auch aus der Community Sozialer Arbeit heraus wesentlich breiter ist als es in diesem Band zum Ausdruck kommen konnte. Zweitens wurden die vorliegenden Beiträge im Vorfeld nicht nach inhaltlichen Kriterien präskriptiv ausgewählt. Obwohl ein Konzept für die inhaltliche Struktur des Bandes vorlag, stellen allein die aus dem Kreis der Mitglieder der DGSA-Fachgruppe eingereichten Forschungen und Texte die Ausgangsbasis des Sammelbandes dar. Damit war zwar ein breiter und adäquater Zugang zur Community Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s vorhanden, der aber zum einen keine Forschungen und Forschenden außerhalb der Fachgruppe erfasst und zum andern innerhalb der Fachgruppe mit der Selbstselektion der Autor:innen verbunden war, die sich letztlich an dem Band beteiligten. Übergeordnet kann zum dritten auch für diesen Band als grundlegend einschränkende Bedingung zum möglichen Pool an Forschungsstudien der Sozialen Arbeit in Kontexten des Alter(n)s festgehalten werden, dass seitens der Wissenschaftspolitik keine konkrete Förderung von Drittmittelforschung zu Themen und Fragen Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s im engeren Sinne stattfindet. Spezifische Bezugnahmen auf die Soziale Arbeit erfolgen daher eher indirekt in Drittmittelforschungen zu anderen Gegenständen oder im Rahmen von Qualifikationsarbeiten sowie kleineren, selbst initiierten Projekten (z. B. im Rahmen von Lehrforschungen oder Forschungssemestern).

Unter Berücksichtigung dieser Voraussetzungen des Sammelbandes werden nun die folgenden Ausblicke und Konsequenzen für die Soziale Arbeit als Wissenschaft, Praxis und Ausbildung aus den vorliegenden Beiträgen zum Forschen und zur Forschung in Kontexten des Alter(n)s zusammengeführt. Dabei folgen wir weitestgehend den Worten der Autor:innen.

1 Ausblicke und Konsequenzen für die Wissenschaft Sozialer Arbeit

Bezogen auf die Wissenschaft als Handlungskontext der Scientific Community Sozialer Arbeit ist auf Basis des Bandes zunächst festzuhalten, dass *eine Besonderung von (vermeintlichen) Voraussetzungen älterer Menschen im Forschen Sozialer Arbeit kritisch betrachtet* wird. Denn eine separate Hervorhebung altersspezifischer Bezugnahmen sei nicht notwendig, wenn von Forschungsweisen und -haltungen der Sozialen Arbeit ausgegangen wird, die das Spezifische der jeweiligen Lebenswirklichkeit der Menschen oder Menschengruppen suchen (Alisch/Stadel i. d. B.). Das Charakteristikum von Forschung Sozialer Arbeit sollte vielmehr grundlegend darin bestehen, „verborgene Möglichkeiten der Selbstverwirklichung bzw. der Verwirklichung eigener Lebensentwürfe zu erschließen, Bedürfnisse hervorzubringen und sich eigene Interessen auch zu erlauben und zu äußern" (ebd.).

Dafür ist auch in der Wissenschaft Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s ein *kritisch-reflexiver Umgang mit sozialen Konstruktionen und Deutungsmustern* relevant. Das Alter(n) ist dann nicht als Faktizität, sondern als soziale Konstruktion zu betrachten, und dabei kritisch zu beleuchten, dass das Alter(n) in den sozial geteilten Deutungsangeboten immer noch zu häufig als universelles Risiko gedeutet und primär mit einer biomedizinischen Sichtweise verbunden wird (Vukoman i. d. B.).

Andererseits ist es jedoch auch Aufgabe der Disziplin Soziale Arbeit und ihrer Forschung, *spezifische Problemlagen marginalisierter Gruppen*, zu denen *auch ältere Menschen* gehören, differenzierter – mit ihnen – in den Blick zu nehmen, Gesellschaft, Politik und Praxis dafür zu sensibilisieren sowie adäquate Konzepte und Methoden für das professionelle Handeln Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s zu entwickeln (Alisch/Stadel i. d. B.).

Vor diesen Hintergründen sind *Charakteristika der Forschung Sozialer Arbeit* hervorzuheben, die auch für die Forschung in Kontexten des Alter(n)s relevant sind. Dies betrifft die grundlegende Forderung nach *partizipativ angelegten* Forschungsansätzen, die je nach Untersuchungsgegenstand die Personengruppen beteiligt, um die es geht: Wenn die Lebenswelten und Lebenslagen der Adressat:innen fokussiert werden, sollte dies mit den Adressat:innen geschehen; wenn die Handlungspraxis und ihre Rahmenbedingungen in den Blick genommen werden, sind Leitungs- und Fachkräfte der Sozialen Arbeit mit einzubeziehen. Nur in partizipativ ausgerichteten Forschungsformaten können gemeinsam Gestaltungsantworten für identifizierte Herausforderungen gesucht werden. Gerade komplexe und sensible Themen werden durch eine partizipative Forschung in ihrer ganzen Tragweite sichtbar (Steinfort-Diedenhofen/Sträter i. d. B.). Und es betrifft im Weiteren eine reflexive *Sensibilität für Machtverhältnisse* (Alisch/Stadel i. d. B.), die in Forschungsstrukturen und -prozessen ebenso wirken wie in den ‚beforschten' Lebenswelten und Praxisorten. „Nachfragen an die Wissenschaftler:innen, wie ‚ist das so richtig, was ich sage?' oder ‚ist es das, was ihr von uns

wissen wollt?‘ deuten auf die Notwendigkeit eines machtsensiblen Vorgehens und methodischer Anpassung. Bekannt sind entsprechende Rückversicherungen auch in der Praxis Sozialer Arbeit mit Menschen, deren Existenzsicherung letztlich vom Hilfesystem abhängt“ (ebd.).

Da die *Relevanz der Stimmen von Adressat:innen und Nutzer:innen* für die Wissenschaft Sozialer Arbeit hervorzuheben ist, sollte es zukünftig noch stärker darum gehen, diesen nicht bloß temporär Gehör zu schenken, sondern ihnen in der Forschung eigene Räume zu schaffen. Das bedeutet, in der Forschung konkret an Themen anzuschließen, die für die Adressat:innen und Nutzer:innen bedeutsam sind (Alisch/Stadel i. d. B.). Dies setzt auch voraus, davon auszugehen, dass sich potenziell alle einbringen können: „Es wäre ein Zugewinn in der Forschung der Sozialen Arbeit […] wenn nicht von dem Nicht-Sagen auf ein Nicht-Sagen-Können geschlossen würde“ (ebd.). Darüber hinaus sollte darauf geachtet werden, dass den Adressat:innen und Nutzer:innen nicht durch eine forschende Verdolmetschung ihre eigene Sprache genommen wird (Rempel i. d. B.), sondern dass sie offen ihre subjektiven Relevanzen setzen können – ohne sich an der Bedeutungserwartung der Forschenden zu orientieren (ebd.).

Dabei ist im Forschungsdesign nicht nur die – in der qualitativen Methodologie als Gütekriterium diskutierte – *Gegenstandsangemessenheit* zu berücksichtigen, vielmehr ist das konkrete, prozessuale Vorgehen in der Forschung Sozialer Arbeit aus methodischen und ethischen Gründen stets auch *an die Möglichkeiten und den Lebensalltag der Beteiligten* anzupassen (Alisch/Stadel i. d. B.): „Methoden müssen im Arbeitsprozess flexibel bleiben. Vorstellungen eines planbaren Ablaufs sollten aufgegeben werden, wenn es wirklich gelingen soll, (alte) Menschen nicht nur zum Sprechen zu bringen, sondern es auch zuzulassen, wenn und wie sie es tun“ (ebd.). Das bedeutet auch, dass Forschende ihre Fragen an den Untersuchungsgegenstand ergebnisoffen stellen müssen und sich nicht von eigenen Projektionen leiten lassen dürfen (Weiser i. d. B.).

Des Weiteren ist das *Setting des Forschens* Sozialer Arbeit von Bedeutung, weil mit diesem in besonderer Weise die Bedürfnisse der Studienteilnehmenden – mitunter auch altersspezifisch – in der Durchführung von Erhebungen berücksichtigt werden können (z. B. ein geschützter, atmosphärisch einladender und barrierearmer Raum) (Rempel i. d. B.).

Zugleich ist die engere *Beteiligung von Fachkräften Sozialer Arbeit an Forschungen und in Prozessen des Forschens* relevant – einerseits als Teilnehmende bzw. Mitwirkende mit ihrem Kontext-, Struktur- und Prozesswissen an den Handlungsorten Sozialer Arbeit in Kontexten des Alterns und andererseits in der Vermittler:innen-Rolle zu Adressat:innen für ihre Beteiligung an Forschungsvorhaben (Weiser i. d. B.).

Grundsätzlich verfügt die Disziplin Soziale Arbeit über ein *breites Spektrum an Erhebungsmethoden*, das nicht nur an die Vielfalt von Handlungsmethoden in der Praxis Sozialer Arbeit erinnert, sondern auch Verbindungen bzw. Übertragungen zwischen Wissenschaft und Praxis und umgekehrt ermöglicht. Beispiel-

haft hierfür stehen die Hull-House-Maps and Papers von Jane Addams und ihren Mitstreiter:innen Ende des 19. Jahrhunderts genauso wie heutige partizipative sozialräumliche Analysemethoden, die nicht nur der Forschung dienen, sondern auch in der Praxis eingesetzt werden können. Auch die Beiträge des vorliegenden Sammelbands beleuchten *spezifische methodische Zugänge*, die entweder originär in der Disziplin- oder Professionsgeschichte der Sozialen Arbeit wurzeln oder für die Forschung Sozialer Arbeit adaptiert und weiterentwickelt wurden. Mehrfach wurden etwa *raumtheoretische Zugänge und analytische Methoden* genutzt und weiterentwickelt, die sicherlich als typische, wenn nicht sogar originäre Forschungszugänge der Wissenschaft Soziale Arbeit betrachtet werden können. Zu nennen sind z. B. die aus der Sozialraumforschung Sozialer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen stammenden subjektiven Landkarten, die sich auch in der Forschung mit älteren Personengruppen als niedrigschwellige Möglichkeit erwiesen haben, erste Reflexionen über den eigenen Sozialraum anzustoßen (de Vries/Himmelsbach/Doh i. d. B.). Zu nennen ist auch das für einen Handlungskontext Sozialer Arbeit adaptierte und neu sozialraumtheoretisch gerahmte Digital Storytelling. Es entstammt originär einem Artographie-Ansatz und der Tradition sogenannter *small stories*, die durch den Austausch spezifischer, verortbarer Lebenserfahrungen gekennzeichnet sind und hier u. a. durch digitale Kurzvideos dokumentiert wurden. Teilnehmende werden so über eine kreative Art der Kommunikation eingeladen, ihre Lebenswirklichkeit zu erzählen. Damit werden ihrer Stimme in besonderer Weise geöffnete Erzählräume gegeben (Rempel i. d. B.). Ferner ist das unlängst für die Forschung Sozialer Arbeit entwickelte *Hilfepaarinterview* zu erwähnen, das „methodologische Elemente aus Einzelinterviews und Gruppendiskussionen der rekonstruktiven Sozialforschung [vereint], um tiefere Einblicke in individuelle und kollektive Erfahrungen älterer Menschen in Hilfebeziehungen zu gewinnen" (Jänsch i. d. B.).

Als weitergehende Entwicklungsaufgabe stellt sich die Frage, *wie professionstheoretische Grundlagen aus der Disziplin Soziale Arbeit auch stärker handlungsleitend in der Forschung* sowie in *der beruflichen Praxis berücksichtigt* werden können (Rubin i. d. B.). In Bezug auf die berufliche Praxis fällt auf, dass das wissenschaftliche Wissen von den Praktiker:innen nur teilweise als relevant erachtet wird. Fachkräfte greifen zwar auf (Erklärungs-)Wissen der Bezugsdisziplinen zurück, genuines Wissen der Disziplin Soziale Arbeit – etwa zu Theorien, Konzepten und Methoden der Sozialen Arbeit, die auch für das professionelle Handeln Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s leitend sein sollten – wird jedoch nur wenig bzw. selten als relevante Wissensbasis benannt (Löffler i. d. B.). Aufgabe der Disziplin Soziale Arbeit ist es dann, *Theorien, Konzepte und Methoden mit Bezug auf spezifische Themen und Gegenstände der Profession Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s weiterzuentwickeln* und Implikationen für ihre Nutzung in der Praxis zu eruieren. In den Beiträgen wird dies z. B. bezogen auf geschlechtersensible, sexualitätssensible und rassismuskritische Soziale Arbeit exemplarisch dargelegt.

Neben der (Weiter-)Entwicklung von Handlungstheorien, -konzepten und -methoden wird als Aufgabe der Disziplin für und mit der Profession die *Ausdifferenzierung des Aufgabenprofils Sozialer Arbeit* in Handlungsfeldern in Kontexten des Alter(n)s benannt. Gerade angesichts der charakteristischen Allzuständigkeit Sozialer Arbeit sind die Eingrenzung der Aufgaben (innerhalb) der Profession sowie die Abgrenzung gegenüber weiteren, im jeweiligen Feld tätigen Professionen erforderlich, um nicht von anderen Professionen fremdbestimmt zu werden. So wäre es z. B. Aufgabe der Disziplin, einerseits Rahmenkonzepte für die Funktion Sozialer Arbeit im Rahmen der Organisation und Durchführung von Angeboten und Leistungen der Altenhilfe nach § 71 SGB XII (Bleck/Kricheldorff/Engler et al. i. d. B.) und andererseits für die Funktion der Sozialen Arbeit im Rahmen der Beratung und sogenannten Sozialen Betreuung in pflegerischen Handlungskontexten und Leistungsbereichen gemäß SGB XI (Bieler/Bleck/Frewer-Graumann/Behrens i. d. B.) zu entwickeln.

Konsequenz für die Wissenschaft Soziale Arbeit sollte daran anschließend ferner sein, *Strategien für das lebenslange Lernen von Fachkräften Sozialer Arbeit in Handlungskontexten des Alter(n)s zu entwickeln*, „um Fachkräfte auch nach der akademischen Ausbildung mit aktuellem Wissen zu versorgen" (Löffler i. d. B.). Dies könnte etwa über Angebote von Online-Plattformen, praxisorientierte Publikationen und Handreichungen oder themenspezifische Fort- und Weiterbildungen geschehen (ebd.). Inhaltlich sind neben Angeboten zu grundlegenden feldübergreifend relevanten handlungstheoretischen, -konzeptionellen und -methodischen Zugängen Sozialer Arbeit sowie feld- und kontextspezifischen Rahmenmodellen, Handreichungen und Empfehlungen auch die Forschungskompetenzen von Sozialarbeiter:innen durch entsprechende Angebote in Aus-, Fort- und Weiterbildung zu stärken. Diese könnten sie z. B. im Rahmen der Analyse von Strukturdaten, der wissenschaftlichen Fundierung von Einrichtungskonzepten und Angeboten sowie Antragstellung, Planung, Durchführung, Berichtlegung und Selbstevaluation von Praxisprojekten einsetzen (ebd.).

2 Ausblicke und Konsequenzen für die Praxis Sozialer Arbeit

Auch für die Praxis Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s kann zunächst als Empfehlung auf Grundlage der Forschungen festgehalten werden, dass *Deutungsmuster des Alter(n)s und mögliche, auch unbewusste Übernahmen in das eigene Altersbildrepertoire kritisch reflektiert* werden sollten (Vukoman). So sollte in der Praxis Sozialer Arbeit auch hinterfragt werden, inwiefern soziale Problemlagen dem Alter an sich zugeschrieben werden, anstatt diese mit kritischem Blick auf die Verhältnisse gesellschaftlich und politisch bedingter Lebenslagen zurückzuführen (ebd.). Zudem könnte die Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s darüber reflektieren „ob die Fokussierung auf die Lebensphase ‚Alter' als Ganzes sinnvoll ist, wenn man bedenkt, dass gerade diese Dif-

ferenzziehung (zum mittleren Erwachsenenalter) mit daran beteiligt ist, dass alten Menschen gewisse Probleme wie selbstverständlich unterstellt werden. Auch Bemühungen, das Alter als positive und gestaltbare Lebensphase zu betonen, ändert an dessen Problematisierung nichts. Ganz im Gegenteil sind Positivbilder vom Alter im Kern defizitär und verändern nichts an der Binarität des Alters“ (ebd.).

Grundsätzlich gilt es, *verengte Altersbilder zu vermeiden*. Zu hinterfragen sind dabei zumindest defizitäre Altersbilder, die älteren Menschen etwa die Lernbereitschaft und Auseinandersetzung absprechen, mit vermeintlich tabuisierten Themen wie Rassismus und Sexismus umgehen zu können. Denn damit werden nur zusätzliche oder neue Marginalisierungen befördert (Ritter/Jänsch i. d. B.).

Dafür ist die *Reflexion von Zuschreibungs- und Etikettierungsprozessen auch in der Adressierung* älterer Menschen durch die Profession Soziale Arbeit grundlegend. Hierfür eignet sich die Auseinandersetzung mit dem Begriff der ‚Adressat:innen‘, mit dem zum Ausdruck gebracht wird, dass Menschen von der Sozialen Arbeit spezifisch adressiert werden, in einem sozialpolitisch kontextualisierten und spezifisch vordefinierten Verhältnis zwischen Institutionen oder Angeboten Sozialer Arbeit und fokussierten Personengruppen (Rubin i. d. B.). Beispielsweise sind Bewohner:innen stationärer Langzeitpflegeeinrichtungen in dieser Lesart „nicht aufgrund individueller Merkmale Bewohner:innen stationärer Altenhilfeeinrichtungen, sondern aufgrund des Umstandes, dass keine ausreichenden ambulanten Unterstützungsmöglichkeiten vorgehalten werden, um sie auch bei zunehmendem Unterstützungsbedarf in ihrem gewohnten Umfeld begleiten zu können“ (ebd.).

Vielmehr ist die Profession Soziale Arbeit gefordert, die *grundsätzliche Diversität des Alter(n)s in der Adressierung* älterer Menschen zu berücksichtigen (Ritter/Jänsch i. d. B.). Das erfordert offene Selbstbeobachtung und -kritik sowie das konkrete Einholen der Sichtweisen der Adressat:innen. So stellen sich etwa in Quartiersprojekten Fragen danach, wie die „Räume der Sozialen (Quartiers-) Arbeit wahrgenommen werden. Als weiß und deutsch? Welche Positionierungen haben die Sozialarbeiter*innen bzw. werden ihnen zugeschrieben? Sind die marginalisierten Nachbar*innen in der Symbolik der Einrichtung sichtbar (etwa durch Mehrsprachigkeit, im Leitbild oder in Aushängen)?“ (ebd.).

Mehrperspektivisch in den Blick zu nehmen sind in der Praxis Sozialer Arbeit stets die *verschiedenen Differenzdimensionen und -ordnungen*, die an ungleiche Positionen in der Gesellschaft geknüpft sind. Diversitätssensibilität dient hier „als reflexives Instrumentarium der Berücksichtigung von und Verknüpfung mit Wechselwirkungen verschiedener Zugehörigkeiten und Positionierungen, z. B. Geschlecht, Alter, Klasse, Behinderung, Gesundheit sowie ethnische Herkunft“ (Dosch i. d. B.). Dabei sollte ferner die übliche Ambivalenz diversitätssensibler Sozialer Arbeit im Bewusstsein bleiben: einerseits sensibel für die mit sozialer Ungleichheit verbundene Differenzordnungen und andererseits zuschreibungsreflexiv für eigene Setzungen von Stereotypen.

Auch wenn Besonderungen (von Teilgruppen) älterer Menschen stets zu hinterfragen bzw. langfristig zu vermeiden sind, bieten *zielgruppenspezifische Angebote und damit auch das Eröffnen von vorübergehenden ‚safer spaces'* Optionen, um vor Diskriminierungen zu schützen sowie z. B. „Hürden der Partizipation für Menschen mit Migrationserfahrungen zu senken und ihrerseits Empowerment-Prozesse und Selbstwirksamkeitserleben anzuregen. Die Vernetzung und Bündnisse mit Migrant:innen-Organisationen sind hierfür zu stärken" (Ritter/Jänsch i. d. B.).

Diversität spiegelt sich auch bei den An- und Zugehörigen älterer Menschen, die ebenfalls Adressat:innen Sozialer Arbeit in verschiedenen Kontexten des Alter(n)s sind (z. B. in der Kommunalen Senior:innenberatung, Pflegeberatung, stationären Langzeitpflege). Neben den auch bei ihnen unterschiedlich wirksamen Differenzmerkmalen und Lebenslagen wächst auch die Bedeutung räumlicher Distanz als Faktor in der Angebotsgestaltung, wie die Zusammenarbeit mit und Unterstützung von „Distance Caregivern" (Engler i. d. B.). Sie erfüllen oft auch aus der Distanz wichtige Funktionen in der emotionalen und organisatorischen Entlastung von pflegenden Angehörigen und der informativen Unterstützung von professionellen Kräften vor Ort. Auch vor diesem Hintergrund wächst die Notwendigkeit, „Zusammenarbeit, auch im Sinne der ‚Collaborative Care' und in der Logik einer Caring Community" zu denken (ebd.). Das ist bedeutsam, um Kommunikations- und Informationslücken zu überbrücken und drohende Versorgungslücken zu schließen und verweist zugleich auf die Bedeutung kleinräumiger, quartiers- und nachbarschaftlicher Versorgungsstrukturen (ebd.).

Für die Profession Soziale Arbeit sollte auch selbstverständlich sein, grundsätzlich *unterschiedliche Analyseebenen einzubeziehen*, z. B. „Individuum und Interaktionen, Institutionen sowie strukturelle Rahmenbedingungen von Beratung, rechtliche Grundlagen und die konzeptionelle Ausgestaltung der Angebote" (Dosch i. d. B.). Eine differenz-, zuschreibungssensible sowie dekonstruierende Grundeinstellung und Anerkennung von Diversität bezieht sich etwa auf die „Beratung zu Ansprüchen, Rechten, Förderung der Autonomie zur Erweiterung der eigenen Entscheidungs- und Handlungsfreiheit" (ebd.).

Als exemplarische Empfehlung für die Quartiersarbeit – sowohl mit älteren Menschen als auch mit Teilgruppen älterer Menschen – wird ferner *transkategoriales Arbeiten* empfohlen (Ritter/Jänsch i. d. B.), indem im ersten Schritt separat mit älteren Menschen und/oder Teilgruppen älterer Menschen und im zweiten Schritt generationenübergreifend sowie inklusiv mit der Bevölkerung des Quartiers zusammengearbeitet wird. Dies erfordert aber längerfristige und verlässlich finanzierte Entwicklungsprozesse, die über oft viel zu kurze Perioden der Projektförderung hinausgehen (ebd.).

Als eine aus Sicht der Forschung mehrfach formulierte Konsequenz für die Praxis lässt sich schließlich auch festhalten, dass Räume für anlassbezogene Befähigungen und themenspezifische Weiterbildungen zur Verfügung stehen müssen. *Räume des gemeinsamen Austauschs* zwischen Fachkräften im Rah-

men des regulären professionellen Handelns sollten z. B. im Rahmen von Fallsupervision integriert werden, „in denen die Nutzung sozialarbeiterischer Theorien und Konzepte im konkreten Handeln geübt und reflektiert wird" (Löffler i. d. B.). Andererseits wird auf die Relevanz von *Weiterbildungen zu spezifischen Themen* hingewiesen, z. B. in Bezug auf Methodenwissen, „die Kenntnis rechtlicher Entwicklungen oder besonders in offenen Arbeitsfeldern die Aneignung von Finanzierungs- und Organisationswissen sowie Wissen über Förderstrukturen und Projektmanagement" (ebd.), „digitale Medien" (de Vries/Himmelsbach/Doh i. d. B.), „Geschlechter- bzw. Diversitätssensibilität" (Dosch i. d. B.), „rassismuskritische Haltung und gelebte Rassismuskritik" (Ritter/Jänsch i. d. B.) oder „Sexualitätssensibilität" (Steinfort-Diedenhofen i. d. B.).

Darüber hinaus wird auch auf die Notwendigkeit der *Initiierung von Bildungsprozessen bei den Adressat:innen* Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s hingewiesen. Während diese in der offenen Altenarbeit etabliert zu sein scheinen, sollten sie auch in Handlungskontexten der Langzeitpflege stärker im Sinne einer emanzipierenden Subjektentwicklung berücksichtigt werden. Es geht dabei demnach um die Möglichkeit, dass sich auch etwa Bewohner:innen stationärer Langzeitpflegeeinrichtungen „eigenständige Positionen erarbeiten können, die dann in dialogischen partizipativen Aushandlungsprozessen münden" (Rubin i. d. B.).

Wie bereits erwähnt, eignen sich manche *Erhebungs- und Analysemethoden aus der Forschung auch für die Anwendung in der Praxis*. Dies gilt beispielsweise für das Hilfepaarinterview, das in der beruflichen Praxis als Hilfepaar*gespräch* dazu dienen kann, „die Hilfepraxis zu thematisieren und den gemeinsamen Blick auf den (Hilfe-)Alltag der Teilnehmenden zu ermöglichen. Dabei steht dann nicht mehr das Forschungsinteresse im Mittelpunkt, sondern individuelle und kollektive Interessen, die sich an Hilfebedarf und Hilfeangebot orientieren" (Jänsch i. d. B.). Weitere Adaptionen und Anregungen lassen sich auch etwa aus Forschungsmethoden des Digital Storytelling (Rempel i. d. B.) und der sozialräumlichen Analyse (Alisch/Stadel i. d. B.; de Vries/Himmelsbach/Doh i. d. B.) für die Handlungsmethodik der Profession Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s vornehmen.

Nicht zuletzt formuliert die Forschung *Forderungen zu veränderten politischen Rahmensetzungen und gesetzlichen Regelungen* für die professionellen Handlungskontexte des Alter(n)s und die dort tätige Profession Soziale Arbeit. Vonseiten der Politik sind neben finanziellen Ressourcen und strukturellen Vorgaben auch konzeptionelle Rahmungen zur Organisation der *Altenhilfe nach § 71 SGB XII* auf kommunaler Ebene notwendig, um annähernd gleichwertige Lebensverhältnisse im Alter zu fördern. Diese können vorerst „nur auf Ebene der Bundesländer und/oder Kommunen entwickelt werden, solange die an die Bundesebene adressierten Forderungen nach einem Altenhilfestrukturgesetz nicht umgesetzt werden" (Bleck/Kricheldorff/Engler i. d. B.). Auch die Profession Soziale Arbeit benötigt für ihr professionelles Handeln in der sogenannten Altenhilfe endlich einen verlässlichen Rahmen, zu dem auch die Sicherstel-

lung einer verlässlicheren und besseren finanziellen wie personellen Ausstattung z. B. in Seniorenbüros gehört (Kühnel i. d. B.). Zwar sind Fachkräfte der Sozialen Arbeit vielfach in Handlungsfeldern der Altenhilfe tätig, es können aber auch etliche andere Berufsgruppen diese Positionen übernehmen und die Profession Soziale Arbeit ist weder strukturell noch funktional fest verankert oder regulär vorgesehen. Gleichzeitig ist die Profession Soziale Arbeit mit ihrem Kompetenzprofil prädestiniert dafür, z. B. Beratungs- und Unterstützungsleistungen auf Grundlage des § 71 SGB XII anzubieten. „Denn Fachkräfte mit einer sozialarbeiterischen/sozialpädagogischen Qualifikation richten ihren Blick explizit ganzheitlich und mehrperspektivisch, subjekt- und ressourcenorientiert auf Aufgaben der Alltags- und Lebensbewältigung. Und sie nehmen relevante Herausforderungen und Befähigungen für die Lebensführung in verschiedenen Lebenslagen älterer Menschen in den Blick, um ihre Autonomie, Selbstbestimmung und Teilhabe zu fördern bzw. gewährleisten" (Bleck/Kricheldorff/Engler i. d. B.). Anknüpfend an diese hier exemplarisch benannten Handlungsorientierungen und -ziele für die Altenhilfe nach § 71 SGB XII ist das fachspezifische Handlungsrepertoire der Profession Soziale Arbeit von besonderer Relevanz – z. B. ihre originären methodischen Ansätze der Sozialen Beratung, der Sozialen Diagnostik, des Case Managements, der aufsuchenden Sozialen Arbeit, der Netzwerkarbeit und der Sozialraumarbeit. Unter dem Organisationsdach der Sozialen Arbeit beispielsweise in Seniorenbüros sind es insbesondere die Aufgabenfelder Begegnung und Teilhabe, Beratung und Vermittlung, Förderung des Ehrenamts sowie die Kooperations- und Vernetzungsarbeit (Kühnel i. d. B.).

Politische Rahmensetzungen fehlen der Profession Soziale Arbeit auch in Kontexten der Langzeitpflege gemäß SGB XI. Hier ist sie seit Einführung der Pflegeversicherung eine zunehmend ungesicherte Profession. Denn in der Pflegeversicherung fehlen grundlegend rechtliche Regelungen mit Bezug auf Soziale Arbeit (mit Ausnahme ihrer einmaligen Nennung zur Pflegeberatung nach § 7a SGB XI). Auch die in den Heimgesetzen der Länder vorgehaltenen Regelungen bleiben nicht nur inhaltlich, sondern auch professionell bzw. berufsbezogen vage, da dort für die sogenannte (soziale) Betreuung eine Vielzahl unterschiedlicher Berufsgruppen potenziell vorgesehen ist und dem fachspezifischen Profil Sozialer Arbeit keine eigenständige Funktion zukommt. Es scheint aus politischer Sicht nahezu irrelevant zu sein, wer welche Aufgaben der sogenannten (sozialen) Betreuung übernimmt, wenn grundsätzlich eine Vielzahl unterschiedlicher Berufsgruppen in diesem Einrichtungsbereich tätig sein kann. Dadurch entsteht in Einrichtungen der Langzeitpflege oft ein Spannungsfeld zwischen der schwachen Position und diffusen Funktionsbestimmung der Sozialen Arbeit und der dominierenden Rolle sowie dem fest verankerten Aufgabenprofil der Pflege (Bieler/Bleck/Frewer-Graumann/Behrens i. d. B.). Zugleich führen diese unzureichenden Regelungen zu Unsicherheiten in der Rollen- und Aufgabenverteilung zwischen Fachkräften Sozialer Arbeit bzw. des Sozialen Dienstes und zusätzlichen Betreuungskräften gemäß § 53b SGB XI. Da die neue Personal-

bemessung in der Langzeitpflege aktuell eine Neuverhandlung von Aufgaben der jeweiligen Einrichtungsbereiche erfordert, besteht die Gefahr, „dass Aufgaben und Qualifikationen auf Anforderungen der Pflege reduziert werden" (ebd.), solange für Fachkräfte Sozialer Arbeit (bzw. des Sozialen Dienstes) kein konkretes Aufgaben- und Qualifikationsprofil vorliegt. Für die Stärkung der Position Sozialer Arbeit in diesem Handlungsfeld wären „(landes)rechtliche Regelungen zu schaffen, welche Aufgabenzuordnungen auf unterschiedlichen Qualifikationsniveaus innerhalb des Sozialen Dienstes festhalten […] Dafür wäre aber endlich ein politisches Bekenntnis zur Relevanz Sozialer Arbeit in der Langzeitpflege vonnöten, indem ihre originären Aufgaben auch im Leistungsrecht der Pflegeversicherung Eingang finden" (ebd.).

Neue politische Rahmensetzungen im SGB XI werden aber nicht nur für die Profession Soziale Arbeit, sondern auch in Bezug auf *relevante Zugänge für die Adressat:innen gefordert*. So ist etwa die Chance auf eine *geschlechtergerechte Beratung* in Kontexten der Pflege an sozialpolitische Entscheidungen und Sozialgesetzgebungen gebunden. Deshalb sollten hier „sozialpolitische Maßnahmen zur egalitären Aufteilung der Pflege- und Sorgearbeit reflektiert und angesprochen werden, die auch für Männer attraktiv sein können und deren Pflegebeteiligung fördern" (Dosch i. d. B.). Weitergehend wäre zu empfehlen, das aktuelle „familienbasierte" Pflegesystem durch ein „servicebasiertes" Pflegesystem nach skandinavischem Vorbild zu ersetzen, „das eine günstigere Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Sorgearbeit" (ebd.) ermöglichen und in der Konsequenz auch „das Beratungsspektrum der Sozialen Arbeit hinsichtlich der Förderung und Ausweitung von Handlungsspielräumen für die Adressat:innen" (ebd.) erweitern würde. Ebenfalls kann als Ergebnis der in diesem Band vorliegenden Forschungsstudien exemplarisch festgehalten werden, dass – regulär vorhandene – *digitale Zugänge* für die Adressat:innen Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s an Bedeutung zunehmen. So sollte im Hinblick auf mögliche politische Rahmensetzungen auch „hinterfragt werden, inwieweit in den genannten Einrichtungskontexten qua Gesetz ein Anrecht auf digitale Teilhabe und Grundversorgung geschaffen werden kann. […] Ansonsten besteht die Gefahr, dass insbesondere Personen im höheren und hohen Alter mit geringerem Einkommen potenziell von der digitalen Welt ausgeschlossen und die bereits vorhandene digitale Spaltung noch vergrößert wird" (de Vries/Himmelsbach/Doh i. d. B.).

3 Ausblicke und Konsequenzen für die Ausbildung Sozialer Arbeit

Als Konsequenz für die Ausbildung ist wiederum als Erfordernis festzuhalten, dass Studierende Sozialer Arbeit im ersten Schritt für das *Alter als eine soziale Konstruktion* sensibilisiert werden müssen (Vukoman i. d. B.). Daran anknüpfend können dann (mögliche) soziale Konstruktionen innerhalb von Adressierungen älterer Menschen durch Soziale Arbeit kritisch reflektiert werden. In der

Vermittlung einer dekonstruktivistischen Perspektive wäre weitergehend zu hinterfragen, ob das Leben an sich nicht voll von Risiken in jedem Lebensalter ist, so wie die Diversität der Lebenslagen in allen Lebensaltern und nicht nur, aber eben auch im Alter berücksichtigt werden kann (ebd.).

So gilt es in der Ausbildung von Studierenden Sozialer Arbeit, Bildungs- und Reflexionsprozesse in Bezug auf *spezifische Phänomene und Entwicklungen in Handlungskontexten des Alter(n)s* anzustoßen (Beispiele im vorliegenden Band wären Mulitmorbidität, Vulnerabilität, Rassismus, sexualisierte Gewalt), indem diese zunächst *grundsätzlich in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung* und erst dann in Bezug auf das Alter thematisiert werden.

Zentral ist dabei, dass bereits im Studium die *Selbstreflexion in der Auseinandersetzung* mit den *Bedingungen von Marginalisierung, Diskriminierung und Verletzung* grundlegend, aber eben auch in Bezug auf Kontexte des Alter(n)s gefördert wird (Weiser i. d. B.).

Anschließend an die oben hervorgehobene Bedeutung partizipativer Zugänge in der Forschung und Praxis Sozialer Arbeit ist auch zu betonen, dass im Studium *partizipative Forschungs- und Handlungsmethoden* zu vermitteln sind (ebd.).

Wenn ferner grundlegend festgestellt wurde, dass das disziplinäre Wissen Sozialer Arbeit in der Praxis oft wenig explizit benannt wird, sollte in der Lehre eine noch stärkere Betonung auf die *Vermittlung sozialarbeiterischer Theorien, Konzepte und Methoden aber vor allem ihrer Bedeutung für die Praxis* erfolgen (Löffler i. d. B.). Dafür empfiehlt sich, professionstheoretische Ausbildungsinhalte stärker auf die Praxis auszurichten (z. B. über Praxisprojekte, Fallstudien oder Rollenspiele).

Dabei zeigt sich auch, dass es *in Bezug auf Handlungsfelder Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s einer systematischen Weiterentwicklung der Curricula* bedarf. Studierende sollten früh und regulär im Studienverlauf die Möglichkeit erhalten, entsprechende Praxisfelder in ihrer Breite kennenzulernen (ebd.).

Abschließend ist zu betonen, dass in der Lehre, ausgehend von den Grundlagen für das professionelle Selbstverständnis Sozialer Arbeit, eine *Vermittlung transdisziplinärer Perspektivität und interprofessioneller Kompetenz* relevant ist. Denn auch in Handlungskontexten des Alter(n)s sind Sozialarbeiter:innen häufig in multiprofessionellen Teams tätig und müssen in der Lage sein, mit Angehörigen anderer Berufsgruppen zielorientiert und wirksam zusammenzuarbeiten. Dafür ist dann auch die Förderung von Reflexionskompetenzen essenziell, da in dieser Zusammenarbeit unterschiedliche Perspektiven und Deutungsmuster für ein gemeinsames Vorgehen zusammengebracht und für das Handeln mit Adressat:innen ausgehandelt werden müssen (ebd.).

Mit diesem inhaltlichen Aspekt kann zum Ende dieses Sammelbands der Kreis zu Aufgaben in der Wissenschaft Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s geschlossen werden. Denn so wie in der beruflichen Praxis eine – fachlich wechselseitig anerkennende und organisatorisch abgestimmte – multiprofessionelle Zusammenarbeit unerlässlich zur Gewährleistung einer Selbstbestimmung

und Teilhabe fördernden integrierten Beratung, Unterstützung, Begleitung und Versorgung von Menschen im Alter ist, so selbstverständlich ist die Gerontologie interdisziplinär. Eine *grundlegend interdisziplinär ausgerichtete Forschung in Kontexten des Alter(n)s* scheint demgegenüber noch ausbaufähig – insbesondere unter Einbezug der Disziplin Soziale Arbeit.

So ist ein aktuelles Ziel der DGSA-Fachgruppe „Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s" den *Kontakt zu Fachgesellschaften anderer Disziplinen* zu fördern und konkrete Kooperationen auch in der Forschung anzuregen. Zugleich war und ist ein Anliegen der DGSA-Fachgruppe, dass *Soziale Arbeit* sowohl *innerhalb der Gerontologie* als auch *in Kontexten der Wissenschaftspolitik ebenso wie der Alten- und Pflegepolitik stärker als relevante Disziplin und Profession wahrgenommen* wird. Zu den vielfältigen Aktivitäten der DGSA-Fachgruppe in den letzten Jahren (z. B. Positionspapiere, Fachtagungen, Symposien auf Konferenzen, Online-Ringveranstaltungen, Literaturlisten) kommt nun der vorliegende Sammelband hinzu, der – in der Hoffnung seiner Herausgeber:innen und Autor:innen – zukünftig zur Erhöhung der Sichtbarkeit des Forschens und der Forschung Sozialer Arbeit in Kontexten des Alter(n)s beitragen wird.

Autor:innen-angaben

Alisch, Monika, Prof. Dr. phil, Dipl. Soziologin, Professorin für Sozialplanung, Sozialraum- und Gemeinwesenarbeit am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Fulda, Sprecherin des hochschulübergreifenden Promotionszentrums Soziale Arbeit, Hessen. Forschungsschwerpunkte: Zivilgesellschaft und Demokratisierung, Sozialraumentwicklung und Alter, Innovative Wohnformen.
Kontakt: monika.alisch@sw.hs-fulda.de

Behrens, Yvonne, M.A., Wissenschaftliche Projektleitung und Mitarbeiterin am Institut für Gesundheit & Soziales der FOM Hochschule. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Gesundheitsversorgung vulnerabler Gruppen, Gesundheitsmanagement, Pflege in einer interkulturellen und multilingualen Welt, Pflegeausbildungen.
Kontakt: yvonne.behrens@fom.de

Bieler, Kathrin, Prof.in Dr. phil., M.A. Gerontomanagement, Dipl.-Sozialarbeiterin/ Sozialpädagogin (FH), Professur für Soziale Arbeit sowie Inhaberin der Dorothea-Römer-Stiftungsprofessur für Gerontologie an der FOM Hochschule. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Methoden der Sozialen Arbeit, systemisches Coaching und Change Management, Leadership und Spiritualität, Abbruchprävention in Pflegeausbildungen, interdisziplinäre Zusammenarbeit von Sozialer Arbeit und Pflege Kontakt: kathrin.bieler@fom.de

Bleck, Christian, Prof. Dr. phil., Dipl.-Sozialarbeiter, Professor für die Wissenschaft Soziale Arbeit am Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Hochschule Düsseldorf. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Professionelle Grundlagen Sozialer Arbeit mit alten Menschen; Sozialraumorientierung und Teilhabeförderung in Handlungskontexten der Altenhilfe und Pflege; Sozialräumliche Handlungsforschung, Evaluations- und Wirkungsforschung in der Sozialen Arbeit.
Kontakt: christian.bleck@hs-duesseldorf.de

de Vries, Tjard, M.A. Alternde Gesellschaften, staatlich anerkannter Sozialarbeiter (B.A.), Akademischer Mitarbeiter am Institut für Angewandte Forschung (IAF) der Katholischen Hochschule Freiburg, Promovend an der Fakultät für Kultur- und Empirische Verhaltenswissenschaften der Universität Heidelberg, Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Alter(n) in Sozialraum und Quartier, Identitätsarbeit im Alter, Alter(n) und Digitalisierung.
Kontakt: tjard.devries@kh-freiburg.de

Doh, Michael, Prof. Dr. phil., Professor für Digitale Transformation im Sozial- und Gesundheitswesen an der Katholischen Hochschule Freiburg, Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Digitale Teilhabe und Digitale Bildung im Alter, Dialog der Generationen, Digitale Nachbarschaften, Digitale Gesundheitskompetenzen, (Digitale) Daseinsvorsorge in der Kommune
Kontakt: michael.doh@kh-freiburg.de

Dosch, Erna, Prof.in Dr. phil., Dipl.-Sozialarbeiterin, Dipl.-Sozialgerontologin, Professorin für Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit am Fachbereich Soziale Arbeit der Hochschule Darmstadt. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Theorien und Methoden, Soziale Arbeit mit älteren Menschen, (pflegende) An- und Zugehörige, soziale Teilhabe und Gesundheit, Beratung, Bürgerschaftliches Engagement und Community Work, Alter(n), Gender und Diversität, Kontakt: erna.dosch@h-da.de

Engler, Stefanie, Prof.in Dr. phil., MA Soziale Arbeit, staatlich anerkannte Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin. Professorin für Wissenschaft Soziale Arbeit und Prorektorin für Lehre an der Evangelischen Hochschule Freiburg. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s – Theorien, Methoden, Handlungsfelder; Häusliche Pflegesettings; Geragogik und Soziale Arbeit; Alter(n) und Sozialraum.
Kontakt: stefanie.engler@eh-freiburg.de

Frewer-Graumann, Susanne, Prof.in Dr. phil., Dipl. Päd., Professorin für Soziale Arbeit im Fachbereich Gesundheit und Soziales an der FOM Hochschule in Münster. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Soziale Arbeit im Kontext des Alter(n)s, Inklusion und Teilhabeförderung über den Lebenslauf, Palliative Care.
Kontakt: susanne.frewer-graumann@fom.de

Himmelsbach, Ines, Prof.in Dr. phil., Professorin für Soziale Gerontologie, Prorektorin Forschung und Institutsleitung des Instituts für Angewandte Forschung (IAF) an der Katholischen Hochschule Freiburg, Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Gerontologische Grundlagen, Bildung im Alter, Wohnen im Alter, Gesundheit im Alter, Altern mit Kompetenzeinbußen, insbesondere Sehbeeinträchtigung im Alter, Qualitative Methoden der Sozialforschung, insbesondere biographisch-rekonstruktive Verfahren
Kontakt: ines.himmelsbach@kh-freiburg.de

Jänsch, Marlene, Dr. phil., Sozialarbeiterin M.A., Dipl.-Sozialpädagogin (FH), Verwaltung der Professur für Organisationsmanagement im Kontext regionaler Entwicklungsprozesse an der HAWK Holzminden. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Sozialräumlich organisierte Soziale Arbeit in Kontexten von Alter(n), Bildungs- und Transformationsprozessen, sozialen Ungleichheiten, ländlichen Räumen und freiwilligem Engagement; Hochschuldidaktik.
Kontakt: marlene.jaensch@posteo.de

Kricheldorff, Cornelia, Prof.in Dr. phil., Dipl. Sozialgerontologin und Dipl. Sozialpädagogin, Professorin für Soziale Gerontologie und Soziale Arbeit im Gesundheitswesen an der Katholischen Hochschule Freiburg bis 2020 (em.). Aktuell Lehre zu gerontologischen Grundlagen an verschiedenen Hochschulen

und Universitäten. Selbständige Tätigkeit in Kommunaler Beratung und Prozessbegleitung. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Sozialräumlich orientierte Soziale Arbeit in Kontexten von Alter(n); Geragogik; Gestaltung von Bildungs- und Transformationsprozessen; Bewältigung von Statuspassagen; Wohnen im Alter; Altern und Gesundheit; Soziale Arbeit in Kontexten von Pflege.
Kontakt: cornelia.kricheldorff@kh-freiburg.de

Kühnel, Markus, Prof. Dr. phil., B.A. Soziale Arbeit, M.A. Alternde Gesellschaften, Professor für Soziale Gerontologie an der Fakultät für Soziale Arbeit der Technischen Hochschule Landshut. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Alternde Gesellschaften, Altersdiskriminierung, Armutsforschung, (kommunale) Demografie- und Seniorenpolitik, gesundes Alter(n), Organisations- und Politikberatung, (kommunale) Sozialpolitik.
Kontakt: markus.kuehnel@haw-landshut.de

Löffler, Eva Maria, Prof.in Dr. Phil., M.A. Soziale Arbeit, staatlich anerkannte Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin, Professorin für Soziale Arbeit an der IU Internationale Hochschule, Campus Hamburg. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s, Soziale Arbeit und Sozialpolitik, (Multi-)Professionelles Handeln Sozialer Arbeit im sozialstaatlichen Kontext.
Kontakt: mail@eva-loeffler.de

Rempel, Robert, Sozialarbeiter M.A., Promovend am Hessischen Promotionszentrum für Soziale Arbeit. Mitarbeiter in der Abteilung Inklusion und Älter werden im Quartier im Amt für Soziale Dienste in Kiel. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s, sozialräumliche und biografische Aneignung im Alter, Infrastruktur- und Pflegebedarfsplanung.
Kontakt: robert.rempel@posteo.de

Ritter, Monique, Prof. Dr. phil., Sozialarbeiterin, Professorin für Gender und Soziale Arbeit an der Hochschule Landshut. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Geschlecht und Soziale Arbeit, Rassismus(kritik) in den Kontexten des Alter(n)s, gender- und diversitätssensible Hochschulentwicklung, Flucht/Migration und Arbeit.
Kontakt: monique.ritter@haw-landshut.de

Rubin, Yvonne, Prof. Dr. phil., M.A. Soziale Arbeit, B.Sc. Pflege und Gesundheit, Professorin für Soziale Arbeit mit dem Schwerpunkt Lebensalter und Lebenslagen an der Ernst-Abbe-Hochschule in Jena. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s, sozialstaatliche Transformationsprozesse, Sozialraumentwicklung, qualitativ-rekonstruktive und partizipative Forschung
Kontakt: yvonne.rubin@eah-jena.de

Rüßler, Harald, Prof. Dr. rer. pol., Dipl. Sozialökonom, Dipl. Sozialgerontologe, Prof. (em.) für Sozial- und Politikwissenschaften an der Fachhochschule Dortmund, Leiter der Arbeitsgruppe „(Stadt-)Gesellschaften im Wandel". Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Alters- und demografiesensible Stadt- und Quartiersentwicklung, Sozialer Wandel und gesellschaftliche Transformation, Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s.
Kontakt: harad.ruessler@fh-dortmund.de

Stadel, Wolfgang, Prof. Dr. phil. Soziale Arbeit M.A., Professor für Soziale Arbeit mit dem Schwerpunkt Gemeinwesenarbeit und Sozialraumentwicklung an der Fakultät Soziale Arbeit, Bildung und Pflege, der Hochschule Esslingen. Forschungsschwerpunkte: Kontexte von Behinderung, Alter und Sozialraumentwicklung.
Kontakt: wolfgang.stadel@hs-esslingen.de

Steinfort, Julia, Prof.in Dr. Phil., Dipl. Päd., Professur an der Katholischen Hochschule NRW / Standort Köln: Theorien und Konzepte der Sozialen Arbeit, Schwerpunkt Geragogik. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Handlungsfelder der Sozialen Altenarbeit, Altenhilfe und Altenbildung; Gestaltung des demografischen Wandels (Themen hier u.A. Identität, Intergenerationalität; Digitalität; Sexualität); Sozialgeragogik.
Kontakt: j.steinfort@katho-nrw.de

Sträter, Birgitta, Prof.in Dr. med., Ärztin für Psychiatrie und Psychotherapie, Professur für medizinische Grundlagen der Sozialen Arbeit an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen, Abteilung Köln. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Sexuelle Gesundheit und Alter(n), sexuelle Gesundheit und psychische Störungen, Suchtmedizin.
Kontakt: b.straeter@katho-nrw.de

Vukoman, Marina, M.A. Soziale Arbeit, Dipl. Sozialarbeiterin (FH), Promovendin an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Duisburg-Essen und Sozialarbeiterin in der Offenen Altenarbeit der Stadt Essen. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Soziale Altenarbeit, Kritische Soziale Arbeit, Altersdiskurse, Deutungsmuster(-analysen), Arbeitslosigkeit, Soziale Ungleichheit.
Kontakt: marina.vukoman@uni-due.de

Weiser, Franziska, Sozialarbeiterin M.A., freie Doktorandin an der Universität Vechta in Kooperation mit der Alice-Salomon-Hochschule Berlin. Psychosoziale Beraterin in einer Frauenberatungsstelle.
Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Sexualisierte Gewalt gegen Frauen in höheren Lebensaltern.
Kontakt: franziska.weiser@googlemail.com

Forschen und Forschung in Kontexten des Alter(n)s

Forschung in Kontexten des Alter(n)s gewinnt sowohl für als auch durch die Soziale Arbeit zunehmend an Bedeutung. Der Sammelband greift diese bisher wenig beachtete Verbindung auf. In einem ersten Teil stellt der Sammelband Erkenntnisse zum Forschen und zum Forschungsprozess dar. Der zweite Teil bündelt Ergebnisse empirischer Studien zu professions-, adressat:innen- und organisationsbezogenen Fragen. Die Autor:innen diskutieren Ausblicke und Konsequenzen für die Soziale Arbeit als Wissenschaft, Praxis und Ausbildung.

Die Herausgeber:innen
Prof. Dr. Eva Maria Löffler, Professorin für Soziale Arbeit, IU Internationale Hochschule, Standort Hamburg
Prof. Dr. Christian Bleck, Professor für Wissenschaft Soziale Arbeit, Hochschule Düsseldorf
Prof. em. Dr. Harald Rüßler, emeritierter Professor für Sozial- und Politikwissenschaften, Fachhochschule Dortmund

Die Autor:innen der Beiträge sind Mitglieder der DGSA-Fachgruppe ‚Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s'. Die Website der Fachgruppe ist abrufbar unter: https://www.dgsa.de/fachgruppen/soziale-arbeit-in-kontexten-des-alterns

ISBN 978-3-8474-3157-2

www.budrich.de